



Frankfurter Allgemeine

SONNTAGSZEITUNG

HERAUSGEGEBEN VON GERALD BRAUNBERGER, JÜRGEN KAUBE, CARSTEN KNOP, BERTHOLD KOHLER

EIN SOMMER IN EUROPA

Was bleibt von der Fußball-Europameisterschaft? Sport



WELCOME AUF SCHALKE

Taylor Swift singt im Pott – Kollegin Lary weist sie ein. Leben



BENZIN STATT STROM

Die Autoindustrie setzt wieder auf den Verbrenner. Wirtschaft



JAHRHUNDERT-PROJEKT

Wie die Deutsche Bahn ihr Schienennetz modernisiert. Rhein-Main

Wie lässt sich Putins Terror stoppen?

Russland zerbombt gerade die Lebensgrundlagen der Ukrainer. Experten sind der Ansicht: Da helfen nur Abfangjäger. Von Konrad Schuller



Am Montag traf ein russischer Marschflugkörper die größte Kinderklinik der Ukraine. Solche Geschosse fliegen vorher weite Schleifen über das Land – aber den Ukrainern fehlen die Mittel zur Abwehr.

Foto Getty

Es ist Montag, der 8. Juli. In Washington bereitet die NATO ihr 75. Jubiläum vor, aber in der ukrainischen Hauptstadt Kiew trifft ein tödliches Geschoss die größte Kinderklinik des Landes, das Ochmatdyt. Zu dieser Zeit liegen in den Betten und Operationssälen 600 Kinder.

Schnell ist der Urheber klar: Ein Handyvideo zeigt einen russischen Marschflugkörper des Typs Ch-101 in der Sekunde vor dem Einschlag. Die stumpfe Schnauze, das Triebwerk unter der Schwanzflosse und der dunkle Abgasstrahl sind klar sichtbar. Danielle Bell, die Leiterin der UN-Menschenrechtsmission in der Ukraine, spricht nach einer ersten Untersuchung durch ihre Fachleute von „einem der ungeheuerlichsten Angriffe, die wir seit Beginn der Invasion erlebt haben“.

Tags darauf, am Dienstag, reagiert die NATO. Der amerikanische Präsident Joe Biden, Gastgeber des Washingtoner Gipfels, kündigt an, die Länder des Bündnisses würden der Ukraine fünf zusätzliche „strategische“ Flugabwehreinheiten schicken – also Abschussysteme der modernen Typen SAMP/T und Patriot. Dutzende von Batterien geringerer Reichweite sowie Hunderte von Raketen für die Werfer sollen hinzukommen.

Wird das reichen, um die Ukraine vor Angriffen wie den auf das Ochmatdyt besser zu schützen? Zwei führende Experten, Gustav Gressel vom „European Council on Foreign Relations“ und der Datenanalytiker Marcus Welsch, haben in einer noch unveröffentlichten Studie im Auftrag des „European Resilience Initiative Centre“ Hunderte von Einzelinformationen ausgewertet. Ihre Folgerung: Die Ukraine müsse jetzt „noch substanzialer“ für die Luftverteidigung ausgestattet werden „als bisher diskutiert“. Gressel sagte der F.A.S., das Flugabwehrpaket von Washington sei zwar „eine Chance für die Ukraine“, aber noch fehle „viele, was nötig wäre“. Mit den fünf neu zugesagten strategischen Abwehrsystemen komme die Ukraine auf insgesamt neun Einheiten dieser Art. Bei der Ausdehnung des Landes – die Ukraine ist in Europa der größte Staat nach Russland – blieben bei dieser Zahl aber immer noch „Lücken“.

Auch bei der Munition sehen Gressel und Welsch offene Fragen. Sie haben errechnet, dass die Ukraine für die strategische Flugabwehr 1500 Geschosse brau-

che, um allein die nächste russische Winteroffensive zu überstehen. Die NATO hat aber ihre Versprechen nicht mit Zahlen unterlegt. Gressel sagt deshalb, für ein endgültiges Urteil müsse man „erst abwarten, wie viel geliefert wird“.

Vor allem aber vermissen die beiden Fachleute im Angebot der NATO eine Waffenart, welche der Ukraine bei der Abwehr von Geschossen wie dem Ch-101 mehr fehlt als jede andere: Jagdflugzeuge in genügender Zahl. Die neue Studie erklärt, warum: Flugzeuge können Marschflugkörper oft billiger und sicherer stoppen als andere Abwehrwaffen.

Wie wichtig das ist, zeigt ein Blick auf das Gesamtbild des russischen Luftkrieges. Dazu erst ein paar Rahmendaten. Russland hat der neuen Studie zufolge in der ersten Hälfte dieses Jahres etwa 3500 ballistische Raketen, Marschflugkörper und Drohnen auf zivile Ziele in der Ukraine abgefeuert – doppelt so viele wie im Vergleichszeitraum 2023. Moskau wolle die ukrainische Flugabwehr damit zwingen, ihre Munition bis zur „langfristigen Erschöpfung“ zu verfeuern, um dann ab November oder Dezember im harten ukrainischen Winter mit noch intensiveren Angriffswellen umso leichter durchzukommen. Wladimir Putins Ziel sei dabei die „Zermürbung der Bevölkerung“. Wenn es ihm im Winterfrost gelinge, durch Schläge gegen die Strom- und Fernwärmenetze der Ukraine Millionenstädte wie Charkiw und Dnipro „in die Unbewohnbarkeit“ zu bomben, würde das zu neuen „erheblichen Fluchtbewegungen führen“ und die Ukraine vor immense Probleme stellen.

Die Zeit drängt, denn Russland scheint diesem Ziel schon ziemlich nah zu sein. In der Studie heißt es, bereits jetzt seien 80 Prozent der ukrainischen Strom- und Wärmeenergie auszufallen. Der größte private Erzeuger, DTEK, habe 90 Prozent seiner Kapazität verloren und weise darauf hin, dass schneller Ersatz nicht in Aussicht stehe.

Im Licht dieser Zermürbungsstrategie erscheint der Angriff auf das Ochmatdyt fast nur noch wie traurige Routine. Gressel meint, die Welle jenes 8. Juli sei mit 38 Raketen und Marschflugkörpern „gar nicht so groß“ gewesen, und Welsch schätzt, die Attacke sehe einfach nur aus wie ein „Teil des normalen Programms“ der russischen Luftwaffe.

Die Ukraine hat es zuletzt immer schwerer gehabt, dieser mörderischen „Normalität“ etwas entgegenzusetzen. Die neue Studie erinnert daran, dass ihr schon im letzten Winter die Munition für ihre verbliebenen Flugabwehrwaffen aus sowjetischer Zeit ausgegangen ist. Seither ist sie auf diesem Feld komplett auf den Westen angewiesen. Dabei sind ihre Erfolge je nach der Art der Angriffswaffen unterschiedlich. Langsam fliegende Propellerdrohnen russischer oder iranischer Bauart könnten die Ukrainer mittlerweile mit Maschinengewehren auf zivilen Pritschenwagen so gut abwehren, dass nur noch fünf von 100 durchkämen. Bei Marschflugkörpern wie dem Ch-101, die um ein Vielfaches schneller sind, sowie bei ballistischen Raketen haben Gressel und Welsch dagegen festgestellt, dass die Abschussrate zwischen September 2023 und März 2024 von 80 auf unter 50 Prozent abgenommen hat. Die Russen sind damals offenbar auch deshalb viel leichter durchgekommen, weil Amerika wegen der Blockade durch Donald Trumps Republikaner monatelang keine Munition mehr geliefert hatte.

Jetzt, wo die Hilfe wieder kommt, wird es wohl langsam etwas besser, und mit den fünf „strategischen“ Abwehreinheiten, welche die NATO diese Woche zusätzlich versprochen hat, werden die Ukrainer nicht nur Drohnen und konventionelle Marschflugkörper abschießen können, sondern auch das, was bisher besonders schwer zu treffen war: Raketen mit sehr hoher Flughöhe und überschallschnelle Marschflugkörper.

Es bleibt die Frage, ob das genug ist. Die Ukraine wird nach den Beschlüssen dieser Woche am Ende neun strategische Flugabwehreinheiten haben. Sie hat aber acht Großstädte mit mehr als 500.000 Einwohnern, unzählige Mittelstädte, Kraftwerke, Staudämme, Rüstungsfabriken und Verkehrsknoten. Und für jedes Schutzobjekt ist mehr als eine Einheit nötig, weil ein Patriot-System nach jedem Einsatz die Stellung wechseln muss, um nicht selbst entdeckt und zerstört zu werden. In dieser Zeit muss ein anderes System übernehmen. Präsident Wolodymyr Selenskyj hat deshalb im April gesagt, für einen „kompletten“ Schutz seien 25 Patriot-Systeme nötig.

Jetzt aber werden es erst einmal neun. Was tun, um die Lücke zu schließen? – Die Antwort gibt ein Blick auf eine Spezialkarte, die nach dem Angriff auf das Ochmatdyt im Internet aufgetaucht ist. Sie zeigt die Flugbahnen jenes Schwarms

von Marschflugkörpern, der am Montag über Kiew hergefallen ist. Alle Ch-101 kamen dabei von der russischen Grenze im Nordosten. Dann aber teilten sie sich auf. Um die ukrainische Flugabwehr zu verwirren, flogen einige von ihnen weite Schleifen bis tief in die Westukraine, bevor sie wendeten und dann von drei Seiten wieder Kurs auf Kiew nahmen.

Gressel und Welsch ziehen aus solchen Flugbahnen eine eindeutige Folgerung: Weil die viel zu dünn aufgestellte bodengestützte Flugabwehr gegen solche Zickzackflieger wenig ausgerichtet kann, ist ihrer Ansicht nach eine „Ergänzung durch Abfangjäger“ zwingend. Der tödliche Marschflugkörper Ch-101 ist nämlich nicht schneller als ein Verkehrsflieger, und deshalb sind Jagdflugzeuge die „effektivste Abwehrwaffe“ gegen diese Bedrohung. Gressel erläutert das anhand der Flugrouten vom Angriffstag. „Man sieht, wie die russischen Marschflugkörper in der Ukraine spazieren fliegen, um in einen guten Winkel zu kommen“, sagt er. „Das kann ich nur mit Abfangjägern unterbinden.“ Weil aber der Ch-101 der am häufigsten verwendete russische Marschflugkörper sei, könnten Abfangjäger einen wirklichen Unterschied machen. In Bezug auf die Kinderklinik von Kiew folgert Gressel: „Mit genügend Flugzeugen hätte man den Angriff wahrscheinlich stoppen können.“

Wenn der Kampf gegen relativ langsame Drohnen und Marschflugkörper zum Teil von Flugzeugen übernommen würde, hätte das für die Ukraine noch einen weiteren Vorteil: Ihre neuen hochmodernen Patriots und SAMP/T müssten sich nicht gegen die Ch-101 verzetten. Sie könnten ausschließlich gegen jene superschnellen Ziele eingesetzt werden, gegen die sonst kein Kraut gewachsen ist: die Rakete Iskander/M oder Zirkon „Wunderwaffen“, Kinschal und Pitun. „Je mehr Ziele ich mit Jagdfliegern abfange, desto mehr Munition spare ich bei den Patriots“, meint Gressel.

Zusammen mit Welsch rechnet er in der neuen Studie vor, wie viele Abfangjäger nötig wären, um den Luftraum der Ukraine abzudecken. Dabei setzen die beiden voraus, dass Flugzeuge nur dann eine Chance gegen Marschflugkörper haben, wenn sie schon fliegen, sobald der Angriff kommt. Um aber über 24 Stunden auch nur eine einzige Maschine durchgängig in der Luft zu halten, seien wegen Start, Landung, Betankung und

Wartung insgesamt 12 Flugzeuge nötig. Nach dieser Rechnung brauche die Ukraine 80 Abfangjäger, „um ihren Luftraum ausreichend schützen zu können“.

Diese Zahl würde aber nur reichen, wenn die Jäger sich nur auf die Abwehr von Marschflugkörpern konzentrierten. Wenn sie aber auch Bodentruppen unterstützen, die feindliche Flugabwehr oder Munitionsdepots bekämpfen wollten, wären noch viel mehr nötig – zumal die russische Luftwaffe dreizehnmal so stark ist wie die der Ukraine. Selenskyj hat deshalb jetzt 128 Flugzeuge gefordert. Der amerikanische Thinktank „Center for Strategic and International Studies“ kam sogar auf 216 Stück.

Blickt man allein auf die globalen Zahlen, müsste das möglich sein. Die Länder der NATO haben fast 3300 Jagdflugzeuge, viermal so viele wie Russland. Sie können nicht in Gefahr, wenn einiges davon an die Ukraine ginge. Deshalb haben sich jetzt vier von ihnen (Belgien, Dänemark, die Niederlande und Norwegen) bereit erklärt, der Ukraine in den kommenden Jahren in kleinen Schritten mehrere Dutzend Flugzeuge des amerikanischen

Typs F-16 zu liefern. Frankreich will ein paar Mirage beisteuern, und Dänemark sowie die Niederlande haben gerade die ersten Exemplare losgeschickt.

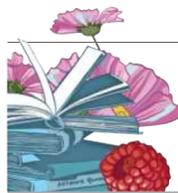
Amerika und Deutschland dagegen zaudern. Die USA stellen keine einzige Maschine, und ein Vertreter der Bundesregierung sagte auf eine Anfrage der F.A.S., Berlin wolle keine Jäger liefern, weil man nicht wisse, ob die Ukraine damit nur Drohnen und Marschflugkörper abfangen werde oder ob sie die Flugzeuge auch „für andere Aufgaben“ nutzen wolle – zum Beispiel gegen Bodenziele.

Die bisher bekannten Versprechen summieren sich trotzdem auf 60 bis 80 Stück, was immerhin dem Minimum entspräche, das Gressel und Welsch errechnen. Allerdings gilt eine Einschränkung: Keines der Länder aus der F-16-Koalition hat einen Zeitplan genannt, und Belgien etwa sagt schon jetzt, die Lieferung könne bis 2028 dauern.

Vor Russlands Angriffswelle im Spätherbst dürfte deshalb erst ein Bruchteil der Flugzeuge in der Ukraine sein. „Und das“, sagt Gressel, „ist zu wenig gegen Wladimir Putins Winter-Luftoffensive“.



Fotos dpa (2), EPA; Illustration Kat Menschik



SOMMERLEKTÜRE

Die Empfehlungen aus der Redaktion.

Feuilleton

SECOND-HAND-MODE

Wie Ramsch aus China den Markt kaputtmacht.

Wert & Wohnen

Kundenservice: (0 69) 75 91-10 00
Internet: www.faz.net/meinabo
Abo-Bestellung: (0 69) 75 91-33 59
Im Internet: www.faz.net/abo

Luxemburg, Österreich, Belgien, Frankreich, Italien, Niederlande, Portugal (Cont.), Spanien, Kanada, Balaeren 6,00 € - Schweiz 6,30 sfrs



NEW BR 03 DIVER TIME INSTRUMENT

Bell & Ross

BR03 DIVER CERAMIC BLACK MATTE - POWER RESERVE 54H - BELLROSS.COM



Der thüringische CDU-Vorsitzende Mario Voigt im Innenhof des Erfurter Landtags

Foto Daniel Pilar

„Wir entscheiden und sonst niemand“

Wenn Mario Voigt in Thüringen Ministerpräsident werden will, braucht er das Bündnis Sahra Wagenknecht. Darüber redet der CDU-Chef aber nicht gerne. Wir haben es trotzdem versucht.

Herr Voigt, träumen Sie immer noch davon, Ministerpräsident von Thüringen zu werden, oder haben Sie sich mal die aktuellen Umfragen angeschaut?

Ich träume nicht, ich arbeite für den politischen Wechsel in Thüringen. Den hat das Land verdient. Die aktuellen Umfragen und die Ergebnisse der Kommunalwahlen zeigen, dass die CDU zulegt. Der Trend stimmt also.

Sie wollten eine Deutschland-Koalition mit SPD und FDP bilden, und die ist mittlerweile völlig illusorisch. Ja, ich kann aber nicht auf die Schwächen der anderen schauen, ich muss die Stärken der CDU sehen, und da haben wir den Abstand zur AfD halbiert. Das heißt: Wir können die AfD mit Björn Höcke stoppen. Unser Ziel bleibt, stärkste Kraft zu werden.

Und dann? Mit der AfD wollen Sie nicht koalieren. Bleibt also nur das Bündnis Sahra Wagenknecht, kurz BSW.

Zwei Drittel der Thüringer wünschen sich den politischen Wechsel. Halten wir doch erst mal fest, dass der nur mit der CDU zu haben ist. Die BSW-Spitzenkandidatin in Thüringen hat gerade gesagt, sie könne sich auch ein Regieren mit Rot-Rot-Grün vorstellen. Das ist sicher nicht unser Weg.

Wie fühlt sich das an, von Sahra Wagenknecht abhängig zu sein, die mal gesagt hat, die DDR sei „das friedfertigste und menschenfreundlichste Gemeinwesen, das sich die Deutschen in ihrer Geschichte bisher geschaffen haben“?

Mein Großvater ist von den Kommunisten 1953 aus dem Grenzgebiet zu Westdeutschland zwangsausgesiedelt worden. Freiheit statt Sozialismus ist für mich keine hohle Phrase.

Sie schließen eine Koalition mit dem BSW also nicht aus.

Für mich ist wichtig, dass wir uns auf unsere eigenen Stärken besinnen und

die Thüringer Themen in den Mittelpunkt stellen.

Wenn Sie dieser Frage ausweichen, weiß ein CDU-Wähler in Thüringen nicht, ob mit seiner Stimme am Ende BSW-Minister ins Amt kommen. Ich sage den Leuten: Wenn ihr die CDU wählt, kriegt ihr ein Programm, das sich auf Thüringen konzentriert, und eine stabile CDU-Regierung, die der Ampel in Berlin richtig Druck macht. Rot-Rot-Grün hat in wichtigen Fragen zu über 90 Prozent immer mit der Ampel gestimmt, und das hat Thüringen zurückgeworfen. Und wissen Sie, momentan sind laut Umfragen zwei von drei Ampelparteien nicht mal mehr im Thüringer Landtag.

Wenn man vor zwei Jahren einen CDU-Politiker gefragt hätte, warum er nichts mit der Linkspartei macht, wäre nach kurzer Zeit der Name Sahra Wagenknecht gefallen. Die Frau, die mal Stalin gelobt hat. Jetzt gründet die eine neue Partei, und auf einmal kann man mit ihr koalieren? Das BSW darf doch jetzt bitte schön nicht der neue Referenzpunkt für Politik in Deutschland sein. In den vergangenen beiden Jahren wurde die AfD als New Kid on the Block durch die Medienlandschaft getrieben. Jetzt ist es das BSW. Ich glaube, wir sollten uns mal wieder um die Probleme der Deutschen kümmern. Ich sehe die CDU auch als Schutzmacht für die kleinen Leute und die Fleißigen im Land.

Wenn das BSW die einzige Kraft ist, mit der eine stabile Regierung möglich ist, können Sie das doch nicht ignorieren, wenn wir danach fragen, wie man mit dem BSW umgeht. Deshalb sage ich Ihnen: Es ist in allererster Linie die Entscheidung der Wähler, die wir abwarten und respektieren. Die Wähler sind doch nicht auf den Kopf gefallen, die wissen schon ganz genau, worum es geht. Ich kämpfe für eine starke CDU und nicht für irgendeine Koalition.

Es gibt einige Schnittmengen zwischen BSW und CDU. Wagenknecht will die illegale Migration stoppen und ist für eine Bezahlkarte für Asylbewerber.

Unsere CDU-Landräte in Thüringen haben das als Erste deutschlandweit umgesetzt, jetzt übernimmt das BSW unsere Positionen. Diese Partei ist ein politischer Gemischtwarenladen, wo Personal und Programm nicht richtig zusammenpassen. Da werden noch viele Häutungsprozesse passieren. Nach der Kommunalwahl sind Leute in Gotha aus dem BSW wieder ausgetreten und zur Wertunion gewechselt. Wenn man ein Land führen will, muss man vor Ort eine Basis haben. Das BSW hat 47 Mitglieder. Die CDU hatte bei den Kommunalwahlen 4500 Kandidatinnen und Kandidaten.

Heißt das, mit einem so unfertigen und unzuverlässigen Partner wollen Sie lieber nicht regieren?

Thüringen war mit einer linken Minderheitsregierung fünf Jahre lang in einem politischen Ausnahmezustand. Jetzt geht es darum, die Probleme anzupacken, die entstanden sind: die Wirtschaft zu entlasten, dass Leistung sich wieder lohnt, für Ordnung und Sicherheit zu sorgen, medizinische Versorgung zu garantieren und den Unterrichtsausfall zu bekämpfen. In Thüringen fällt jede zehnte Stunde aus, deshalb wollen wir jungen Lehrern, die in Thüringen studiert haben, eine Jobgarantie geben. Und wir werden uns dafür einsetzen, dass Kinder nach der Grundschule wieder zuverlässig lesen, rechnen und schreiben können. Solche konkreten Lösungen werden zu Recht von den Leuten erwartet.

Das ließe sich mit dem BSW wahrscheinlich umsetzen. Machen Sie eigentlich einen Unterschied zwischen Sahra Wagenknecht und der BSW-Spitzenkandidatin in Thüringen, der früheren Eisenacher Oberbürgermeisterin Katja Wolf?

Es sind zwei unterschiedliche Personen, wo man den Eindruck haben muss, da weiß die eine Hand nicht, was die andere tut. Aber Sie stellen jetzt die neunte Frage zum BSW. Es wurde zwei Jahre lang pausenlos über die AfD sich aufgeregt. Für mich sind weder AfD noch BSW ein Bezugspunkt.

Dann fragen wir anders: Wie ist Ihr Verhältnis zu Katja Wolf?

Ich schätze Katja Wolf als Person und habe sie nie als verbohrt Ideologin kennengelernt. Beim letzten Saisonspiel der Handballmannschaft des ThSV Eisenach habe ich mit ihr eine Bratwurst zusammen gegessen.

Vergleichen wir doch mal: Wie ist Ihr Verhältnis zu Bodo Ramelow?

Ja, das ist natürlich anders. Er als Ministerpräsident und ich als Oppositionsführer hatten immer wieder harte Gespräche zu führen. Trotzdem ist das Verhältnis von gegenseitigem Respekt geprägt. Bodo Ramelow hat in den letzten Jahren versucht, sich für das Land einzusetzen. Man merkt aber auch, dass die Kraft nach zehn Jahren aufgebraucht ist.

Sahra Wagenknecht glaubt, dass das BSW in Thüringen stärkste Kraft wird. Würden Sie dann als Juniorpartner Katja Wolf zur Ministerpräsidentin wählen?

Da bin ich anderer Meinung. Die einzige Kraft, die in Thüringen, aber auch in Sachsen, stärker sein kann als die AfD, ist die CDU. Das haben die Kommunalwahlen gezeigt. Die CDU wurde stärkste Kraft. Weder die AfD noch das BSW haben es geschafft, in allen Wahlkreisen Direktkandidaten aufzustellen. Wenn eine Partei ein Land regieren will, muss sie nah am Leben der Leute sein.

Wagenknecht bietet einen Deal an. Das BSW könnte in Sachsen Ihren Parteifreund Michael Kretschmer zum Ministerpräsidenten wählen, und Sie verzichten dafür in Thüringen und wählen Katja Wolf.

Wir Thüringer halten von solchen Hinterzimmer-Deals gar nichts. Frau Wagenknecht will ich klar sagen, das weder in Berlin noch am Küchentisch in Saarbrücken über Thüringens Zukunft gefunden wird. Wir entscheiden schon selbst und sonst niemand. Und noch einmal: Die CDU Thüringen hat das Potential, stärkste Kraft zu werden.

Wenn eine Partei stärkste Kraft wird, zum Beispiel das BSW, sollte sie dann nicht den Ministerpräsidenten stellen?

Dieses Hätte-hätte-hätte höre ich seit vier Jahren. Jetzt sind wir in einer Situation, wo die CDU eine reale und gute Chance hat, vor der AfD zu landen. Da volle Konzentration drauf zu geben, mag Sie weniger interessieren, aber das ist im Interesse der Thüringer, und die sind für mich wichtiger.

Darf wenigstens Friedrich Merz mitreden, bevor Sie mit dem BSW etwas machen?

Die CDU ist eine geschlossene Mannschaft. Trotzdem ist das, was in Berlin

diskutiert wird, nicht das, was hier vor Ort entscheidend ist. Friedrich Merz und ich sind uns einig, dass die CDU das Bollwerk ist, um die AfD zu verhindern. Wir tun gut daran, uns nicht durch Seitendebatten ablenken zu lassen.

Muss sich Friedrich Merz also Sorgen machen? Es gab schon mal eine CDU-Bundesvorsitzende namens Annegret Kramp-Karrenbauer, die hat ihr Amt verloren, weil ihr vorgeworfen wurde, die Thüringer CDU nicht auf Kurs gebracht zu haben. Nein, das muss Friedrich Merz nicht. Unser CDU-Kompass ist klar.

Was haben Sie gedacht, als Merz öffentlich sagte, es dürfe keine Zusammenarbeit mit dem BSW geben? Er hat das später zurückgenommen.

Wir sind uns sehr einig, was die Bundesebene angeht. Aber wir reden hier über Thüringen. Das ist etwas ganz anderes. Es ist unser Land, und es ist unsere Wahl. Wir werden das Richtige tun.

Merz hat das schon mal gemacht. Vor der Landtagswahl in Hessen sagte er, die Grünen seien der „Hauptgegner“. Danach musste Ihr Parteifreund Boris Rhein monatelang Interviewfragen beantworten, warum er mit dem Hauptgegner der CDU eine Koalition anstrebt. Muss Herr Merz sich mal überlegen, wie er in Landtagswahlkämpfe reinkommt?

Friedrich Merz hat gesagt, die Grünen seien übergriffig und der Hauptgegner in der Bundesregierung. Das wurde in der Presse zu oft verkürzt. Bei uns gibt es das klare Signal, wir starten unseren Wahlkampf mit Friedrich Merz. Er ist der Bundesvorsitzende, der die CDU sofort wieder oppositionsfähig gemacht und die Partei inhaltlich und personell erfolgreich neu aufgestellt hat.

Es gab kürzlich eine Strategieklausur im Konrad-Adenauer-Haus, an der Sie auch teilnahmen. Da soll Merz gesagt haben, es dürfe keine öffentlichen Debatten über Koalitionsoptionen geben. Danach begann er selbst eine Debatte über Koalitionsoptionen. Nicht so richtig konsequent, oder?

Ich glaube, zu dem Thema ist alles gesagt. Wir sollten uns auf die Themen konzentrieren, die die Leute momentan am meisten nerven, beispielsweise die illegale Migration, die wir stoppen wollen.

Wie denn?

Mit einer klaren Linie. Wir wollen die Anreize deutlich reduzieren. Für uns heißt das, flächendeckend die Bezahlkarte in Thüringen einzuführen, also Sachleistungen zu gewähren statt Geld zu geben. Wir wollen ein zentrales Rückführungszentrum schaffen. Gleichzeitig wollen wir Fachkräfte schneller anerkennen. Wir setzen uns dafür ein, dass die Drittstaatenlösung unverzüglich kommt. Damit findet ganz konsequent die Anerkennung von Asylbewerbern nur noch außerhalb Deutschlands statt. Und natürlich muss gelten, dass sich jeder an unsere Regeln und Gesetze hält. Wer das nicht tut, hat sein Bleiberecht verwirkt.

Mal angenommen, Sie schaffen das alles, Sie werden stärkste Kraft und Ministerpräsident. Was könnte die CDU bundesweit dann von Ihnen lernen über den Umgang mit der AfD? Was wäre das Erfolgsrezept von Mario Voigt?

Da bin ich bodenständig und bescheiden. Mir geht es um meine Heimat. Ich möchte, dass Thüringen unter meiner Führung wieder in ruhiges Fahrwasser kommt. Wir haben hier ganz besondere Bedingungen. Die einzige Minderheitsregierung, den einzigen Linken-Ministerpräsidenten Ramelow, Höcke als den heimlichen Bundesvorsitzenden der AfD. Mein Ziel war, Höcke im Fernsehduell in der Auseinandersetzung zu stellen. Die Leute haben es satt, wenn um den heißen Brei herumgeredet wird statt die echten Probleme anzupacken. Wenn es ein Erfolgsrezept geben sollte, dann ist es die inhaltliche Auseinandersetzung und nicht das permanente Schwingen der Nazikeule.

Schauen wir in die Zukunft: Der Wahltag kommt, die Ergebnisse sind da, es wird sondiert. Und auf einmal forciert die AfD eine Ministerpräsidentenwahl im Landtag, bevor Sie sich mit Katja Wolf einig geworden sind. Passiert dann wieder ein Unglück im dritten Wahlgang, wie damals, bei der Wahl von Thomas Kemmerich?

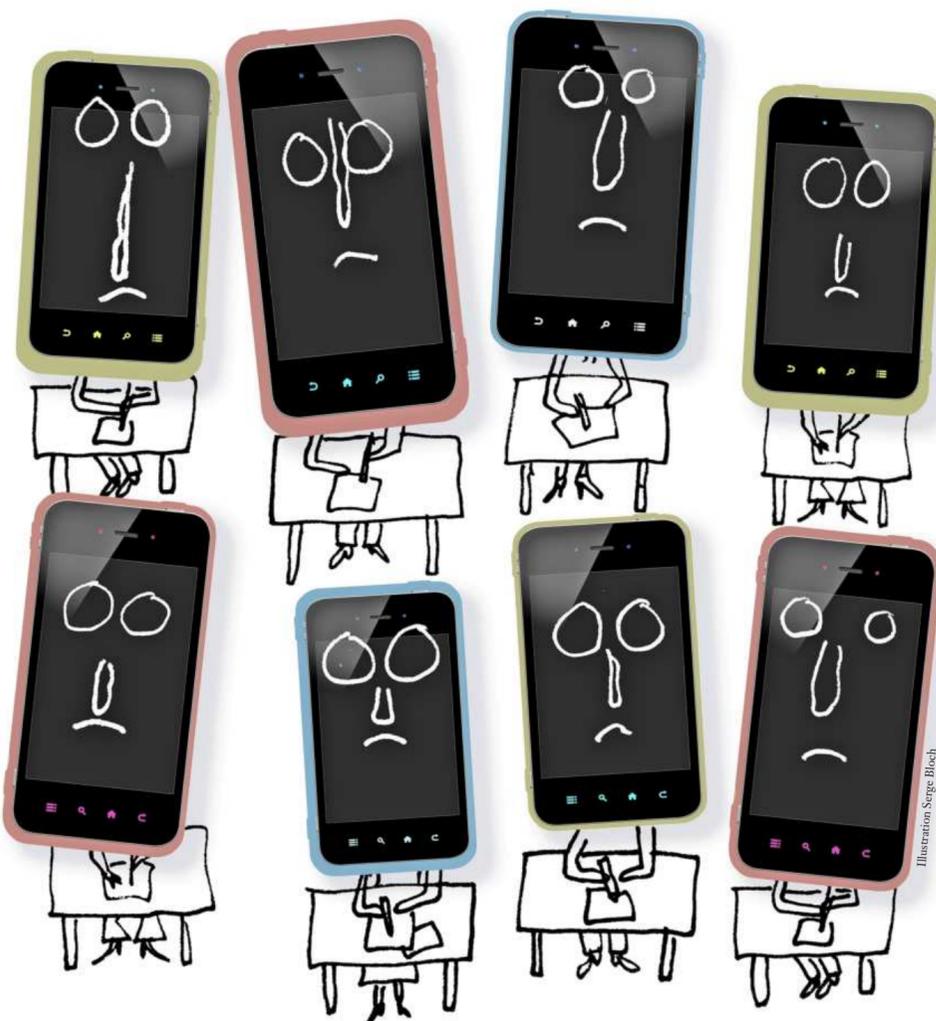
Ich möchte einen politischen Wechsel in Thüringen und eine stabile Mehrheitsregierung. Nur die CDU kann wirkliche Änderungen herbeiführen. Jede Stimme für die AfD und Herrn Höcke ist eine verlorene Stimme und ein Chancetod für die Zukunft meiner Heimat. Und ich kann Ihnen versprechen: Er wird dieses Parlament kein zweites Mal düpiieren.

Die Fragen stellten Justus Bender und Markus Webner.

Daddeln statt Deutsch

Jetzt sind Ferien, da hängen viele Kinder wieder den ganzen Tag am Handy. Und ihre Eltern fragen: Können Smartphones nicht wenigstens aus den Schulen draußen bleiben?

Von Oliver Georgi



Manchmal wünscht sich Silke Müller, Handys wären nie erfunden worden. Wenn sie wieder einen Schüler ermahnen muss, weil der unter der Bank auf Tiktok ist statt bei den Modalverben an der Tafel. Wenn sie wieder einem Jugendlichen erklären muss, warum ChatGPT zwar eine tolle Erfindung ist, bei der Lösung von Klassenarbeiten aber nichts zu suchen hat. Wenn ihre Schüler zwar körperlich anwesend sind, aber trotzdem ganz weit weg. „Viele sind handysüchtig“, sagt die Leiterin einer Oberschule bei Oldenburg, „die können gar nicht mehr ohne.“

Eine frühere Lehrerin an einer saarländischen Gemeinschaftsschule berichtet gar von dramatischen Szenen. Als sie mal einem Jungen sein Smartphone wegnehmen wollte, weil der wieder heimlich gezoxt hatte, wurde er so aggressiv, dass sie andere Lehrer zur Unterstützung holen musste. Ihr Smartphone verteidigten viele Kinder und Jugendliche bis aufs Blut, oft schon in der Grundschule. Eigentlich sollen die Heranwachsenden in der Schule einen Raum haben, in dem sie ungestört lernen und reifen können. Stattdessen warten sie auch in Mathe ständig auf den nächsten Like.

Natürlich führt nicht jeder schnelle Tiktok-Ausflug oder Whatsapp-Chat unter der Bank gleich in die pathologische Sucht wie bei denen, die der Jugendpsychiater Rainer Thomasius im Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf (UKE) behandelt. Diese Kinder und Jugendlichen sind so auf ihr Smartphone fixiert, dass sie kaum noch soziale Kontakte haben, nichts mehr essen, ihrem Handy alles andere unterordnen. Thomasius hält das Suchtpotential von Smartphones für enorm, das hat er vor Kurzem auch in einer gemeinsamen Studie mit der DAK erforscht. Der Anteil der Kinder und Jugendlichen, die soziale Medien, digitale Spiele und Streamingdienste in einem gesundheitsgefährdenden Ausmaß nutzen, sei besorgniserregend, sagt er. „Die Zahl der suchtkranken Jugendlichen mit medienbezogenen Störungen ist seit 2010 immer größer geworden. Damals kamen die Smartphones auf den Markt.“

Auch unterhalb der pathologischen Sucht haben Smartphones immer gravierendere Auswirkungen. Silke Müller erlebt das jeden Tag. Die Schulleiterin hat vor einer Weile ein Buch über die Gefahren geschrieben, denen schon Grundschüler durch die sozialen Medien ausgesetzt seien – ein wütender Hilferuf, der zum Bestseller wurde, weil das Thema allen Lehrern und Eltern auf den Nägeln brennt. „Die Kinder sind unkonzentriert, folgen dem Unterricht nicht, verabreden sich unter der Bank mit dem Handy. Sie sind quasi in ständiger Alarmbereitschaft“, sagt Müller. An manchen Tagen sei an normalen Unterricht kaum zu denken. Zu diesem Ergebnis kam vor ein paar Wochen auch ein Zusatzbericht zur PISA-Studie, der den Leistungsabfall in der Kohorte der Fünfzehnjährigen unter anderem mit deren intensiver Smartphone-Nutzung erklärte. Müller sagt: „Allein das Wissen, dass das Handy angeschaltet im Ranzen oder in der Hosentasche ist, lenkt die Schüler vom Unterricht ab.“

Doch nicht nur der Bildungserfolg, auch die soziale Entwicklung gerate unter die Räder, warnen Pädagogen. Auf vielen Schulhöfen, sagt etwa die Lehrerin aus dem Saarland, sei es gespenstisch still, weil die Schüler auf ihre Bildschirme starren statt miteinander zu lachen, zu streiten oder Fußball zu spielen. Sich mit anderen auseinanderzusetzen und empathisch Konflikte zu lösen, falle vielen zunehmend schwer.

Das gilt auch für manche Eltern. Silke Müller erzählt, wie sie mal ein Vater während der Schulzeit anrief und barsch zur Rede stellte, wieso sie gerade mit seinem Sohn geschimpft habe. Der war kurz aus dem Unterricht aufs Klo gegangen und hatte sich gleich bei seinen Eltern beschwert. Ein anderer Vater habe seiner Tochter geraten, die Lehrer beim nächsten Mal mit dem Handy zu filmen, wenn sie mit ihr schimpfen – als Videobeweis wie beim Fußball. „Da ist mir die Kinnlade runtergefallen“, sagt Müller.

Eigentlich ist also klar, dass da gerade etwas gehörig aus der Bahn läuft. Eine Forderung wird deshalb immer lauter: Handys raus aus den Schulen, einfach verbieten! Viele Länder haben schon ein mehr oder minder striktes Handyverbot an Schulen erlassen, um Ablenkung, Cybermobbing und Suchtgefahr Herr zu werden. In Los Angeles hat die Schulverwaltung ein Handyverbot für sämtliche Schulen und Ausbildungsstätten beschlossen. Ein Schulrat wurde mit den Worten zitiert, die Ergebnisse aus Schulen, an denen schon ein Verbot gelte, seien phänomenal: „Die Kinder sind glücklicher, sie reden miteinander, ihre Noten verbessern sich.“ Auch anderswo in den Vereinigten Staaten müssen Schüler ihre Smartphones mittlerweile am Schuleingang abgeben wie Schusswaffen. Die Debatte in Amerika hat auch durch ein Buch des Sozialpsychologen Jonathan Haidt Fahrt aufgenommen. In dem malt er mit drastischen Worten das Bild einer ganzen Generation, die ihren Smartphones rettungslos verfallen ist. Haidt, dessen Warnungen manche Forscher allerdings als Alarmismus abtun, fordert Drastisches: ein Handyverbot an allen Schulen, Smartphones erst für Jugendliche ab 14 Jahren, soziale Medien erst ab 16.

So weit wollen viele in Europa nicht gehen. Aber auch hier haben einige Länder in den vergangenen Jahren Handyverbote an Schulen eingeführt oder verschärft, etwa Italien und Großbritannien. In Frankreich dürfen alle Schüler bis 15 Jahre kein Handy mehr im Unterricht und auf dem Schulhof benutzen. Schweden, das sich lange als Pionierland verstanden und Tablets selbst für Kita-Kinder propagiert hatte, vollzog eine Kehrtwende und will die Bildschirme im Unterricht wieder zurückdrängen. Handys sollen nun bis zur neunten Klasse verboten werden. Auch dort hatten Bildungsforscher Alarm geschlagen, weil die Kinder abgelenkt und Leseverständnis sowie Wortschatz zurückgegangen waren.

Und in Deutschland? „Aus medizinischer Sicht wäre ein einheitliches Handyverbot, zumindest bis zur Mittelstufe, absolut wünschenswert“, sagt Rainer Thomasius vom UKE. Die schleswig-holsteinische Bildungsministerin Karin Prien machte im vergangenen Sommer

Schlagzeilen, als sie vermeintlich genau dafür plädierte, zumindest an Grundschulen. „CDU-Vize fordert: Handys raus aus Kitas und Grundschulen!“, schrieb die „Bild“-Zeitung in großen Lettern. Das wirkte, als könne die Politik die Geräte einfach aus allen deutschen Schulgebäuden verbannen, wenn sie es nur wollte. Doch so leicht ist das nicht.

Prien hatte nämlich gar nicht von einem „Handyverbot“ gesprochen, das viele Juristen nicht für durchsetzbar halten, sondern von einem „privaten Handynutzungsverbot“: Man kann es Schülern nicht verbieten, ein Smartphone mit in die Schule zu bringen – höchstens, im Unterricht darauf zu zocken. Und es ist auch nicht so, als gingen alle Schulen bislang völlig blauäugig mit dem Thema um. Nach einer Umfrage des Branchenverbands Bitkom aus dem Jahr 2023 ist es immerhin an der Hälfte der Schulen verboten, das Handy privat zu nutzen; ein Drittel der Schüler darf in Pausen und Freistunden daddeln. Andererseits: Warum wird es nicht überall verboten?

Bildung ist Ländersache, das gilt auch für den Umgang mit Handys. In allen 16 Bundesländern, das hat eine Recherche der F.A.S. ergeben, überlassen es die Behörden den Schulen, sich Regeln für die Handynutzung zu geben. Manche Schulen erlauben Handys in den Pausen und auch im Unterricht, wenn es zum Beispiel um rechte Propaganda bei Tiktok geht; andere verbieten sie im Klassenzimmer und auf dem Schulhof, wieder andere kassieren die Smartphones zum Unterrichtsbeginn ein und geben sie erst nach der Stunde wieder aus.

Für eine flächendeckende Regelung müsste man nicht gleich den Bildungsföderalismus über den Haufen werfen. Die Kultusministerkonferenz könnte eine Regelung beschließen, die alle Minister in ihren Ländern durchsetzen. Das sei aber nicht nötig, heißt es aus vielen Bildungsministerien, es reiche, wenn die Schulen das selbst klärten. Stefan Düll, der Vorsitzende des Deutschen Lehrerverbands, glaubt nicht an eine bundesweite Regelung. „Das wird nicht passieren.“ Vielen Schulen fehle schon allein das Personal, um die Handys Hunderter Schüler sicher zu verwahren und wieder auszugeben.

Hinzu kommen weitere Fallstricke, um die viele Bildungspolitiker wissen. Ministerin Prien sagt, um Handys einschließen zu können, müsse sichergestellt sein, dass die Kinder trotzdem laufend Kontakt zu ihrer Familie halten könnten – zum Beispiel, wenn ihnen schlecht werde oder wenn sie ein Geschwisterchen bekämen. Oder Nordrhein-Westfalen: Dort heißt es aus dem Schulministerium, die Schulordnung könne die Nutzung von Handys auf dem Schulgelände einschränken, „wenn gleichzeitig sichergestellt wird, dass Schülerinnen und Schüler im Falle eines berechtigten Interesses das Handy verwenden können“ – etwa durch die Einrichtung von „Handyzonen“. Nur: Was ist ein „berechtigtes Interesse“? Wenn Mama fragt, wie die Mathearbeit war?

Denn nicht nur die Schüler, auch viele Eltern sind mittlerweile Handy-Lobbyisten. Sie erwarten wie selbstverständlich, ihre Kinder jederzeit erreichen zu können, selbst auf dem Schulhof oder so-

gar im Unterricht. Dass man im Notfall, wie früher, auch vom Sekretariat anrufen lassen könnte, erscheint vielen offenbar ebenso absurd wie die Vorstellung, mal zwei Tage offline zu sein. Selbst die Frage, ob Lehrer die Handys von Schülern übers Wochenende einbehalten dürfen (dürfen sie), landete schon vor Gericht.

Die ganze Gesellschaft sei längst handysüchtig, sagt die Lehrerin aus dem Saarland, da müsse man doch nur mal mit der Bahn fahren. Sie erzählt von Schülern, die schon ein Zweit- oder Dritthandy haben, falls das erste eingekassiert werde. Lehrern bleibe eigentlich nur, die Handys ausgeschaltet im Ranzen

zu lassen oder im Klassenraum zu verwahren – und Verstöße hart zu sanktionieren. „Trotzdem ist das ein Kampf gegen Windmühlen, den gewinnen wir nicht mehr.“ Es helfe aber ja auch nichts, die digitale Welt auszusperrten. „Wir sollten den Kindern lieber helfen, angemessen mit ihr umzugehen.“

Auch Giordina Kazungu-Haß sieht das so. Sie ist Schulleiterin an einer Berliner *State-of-the-art*-Grundschule: Jedes Klassenzimmer hat eine digitale Tafel, jedes Schulkind ein Tablet. Auch Kazungu-Haß kann viele Geschichten erzählen von der Smartphone-Seuche. Aber sie sagt: „Wenn wir den Kindern in der Schule keinen richtigen Umgang mit der digitalen Welt beibringen, wer sonst?“ Auf ihren Tafeln kann sie mit ihren Schülern durchs antike Rom laufen oder per Youtube-Video erklären, wie der Algorithmus von Tiktok funktioniert – nie zuvor war das Weltwissen so leicht verfügbar. Kazungu-Haß findet, es ist auch eine finanzielle Frage, wie Schulen mit dem Thema umgehen: Je besser die digitale Ausstattung, desto strikter könne man private Handys verbannen. Viele Schulen sind digital aber so schlecht aufgestellt, dass die Schüler doch wieder die eigenen Geräte rauskramen müssen, um zu lernen, wie man Fake News erkennt.

Für Mediziner wie Rainer Thomasius greift die Debatte ohnehin zu kurz. Er sagt, noch viel wichtiger seien die Eltern: Wer zu Hause gelernt habe, das Handy auch mal wegzulegen, könne in der Schule leichter darauf verzichten. Doch Mütter und Väter sind oft schlechte Vorbilder. Viele Eltern, die es rasend macht, wenn ihre Kinder nur noch auf den Bildschirm starren, starren selbst in jeder freien Sekunde auf einen und merken es nicht mal. Oder sie kaufen ihrem Zweijährigen eine Halterung für den Kinderwagen – damit das Tablet besser hält.



Fürs Alter. Fürs Einkommen. Für deine Gesundheit.

Und wie gut passt deine aktuelle Vorsorge zu dir? Starte einfach den R+V-Vorsorge-Check und mach den ersten Schritt zu deinem persönlichen Vorsorge-Mix. **Jetzt checken!**

vorsorge-check.ruv.de

Die Versicherung in der
Genossenschaftliche FinanzGruppe
Volksbanken Raiffeisenbanken

R+V

Du bist nicht allein.

Bundeskanzler Olaf Scholz hat neulich das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge in Nürnberg besucht. Er dankte den Mitarbeitern für ihre Arbeit und ausdrücklich dafür, dass sie nicht aufgeben. Was eine überraschende Form der Wertschätzung ist, immerhin werden die gut 8000 Mitarbeiter in Nürnberg und den vielen Außenstellen im Land für ihre Tätigkeit bezahlt. Aber die Bewältigung der Migrationskrise ist eben keine normale Tätigkeit. Das weiß auch Scholz. Nur mit schnellen und guten Asylverfahren gebe es in der Bevölkerung eine Akzeptanz für den Zuzug von Menschen, sagte er. Und wenn diejenigen schneller abgeschoben würden, die kein Bleiberecht hätten.

Scholz sagte eigentlich nicht abschieben, sondern zurückführen. Das soll humaner klingen. Aber es ändert nichts an seinen Absichten. Seit einigen Monaten verfolgt er eine harte Linie in Migrationsfragen. Fachkräfte und Schutzbedürftige sollen bleiben. Wer kein Bleiberecht hat, soll gehen. „Wir müssen endlich im großen Stil abschieben“, sagte er im Oktober dem „Spiegel“. Straftäter aus Afghanistan und Syrien sollen bald schon das Land verlassen müssen. Wer auf Facebook Terrorismus likt, soll auch bald im Flieger sitzen. Und die Grenzkontrollen werden zum Teil nach der Fußball-Europameisterschaft weitergeführt.

All das findet Unterstützung in der Bevölkerung – für einen Teil von Scholz' eigener Partei müssten es aber eigentlich unerträgliche Zumutungen sein. Doch die Linken in der SPD halten sich bislang auffallend zurück. Weil sie loyal gegenüber dem Kanzler sind? So funktioniert das eigentlich nicht in der SPD. Vor allem in Grundsatzfragen, bei denen es für viele Genossen um mehr geht als um die Unterstützung des eigenen Regierungschefs. Oder haben der tödliche Messerangriff eines Afghanen in Mannheim und das schlechte Abschneiden der SPD bei der Europawahl doch zu einem Umdenken geführt?

Darauf deutet hin, was der Fraktionsvorsitzende Rolf Mützenich wenige Tage nach dem Tod des Polizisten in Mannheim sagte. Mützenich ist ein traditionsbewusster Linker, der meint, was er sagt. Aber, Überraschung: Er lobte die Initiative des Hamburger Innensenators, ebenfalls Sozialdemokrat. Der hatte gefordert, dass sich die Innenminister in Bund und Ländern für Abschiebungen von Straftätern auch nach Afghanistan und Syrien aussprechen. Das sei „sehr klug überlegt“, meinte Mützenich. „Ich könnte mir auch vorstellen, dass innerhalb der Bundesregierung auch vor dem Hintergrund dieser Situation bei dem einen oder anderen auch vielleicht jetzt eine größere Bereitschaft ist, diesen Weg mitzugehen.“ Mit den Taliban zu verhandeln sei schwierig, sagte Mützenich noch. Aber ausgeschlossen hat er es nicht.

Es ist nicht schwer, jemanden in der SPD zu finden, der diesen Weg nicht mitgehen will. Philipp Türmer ist Jusochef. Diejenigen in der SPD, die sich selbst als Gestaltungslinke bezeichnen, nennen Leute wie Türmer Besserswissler. „Wir dürfen uns nicht mehr von rechts treiben lassen oder in das Lied der Konservativen einstimmen“, sagt Türmer zu der Frage, ob auch nach Afghanistan abgeschoben werden sollte. Türmer ruft seine Sozialdemokraten dazu auf, wieder die Hoheit über die Migrationsdebatte zurückzugewinnen. Das würde wohl auch Bundesinnenministerin Nancy Faeser so sagen. Aber Türmer meint es natürlich anders als Faeser. Er sagt, was alles nicht geht. Das ist das Privileg derjenigen, die es besser wissen, aber nicht unbedingt besser machen wollen oder müssen.

Anruf bei einem Gestaltungslinken. „Als ich den Satz von Scholz las, man müsse nun endlich im großen Stil abschieben, da war ich fassungslos“, sagt Aziz Bozkurt. Er ist seit vielen Jahren Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft für Migration und Vielfalt in der SPD. Aber er ist auch Staatssekretär für Soziales in Berlin. Deswegen fügt er seinem Entsetzen über Scholz noch etwas hinzu. „Und es ist ein miserables Erwartungsmanagement.“

Kann es sein, dass die Parteilinke sich ein bisschen entrüstet, aber nicht den Aufstand probt, weil der Kanzler zwar eine Menge ankündigt, aber nicht viel passiert? Weil auch sie – wie ausweislich von Umfragen viele Bürger – dem Kanzler nicht zutraut, auf Worten auch Taten folgen zu lassen? Nein. Denn erstens hat sich ja etwas getan, wenn auch auf niedrigem Niveau. Die Asylzahlen sind in diesem Jahr im Vergleich zum Vorjahreszeitraum um 20 Prozent gesunken und die Abschiebezahlen um 30 Prozent gestiegen. Das neue europäische Asylsystem ist zwar noch nicht in Kraft, aber die Einigung, durch die sich Europa abzuschotten versucht, steht. Und zweitens ticken Sozialdemokraten so nicht.

Der Abschiebesatz von Scholz war von den Jusos kritisiert worden als Forderung „direkt aus dem Vokabular des rechten Mobs“. Auf dem anschließenden Parteitag der SPD in Berlin ist man der Kanzlerlinie nicht gefolgt. Stattdessen wurde

Lieber still als angreifbar

Der Kanzler verschärft in der Migrationsfrage den Ton, aber die Linken in der SPD halten sich auffallend zurück. Wieso?

Von Mona Jaeger



Blicken auch asylpolitisch in verschiedene Richtungen: Bundeskanzler Olaf Scholz, SPD-Fraktionsvorsitzender Rolf Mützenich

Foto Hans Christian Plambeck/Laif

beschlossen, die Seenotrettung von Migranten weiter zu unterstützen und den Nachzug von Familienangehörigen zu erleichtern. Zum Thema Abschiebungen fand man nur ganz leise Worte, hervorgehoben wurde die freiwillige Ausreise.

Die SPD betrachtet die Migration als Defensivthema. Da sei nichts zu holen, heißt es intern. Für viele Bürger ist der Zuzug vieler Menschen aber ein großes Thema. Das führt dazu, dass die SPD nach schlechten Wahlergebnissen oder so mörderischen Ereignissen wie dem in Mannheim in sehr kurzer Zeit sehr viel aufzuholen versucht – und dabei manchmal kopflos wirkt. Nach der Tat von Mannheim forderte in einem atemberaubenden Tempo erst Innenministerin Faeser Abschiebungen nach Afghanistan, dann Scholz. Tatsächlich hatten die Bundesländer schon ein Jahr zuvor vom Bundesinnenministerium die Prüfung solcher Rückführungen verlangt. Unternommen hatte Faeser aber nichts. Nun soll es ganz schnell gehen. Dieser Aktio-

len, dann müssen wir die Grenzen schließen, aber das will ja aus guten Gründen auch niemand.

Wie nahezu bei allem in der Politik hängt es auch in der Migrationsfrage vom politischen Willen ab. Das gibt Bozkurt sogar selbst zu. „Die SPD muss in der Migrationspolitik Orientierung bieten. Nicht nur reden, sondern auch machen, wenn man wirklich etwas verändern will.“ Wer nur und zu lange rede, erzeuge Gefühle, verliere aber die Deutungsheftigkeit.

Vor der Europawahl wollten viele in der SPD nicht einmal daran erinnert werden, dass Nancy Faeser an vorderster Front das europäische Asylsystem verhandelt hatte. Obwohl diverse Umfragen die Migrationsfrage als ein Topthema der Bürger ausgemacht hatten, blieb Partei und Spitzenkandidatin Katarina Barley sprachlos. Als die Quittung dafür dann vorlag – 13,9 Prozent, das schlechteste SPD-Ergebnis in einer bundesweiten Wahl –, drehte sich die Stimmung. Da wurde Faeser von Parteilinken plötzlich vorgehalten, sie prüfe seit Monaten, wie man Straftäter nach Afghanistan abschieben könne, ohne Resultat. Dann müssten halt Verhandlungen mit den Taliban auf den Tisch, donnerte ein Spitzen-Linker, und man wunderte sich angesichts von so viel gefühlgetriebenem Pragmatismus.

Warum tut die SPD sich eigentlich so schwer, einen humanen, aber pragmatischen Kurs in der Migrationspolitik zu finden? Das hat mit einer gesellschaftspolitischen Linksverschiebung innerhalb der Partei zu tun. Als die Klientel der SPD noch klarer definiert war, konnte die Partei die eigenen Leute auch besser. Sie wusste, dass Sozis durchaus empfänglich sind für das Autoritäre, und dass man dem entgegenwirken kann, indem man klassische Sozialpolitik mit einer konsequenten Innen- und Sicherheitspolitik verbindet. Asylrechtsverschärfungen fielen der Partei aber schon früher schwer, dafür brauchte es damals wie heute starke Persönlichkeiten. Der damalige SPD-Vorsitzende Björn Engholm vollzog die asylpolitische Wende der SPD 1992 nahezu im Alleingang, mit großer Beharrlichkeit und gegen erbitterte Widerstände in der eigenen Partei. Er trieb sie damit aus einer unhaltbaren Stellung.

Scholz hat das offensichtlich nicht ganz vergessen, immerhin hatte er Faeser mit dem Auftrag ins Amt geschickt, CDU und CSU in Sicherheitsfragen keine offene Flanke zu bieten. Faeser müht sich, stößt aber an eigene Grenzen. Und sie hat sich nie bemüht, die Debatte in ihrem Sinne in der SPD zu bestimmen.

Das wurde bei der Frage nach Asylverfahren in Drittstaaten deutlich. Faeser ist da leidenschaftlos. Sie hat nichts gegen solche Verfahren, sieht aber viele praktische Schwierigkeiten. Bei Scholz ist es ähnlich. Die Union verspricht sich aber viel von der Auslagerung von Asylverfahren und fand den Weg über die Ministerpräsidentenkonferenz, Druck auf die SPD-geführte Regierung auszuüben. Auch einzelne SPD-Leute schlossen sich an, etwa Manuela Schwesig. Die Regierungschefin von Mecklenburg-Vorpommern fiel bislang nicht durch konstruktive Vorschläge auf Bundesebene auf. Aber beim Drittstaatenmodell sah sie eine günstige Gelegenheit. Sind Landes- und Kommunalpolitiker also pragmatischer, weil näher bei den Leuten? Nicht unbedingt. Stephan Weil, mächtiger Ministerpräsident aus Niedersachsen, machte aus seiner kritischen Haltung zu Asylverfahren in Ruanda keinen Hehl. Serpil Midyatli, die Vorsitzende der SPD in Schleswig-Holstein, befand, Drittstaatenverfahren würden keine Fluchtursachen lösen, sondern nur neue Probleme schaffen. Und Aziz Bozkurt aus Berlin legte noch einen drauf und sprach von „Wasser auf die Mühlen der Rechtsextremen“. Wo die SPD jetzt also genau steht in der Frage? Unklar.

Die sauberste und einzige Methode, auf die sich in der SPD alle einigen können, ist auch die mühsamste. Es sind die Migrationsabkommen, die dafür extra zum Beauftragten erklärte FDP-Politiker Joachim Stamp aushandeln soll. Stamp ist fleißig, er wird von allen Seiten gelobt. Aber was bringt ein Abkommen mit Indien? Wie viele abgelehnte indische Asylbewerber kann Deutschland zurückschieben und im Gegenzug Fachkräfte aufnehmen? Migrationsabkommen sind in der SPD auch deswegen beliebt, weil sie niemandem wehtun.

Dass die Debatte über das europäische Asylsystem noch einmal aufflammen könnte, ist deswegen wahrscheinlich. Aber das wird wehtun. Vom rechten SPD-Flügel wurde die Einigung gefeiert, links war man sprachlos bis erschüttert. Auf der Internetseite der SPD gibt es Fragen und Antworten zur Asylreform, um Mythen vorzubeugen. Es geht etwa um die Behauptung, dass mit der Einigung das Recht auf Asyl eingeschränkt werde oder irreguläre Migration durch die Einigung nicht reduziert, sondern gefährlicher werde. Hinter jede Behauptung setzt die SPD auf ihrer Internetseite ein „Richtig ist“ und eine lange Erklärung. Es liest sich, als richte sich die Mythenvertreibung vor allem an die eigenen Genossen.

IMPRESSUM

Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung
Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH

Politik: Dr. Richard Wagner (verantwortlich); Wibke Becker, Justus Bender, Oliver Georgi, Livia Gerster, Andreas Netzer; Büro Berlin: Jochen Buchsteiner, Konrad Schüller.

Leben: Bertram Eisenhauer (verantwortlich); Katrin Hummel, Julia Schaal, Anke Schipp, Eva Schäfer, Dr. Lucia Schmidt, Jörg Thomann, Jennifer Wiebking.

Wirtschaft, Wert & Wohnen: Dr. Patrick Bernau (verantwortlich); Birgit Ochs (verantwortlich für Wohnen); in Berlin für Wirtschaftspolitik: Ralph Bollmann (Stellv.); Sebastian Balzter, Stefanie Diemand, Sarah Huemer, Dennis Kremer, Anna Sophie Kühne, Anna-Lena Niemann, Dyrk Scherff, Florian Siebeck, Anne-Christin Sievers, Marcus Theurer, Dr. Alexander Wulfers.

Fuilleton: Dr. Julia Encke (verantwortlich); Peter Körte, Karen Krüger, Tobias Rütler (Literatur), Mark Siemons, Harald Staun (Medien), Anna Vollmer, Elena Witzack.

Reise: Barbara Liepert (verantwortlich); Andreas Lestl.

Sport: Anno Hecker (verantwortlich), Michael Wittershagen (zuständig).

Technik & Motor: Holger Appel (verantwortlich); Boris Schmidt, Dr. Michael Spehr.

Beruf & Chance: Britta Beeger (verantwortlich); Benjamin Fischer, Dr. Ursula Kals, Uwe Marx.

Wissenschaft: Dr. Pia Heinemann und Joachim Müller-Jung (verantwortlich); Hinrik Feldwisch-Drentrup, Piotr Heller, Johanna Kuroczik, Dr. Manfred Lindinger, Dr. Ulf von Rauchhaupt, Dr. Frauke Zibkowsky.

Rhein-Main: Ralf Euler und Katharina Iskandar (verantwortlich); Eva-Maria Magel (Kultur).

Bildredaktion: Henner Flohr (verantwortlich), Thorsten Gerke (zuständig).

Chefin vom Dienst: Dr. Elena Geus.

Grafische Gestaltung: Holger Windfuhr (Art Director); Susanne Pfeiffer, Nina Simon.

Informationsgrafik: Nina Hewelt (verantwortlich); Felix Brocker, Nicole Gomes Rodrigues, Christine Sieber, Stephen-John Swierczyna, Stefan Walter.

Archiv: Olivera Kipic.

Geschäftsführung: Thomas Lindner (Vorsitzender); Dr. Volker Bredt.

Digitale Produktion und Vertrieb: Stefan Bohr, Nico Wilfer.

Anzeigen: Ingo Müller (verantwortlich) und Jürgen Maukner, REPUBLIC Marketing & Media Solutions GmbH, Mittelstraße 2-4, 10117 Berlin, www.republic.de. Für Rhein-Main-Ausgabe: Achim Pflüger, RheinMainMedia GmbH, Waldstraße 226, 63071 Offenbach, Telefon (0 69) 75 01-33 36, Telefax (0 69) 75 01-33 37, E-Mail: service@rm.de. Anzeigenpreise laut RMM-Preisliste Nr. 29, gültig vom 1. Januar 2024 an.

Hersteller: Andreas Gierth.

Monatsbezugspreis: Inland: Abonnement Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung 27,90 € (inkl. FAZ+ 29,90€); einschließlich Frankfurter Allgemeine Zeitung 85,90 €. Abonnenten der gedruckten FAZ. lesen für einen Aufpreis von 3,00 € zusätzlich die digitalen Ausgaben der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung. Darin enthalten ist außerdem der vollständige Zugang zur Website FAZ.NET (FAZ+). Mehr Informationen zu allen Angeboten und Preisen (z. B. für junge Leser, Geschäftskunden, Digital- und Auslandsabonnements) im Internet unter abo.faz.net. Ihre Daten werden zum Zweck der Zeitungszustellung an Zustellpartner und an die Mediensevice GmbH & Co. KG, Pariser Straße 1, 60486 Frankfurt am Main, übermittelt. Gerichtsstand ist Frankfurt am Main.

Druck: Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH/Co. KG, Kurhessenstraße 4-6, 64546 Mörfelden-Walldorf; Presse Druck Potsdam GmbH, Friedrich-Engels-Straße 24, 14473 Potsdam; Süddeutscher Verlag Zeitungsdruck GmbH, Zamdorfer Straße 40, 81677 München.

Für die Herstellung der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung wird ausschließlich Papier mit einem hohen Recyclinganteil verwendet. An allen Druckereistandorten in Deutschland lässt die FAZ. mit Ökostrom produzieren.

Eine Verwertung der urheberrechtlich geschützten Zeitung oder der in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen, besonders durch Vervielfältigung oder Verbreitung, ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar, soweit sich aus dem Urheberrecht nicht anders ergibt. Besonders ist eine Einspeicherung oder Verbreitung von Zeitungsinhalten in Datenbanksystemen, zum Beispiel als elektronischer Pressespiegel oder Archiv, ohne Zustimmung des Verlages unzulässig.

Sofern Sie Artikel dieser Zeitung nachdrucken, in Ihr Internet-Angebot oder Ihr Intranet übernehmen oder per E-Mail versenden wollen, können Sie die erforderlichen Rechte bei der FAZ. GmbH online erwerben unter www.faz-rechte.de. Auskunft erhalten Sie unter nutzungsrechte@faz.de oder telefonisch unter (0 69) 75 91-29 01. Für die Übernahme von Artikeln in Ihren internen elektronischen Pressespiegel erhalten Sie die erforderlichen Rechte unter www.presse-monitor.de oder unter Telefon (0 30) 28 49 30, PMG Presse-Monitor GmbH.

Die Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH behält sich eine Nutzung ihrer Inhalte für kommerzielles Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor. Für den Erwerb einer entsprechenden Nutzungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an nutzungsrechte@faz.de.

© Copyright Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt am Main, ISSN 1611-3993 (Ausgabe D)

Anschrift der Redaktion und des Verlags: Postanschrift: 60267 Frankfurt am Main, Hausanschrift: Pariser Straße 1, 60486 Frankfurt am Main; zugleich auch ladungsfähige Anschrift für alle im Impressum genannten Verantwortlichen und Vertretungsberechtigten.

Telefon (0 69) 75 91-0; Kundenservice: (0 69) 75 91-10 00; E-Mail: aboservice@faz.de; Online: www.faz.net/meinabo

Anzeigenservice: (0 69) 75 91-33 44; Prospektwerbung: (0 69) 75 91-12 24.

Büro Berlin: Mittelstraße 2-4, 10117 Berlin, Telefon (0 30) 2 06 18-0.

E-Mail Redaktion: sonntagszeitung@faz.de

Abo-Bestellung: www.faz.net/abo

SO ISST POLITIK

Banane
to goAuf Sommerreise mit
dem Ostbeauftragten
Von Friederike Haupt

Viele Politiker machen Sommerreisen. Das ist Arbeit, sieht auf Fotos aber oft wie Urlaub aus, weil die Politiker auch mal in der Sonne stehen, Fahrrad fahren oder ein Bier trinken. Sie schauen sich das Land an und lassen sich dabei von Journalisten zuschauen, die prüfen, wie volksnah der Volksvertreter ist.

So ist es auch auf der Sommerreise von Carsten Schneider, dem Ostbeauftragten der Bundesregierung. Sein normaler Arbeitsort ist das Kanzleramt. Nun geht die Fahrt zwei Tage im Bus nach Brandenburg und Mecklenburg-Vorpommern. Schneider will zeigen, dass es im Osten mehr gibt als die AfD. Zum Beispiel Windräder, grünen Wasserstoff, Kernfusionsforschung. Volles Programm, Busfahrer Toni gibt Gas.

Keine Zeit für lange Pausen. Essen gibt es trotzdem – dank guter deutscher Belegte-Brote-Kultur. An jeder Station tischen die Gastgeber auf, servieren Brötchenhälften mit Schinken, Gurke, Zierkarotte, Spießchen, Kaffee aus Pumpkannen, Wasser in kleinen Glasflaschen. Gespräch mit Mitarbeitern, Rundgang, Interviews. Schon gehts weiter. Damit keiner hungrig bleibt, teilen Schneiders Leute mittags im Bus einen Imbiss aus: Tetrapak-Wasser, Käsebrötchen, Banane, Knoppers. Auch Schneider, als ernährungsbewusster Radsportler bis dahin Snacks noch widerstehend, greift jetzt zu.

Abends erreicht der Bus Stralsund. Hier übernachtet die Gruppe. Das Programm sieht nun den Besuch des Restaurants „Zum Scheele“ vor. Im Mittelpunkt steht nicht die Schlemmerei, sondern ein Hintergrundgespräch. Die Journalisten fragen, Schneider antwortet, zweieinhalb Stunden.

Das Menü: gegrillter Romanasalat mit Wassermelone, Speck und Buttermilchdressing, sodann Saibling mit Kartoffeln, Fenchel, Orangen-Nage und Erbsen, zum Nachtisch Zitronenschnitte, weiße Schokoladencreme, Waldmeistersirup, Sauerahmeis. Nicht gerade typisch für Mecklenburg-Vorpommern. Aber darum geht es Schneider ja gerade: Der Osten ist anders, als man denkt, und er isst auch anders. Nichts gegen Roster und Fettbemme. Aber eben nicht nur.

Ein Problem für den Ostbeauftragten ist, dass er die ganze Zeit reden muss. Kurze Fragen, lange Antworten. Er kann immer nur zwei Bissen essen und dann wieder minutenlang nichts. Schade, denn das Essen ist ausgesprochen gut. Aber so ist das Politikerleben nun mal. In Ruhe essen kann man, wenn man abge-



Gegrillter Romanasalat mit Wassermelone und Speck

wählt ist. Schneider fährt bald nach Mallorca, ihm kommt die Aufgabe zu, seine jugendliche Tochter und vier ihrer Freundinnen zu beaufsichtigen. Der Vater nimmt es als Auszeichnung, dass er seinem Kind nicht peinlich ist. Vorteil außerdem: Während die Mädchen unter sich sind, hat er Zeit, mal Essen zu essen, das noch heiß ist.

Kleiner Imbiss im Bus
Fotos Friederike Haupt

Das Wahlergebnis in Frankreich mache „Hoffnung“, jubelte SPD-Gesundheitsminister Karl Lauterbach in dieser Woche – und postete ein Foto von Jean-Luc Mélenchon. Im Ernst? Welche Hoffnung steckt darin, wenn der politische Kampf gegen Marine Le Pens Rassemblement National (RN) einen radikalen Linkspopulisten stärkt, der NATO und EU verabscheut, der die deutsche Wiedervereinigung eine illegale Annexion nannte, der die Kriegsschuld bei der Ukraine sieht und der von Juden gefürchtet wird? Was ist für die liberale Demokratie gewonnen, wenn dank eines Wahlpakts von Zentristen und linker „Volksfront“ eine Partei von der Macht ferngehalten wird, die mittlerweile auf vielen Feldern moderatere Positionen vertritt als Mélenchons „Unbeugsames Frankreich“ und die selbst vom rechtsverdächtigen Ehepaar Klarsfeld als das kleinere Übel betrachtet wird? Die Antwort ist wohl diese: Gewonnen ist, dass nun in Paris kein Premierminister regieren wird, den seine Gegner als rechtsradikal oder rechtsextremistisch bezeichnen können.

Die Abwehrreaktionen, die das Präfix „rechts“ heraufbeschwört, sind manchmal irrational, nicht nur in Frankreich. Auch in Deutschland führt die Angst vor einer Kraft, die sich rechts von den Bürgerlichen breitgemacht hat, zu immer fragwürdigeren Verhinderungsbindnissen. Die Thüringer CDU ermöglicht im Kampf gegen die AfD schon heute eine rot-rot-grüne Minderheitsregierung, deren größter Teil aus den Häutungen der DDR-Parteien hervorgegangen ist. Nach den Wahlen im Herbst könnte es noch bunter kommen, sollte die CDU in Erfurt eine Koalition mit dem Bündnis Sahra Wagenknecht (BSW) eingehen. Auch wenn die Parteien links von der SPD nicht den Irrsinn Mélenchons erreicht haben – es wäre die erste Kooperation einer christlichen Partei mit einer Frau, die in früheren Jahren offen mit dem Stalinismus geflirtet hat.

In Deutschland, heißt es oft, sei es noch wichtiger, „die Rechte“ einzudämmen als anderswo. Das ist insofern nachvollziehbar, als manche AfD-Politiker einen so völkischen Eindruck hinterlassen, dass die Partei sogar von vielen Gleichgesinnten in Europa geschnitten wird. Aber die bisherigen Erfahrungen mit der Einhegung sind wenig ermutigend: Die AfD ist in den vergangenen Jahren nicht geschrumpft, sondern gewachsen. Der Umgang mit einer mehrheitlich als demokratiegefährdend angesehenen Partei wird von einer wachsenden Minderheit als seinerseits undemokratisch betrachtet. Beständig steigt der Unmut gegen eine Mitte, die das politische System seit vielen Jahrzehnten trägt. Es droht der französische Effekt: Mit jeder Brandmauer, die um Le Pen errichtet wurde, wuchs ihre Partei – am vergangenen Sonntag holte sie, trotz allem, ihr bisher bestes Wahlergebnis – und wird vermutlich irgendwann so hoch in der Wahlgunst stehen, dass sie aus eigener Kraft hinüberspringen kann.

Wenn die traditionellen Parteien glauben, den rechtspopulistischen Teufel nur noch mithilfe des linkspopulistischen Beelzebub austreiben zu können, fragt man sich nach den Ursachen. Fehlt es an politischen Ideen, wie man die europaweit wachsende „Rechts-Wählerschaft“ wieder für gemäßigte Parteien gewinnen kann? Oder fürchtet man schlicht, eine solche Politik könnte als rechts wahrgenommen werden? Aber was ist eigentlich rechts an den Motiven, die immer mehr Bürger den Rechten in die Arme treiben?

Die Kritik an den traditionellen Volksparteien wurzelt überwiegend in der Angst vor volkswirtschaftlichem Abstieg und kultureller Veränderung, in zwei Sorgen also, die nicht unberechtigt sind, aber von den Parteien der Mitte tendenziell abmoderiert werden. Typische Forderungen an die Politik – weniger (Geld für) Asylbewerber, keine Radwege in Peru und so weiter – kennzeichnen den allgemeinen Wunsch, die Prioritäten neu zu ordnen und stärker am echten oder vermeintlichen Eigeninteresse der Nation auszurichten. Parteien wie der Rassemblement National oder die AfD geben vor, diesem Hilferuf zu folgen und klare Antworten geben zu können. Aber deswegen ist der Hilferuf an sich noch nicht rechts, jedenfalls nicht politisch rechts.

Rechts zu sein war in der Bundesrepublik einmal eine demokratisch respektierte Standortbestimmung. Rechts stand für eine konservative Grundhaltung, die hergebrachte kulturelle Werte gegen den Zeitgeist verteidigte und kein Problem mit dem Begriff des nationalen Interesses hatte. Unionspolitiker wie Franz-Josef Strauß, Heinrich Lummer oder Norbert Geis standen in dieser Tradition. Auch weil solche Politiker heute nicht mehr in der Union zu finden sind, gilt rechts als toxisch – so toxisch, dass man, um sich jeglichem Verdacht zu entziehen, sogar die Scheu vor Linkspopulisten fallen lässt, die unsere Wirtschaftsordnung überwinden wollen, die Leistungsbereitschaft und wirtschaftlichen Erfolg als Ausdruck von Ungerechtigkeit begreifen, also Grundlagen unseres Systems in

Jean-Luc Mélenchon
Foto: EPAals
rechts?In der alten Mitte der
Gesellschaft lebt
die Vorstellung weiter,
Engagement gegen
rechts sei ehrenhafter
als das gegen links.
Ein Irrtum,
findet Jochen Buchsteiner.

Zweifel stellen. Warum nur denken so viele in der politischen Mitte, links sei irgendwie besser, zumindest unbedenklicher als rechts?

Einiges erklärt sich aus der Geschichte. Das 20. Jahrhundert machte uns bekanntlich mit beiden Extremen vertraut mit dem verbrecherischen Faschismus, ob in seiner italienischen, spanischen oder unerbittlich deutschen Variante, und mit dem mörderischen Kommunismus, ob stalinistischer, maoistischer oder polpotistischer Prägung. Vor vierzig Jahren stritt eine ganze deutsche Historikergeneration über die Frage, ob sich derartige, auf Ideologien aufgebaute Gewaltherrschaften irgendwie hierarchisieren lassen. Bemisst man linke und rechte Diktaturen an der Zahl ihrer Mordopfer, haben Erstere mehr Schaden angerichtet. Aber es gibt andere Kriterien, die sich schwer vergleichen lassen, schon gar nicht in Deutschland, von wo das Nazium mit seinem Rassenwahn ausging. Man kann also bis zu einem gewissen Grad verstehen, wenn im Geburtsland des Holocausts und in den Ländern, die besonders unter den Nazis gelitten haben, der „Gefahr von rechts“ ein Sonderplatz eingeräumt wird.

Das erklärt allerdings nicht die Nonchalance gegenüber den Gefahren, die auch der linken Ideologie inhärent sind. Maos „Großem Sprung“ fielen in China etwa 45 Millionen Menschen zum Opfer. Die stalinistischen Säuberungen und Aushungerungen kosteten mehr als 25 Millionen Sowjetuntertanen das Leben. Die Roten Khmer ermordeten in kürzester Zeit ein Viertel der kambodschanischen Bevölkerung. Letzteres ist keine fünfzig Jahre her. Bis heute sind Grüne mit einer Vergänglichkeit im kommunistischen Bund Westdeutschlands tätig,

einer Organisation, die in den späten 70er-Jahren dem Gewaltherrscher Pol Pot huldigte und die „Killing Fields“ verarmlose.

Der kommunistischen Ideologie wurden immer höherwertige Ideale zugeschrieben als dem Faschismus. Als das grausame Gulag-System in den 70er-Jahren allgemein bekannt wurde (und auch noch nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion), war oft der Seufzer zu hören, dass eine gute Idee leider schlecht ausgeführt wurde. Das Gute, das war das Bekenntnis zu Gerechtigkeit, zu Solidarität, zum Internationalen, zum Frieden. Das Gute war natürlich auch der Kampf gegen Hitler. Der Faschismus stand dagegen für Ausgrenzung, Darwinismus, Kriegslüsternheit. Dabei wussten die Führer mit den braunen Hemden ihre Völker ebenfalls mit „Idealen“ zu verführen. Die Errichtung einer (ethnisch homogenen) „Volksgemeinschaft“ mit dem Versprechen auf Aufstiegsmobilität und nationales Füreinandereinstehen hatte, in den Worten des Historikers Hans-Ulrich Wehler, durchaus einen „Modernitätsappeal“. Die Heilsversprechen der extremen Linken und der extremen Rechten unterschieden sich gar nicht so fundamental voneinander; nicht von ungefähr enthält der deutsche Faschismus einen Bezug zum Sozialismus. Und es gab weitere Gemeinsamkeiten: Beide Ideologien wendeten sich gegen den Kapitalismus angelsächsischer (und angeblich jüdischer) Prägung, beide verachteten den Pluralismus und neigten zum Führerkult. Beide kujonierten und mordeten im Namen einer höheren Wahrheit.

Der bis heute nachwirkende Unterschied der beiden Ideologien steckt in ihrem Bezugsrahmen: Bei den Linken ist

Ist links
wirklich
besserMarine Le Pen
Foto: AFP

es das Internationale, bei den Rechten die Nation. Weil dem übersteigerten Nationalismus Deutschlands die Hauptschuld an beiden Weltkriegen zugemessen wurde, richtete sich der Westen nach 1945 – trotz seiner Frontstellung gegenüber dem kommunistisch beherrschten Warschauer Pakt – internationalistisch aus. Dabei geriet, insbesondere in der Bundesrepublik, das Positive der Nationalidee, ihr emanzipatorischer und freiheitlicher Zug, in Misskredit. Vielfach vergessen wurde, dass der Nationalstaat nicht nur nach außen abgrenzt, sondern nach innen eine beispiellose soziale Kohäsion stiftet, die in vielen Ländern weitreichende bürgerliche und politische Freiheiten ermöglichte. Das Nationale wurde oft gleichgesetzt mit Rückwärtsgeradheit, Engstirnigkeit, latenter Aggression. Es triumphierte der „liberale Internationalismus“, der sich, in den Worten des israelischen Intellektuellen Yoram Hazony, seinerseits zu einer „Ideologie“ entwickelte, die die Delegitimierung von Nationalisten betreibt. Das ist überspitzt formuliert, trifft aber einen Punkt. Auch liberale Denker wie Ralf Dahrendorf bemerkten, dass das Lob auf den Nationalstaat in modernen Ohren „schockierend“ klinge. Es hielt ihn nicht davon ab, den heterogenen Nationalstaat als „eine der großen Errungenschaften der Zivilisation“ zu preisen.

Im verbliebenen Misstrauen gegen den nationalen Gedanken, das viele Teile der europäischen und vor allem der deutschen Eliten hegen, liegt wohl der tiefere Grund dafür, dass rechtes Gedankengut heute für prinzipiell gefährlicher gehalten wird als links. Zwar bemühen sich inzwischen selbst Grüne und Sozialdemokraten um ein unverkrampftes Verhältnis zur Nation und lassen sich, um

Punkte beim Volk zu sammeln, in Trikots der deutschen Fußballmannschaft abbilden. Aber das ist spielerischer Umgang mit Symbolen und keine tiefere Versöhnungsgeste. „Ich wusste mit Deutschland nichts anzufangen und weiß es bis heute nicht“, schrieb der Grüne Robert Habeck vor 14 Jahren in einem Buch, in dem er für einen „linken Patriotismus“ warb, der dann aber im Ungefähren blieb. Den Nationalstaat erklärte er für überholt.

Dieses Ressentiment macht sich besonders an Migration und Staatsbürgerschaft fest, an Themen also, die zwei Grundelemente des Nationalstaats betreffen: Staatsvolk und Staatsgrenze. Lange Zeit haben sich Forderungen nach einer restriktiven Einwanderungspolitik dem Verdacht ausgesetzt, „rechten“, also nationalistischen Gedanken zu folgen. Das gestellte den Blick darauf, dass die ungesteuerte Migration auch die linke Idee eines möglichst breiten, funktionsfähigen Sozialstaats gefährdet – und ebenso die Interessen der Mitte: sozialer Zusammenhalt und Vertrauen in die Handlungsfähigkeit politisch gemäßiger Parteien. Ausgerechnet Sahra Wagenknecht hat diese Haltung jetzt aufgebrochen und versucht, die sozialistische Idee mit dem nationalen Interesse zu versöhnen. Ihr Erfolg gibt zu denken.

Noch immer bewegen sich weite Teile der Öffentlichkeit in den gängigen Schablonen. Wenn Friedrich Merz in farbiger Sprache Fehlentwicklungen bei der Integration („kleine Paschas“) oder Überforderungen des Gesundheitssystems („Zähne machen“) anspricht, wird weithin über Rechtspopulismus geklagt. Aber nur wenige warfen dem früheren Bundespräsidenten Wulff Linkspopulismus vor, als er die wachsende Gewalt aus Migrantenkreisen verharmloste und keine zwei Wochen nach dem Messerattentat von Mannheim voraussagte, wir würden uns noch alle „auf die Schulter klopfen“, wenn die Grenzöffnung des Jahres 2015 erst ihren 25-jährigen Geburtstag feiere.

Wenn es um links und um rechts geht, wird unverdrossen mit zweierlei Maß gemessen. Der rechte Präsident Brasiliens, Jair Bolsonaro, wurde nicht ganz zu Unrecht als politischer Paria behandelt, aber als der wegen Korruption verurteilte Linkspopulist Lula an die Macht zurückkehrte, ein Mann mit warmen Beziehungen zu den Autokraten Venezuelas, brach irritierender Jubel aus. Auch Lula holt demokratische Institutionen aus, und als wertvoller Partner gegen Putin oder im Kampf gegen die Abholzung des Regenwalds hat er sich bisher nicht hervorgetan.

Selbst das vermeintlich größte Übel, der Nationalismus, erscheint in milderem Licht, sofern er sich links definiert. Die Schottischen Nationalisten von der SNP waren in den vergangenen Jahren gern gesehene Gesprächspartner in Brüssel und Berlin, weil sie gemeinsam mit der EU gegen das „rechte“ Brexit-Projekt kämpften. Ihr Nationalismus, der schottische Interessen nur in einem eigenen, von England abgetrennten Staat gewährleistet sieht, galt als moralisch unbedenklicher, weil er sich gegen ein von Konservativen regiertes Königreich in Szene setzte.

Unverdrossen lebt in der alten Mitte der Gesellschaft die Vorstellung weiter, Engagement gegen rechts sei irgendwie ehrenhafter als das gegen links, selbst wenn die Grenze zur Gewalt touchiert wird. Als unlängst Demonstranten AfD-Delegierte vom Parteitag in Essen fernhalten wollten und mehrere Polizisten beim Schützen der Bedrängten verletzt wurden, entdeckte der nordrhein-westfälische Ministerpräsident Hendrik Wüst „ein starkes Zeichen für unsere Demokratie, dass so viele Menschen gegen Antidemokraten auf die Straße gehen“. Eher als Fußnote gab der CDU-Politiker zu bedenken, dass Gewalt nie das Mittel der Wahl sein dürfe. Als einige Wochen zuvor Bauern und AfD-Sympathisanten Wirtschaftsminister Habeck am Verlassen einer Fahre gehindert hatten, hatte der selbe Ministerpräsident von einer „absolut inakzeptablen Grenzüberschreitung“ gesprochen. Will Wüst nicht sehen, dass es sich um zwei sehr ähnliche Grenzüberschreitungen handelt? Ist das Drangsalieren von Politikern wirklich lässlicher, wenn sie rechts sind?

Extremistischen Bestrebungen, die auf den Umsturz oder die Einschränkung unserer freiheitlichen Ordnung abzielen, sollte der Staat entgegenzutreten, ob sie nun aus rechten oder aus linken Parteien kommen. Aber politische Argumente, die sich jenseits dieser Schwelle bewegen, verdienen ein Mindestmaß an Respekt, auch wenn sie als rechts gelten. Wähler, die sich vor den kulturellen Folgen islamischer Migration fürchten, sind keine Rassisten. Es steht ihnen zu, sich gegen ungewollte Veränderungen auszusprechen. Konservative, die gegen Abtreibung sind oder gegen das Adoptionsrecht gleichgeschlechtlicher Paare, sind keine Unmenschen. Sie sind womöglich Christen und habe andere Ansichten. Bürger, die die deutsche Staatsbürgerschaft als etwas Besonderes betrachten und den Preis für sie nicht allzu tief senken wollen, sind keine üblen Chauvinisten. Sie sind rechts, und sie gehören zu einer pluralistischen Demokratie.

Vor gut zwei Jahrzehnten behauptete der damalige deutsche Verteidigungsminister Peter Struck, Deutschlands Sicherheit werde auch am Hindukusch verteidigt. Das ist Geschichte. Im Zuge einer umfassenden Frontbegradigung wurde die vorderste Kampflinie fast 5200 Kilometer weiter nach Westen verlegt. Deutschlands Sicherheit wird inzwischen in Dortmund verteidigt. Jedenfalls auch dort. Im Mai gaben der deutsche Rüstungskonzern Rheinmetall und der Fußballklub Borussia Dortmund eine mehrjährige Werbepartnerschaft bekannt. Deren Motto lautet zwar mitnichten „Rheinmetall und Borussia: Jeder Schuss ein Treffer“, wie im Netz gespottet wurde. Das Echo war dennoch immens – und oft reichlich deutsch. Im „Spiegel“ wurde eine „irritierende Allianz“ von Fußballern und Panzerbauern beklagt, die gar als vermeintlicher Beleg für „den Stand der Militarisierung Deutschlands“ herhalten musste. In der „Süddeutschen Zeitung“ war von einer „schwer erträglichen Banalisierung des Rüstungsgeschäfts“ zu lesen. Ein Sprecher der stets auf fremde Kosten friedensbereiten evangelischen Kirche schimpfte über eine „gezielte kommunikative Grenzüberschreitung“.

Doch welche Grenzen sind es, die da angeblich überschritten werden – und wer hat sie gezogen? Das Dortmunder Westfalenstadion heißt offiziell „Signal Iduna Park“, nach einem Versicherungskonzern. Ist das, um im Bild der Kritik zu bleiben, „eine schwer erträgliche Banalisierung des Versicherungsgeschäfts“? Der VfL Wolfsburg wirbt für Volkswagen. Sagt das etwas über den Stand der Motorisierung Deutschlands? Zwar richtete sich ein Teil der Kritik im Dortmunder Fall gegen den tatsächlich fadenscheinigen Versuch des Borussia-Geschäftsführers Hans-Joachim Watzke, den millionenschweren Sponsorenvertrag zum Engagement seines Klubs für Demokratie und Freiheit aufzupeppen. Doch wenn Fanorganisationen zusätzlich einen „neuen Tiefpunkt auf einer anscheinend nach unten offenen Geldgier-Skala“ beklagen, lässt das tief blicken in die deutsche Seele. Klar ist man als deutscher Fußballfan für den Frieden – aber doch bitte ohne Waffen! Im Stadion soll heile Welt herrschen.

Die Einsicht, dass Demokratien Waffen brauchen, um ihren Frieden gegen jene verteidigen zu können, die ihn brechen wollen, muss in deutschen Debatten meist draußen bleiben wie der Hund beim Metzger. Davon kündigt auch eine auf der Plattform change.org eingebrachte Petition für die Auflösung des Vertrages zwischen Dortmund und Rheinmetall, die schon von 22.000 Menschen unterschrieben wurde. Der „Deal“ sei von Übel, „denn wer Waffen exportiert, fördert Gewalt und Krieg“, so die Argumentation. Die Frage, ob das immer und überall gilt, ob es also dem Frieden dient, wenn man Angegriffenen die Mittel verwehrt, sich gegen Angreifer zu verteidigen, wird nicht gestellt. Stattdessen fragen die Initiatoren: „Wer möchte schon Krieg und Gewalt als Normalität?“ Niemand, lautet die richtige Antwort auf diese falsche Frage, die der Logik Donald Trumps während der Pandemie folgt: Einfach weniger auf Corona testen, dann gibt es auch weniger positive Fälle!

Und doch beginnt sich unter dem Eindruck des Überfalls von Putin-Russland auf die Ukraine etwas zu ändern in Deutschland. Die Kooperation zwischen dem Champions-League-Finalisten und der Waffenschmiede mit Hauptsitz in Düsseldorf wäre vor 2022 unvorstellbar gewesen. Und sie ist nur das prominenteste Beispiel dafür, dass die Losung „Frieden schaffen ohne Waffen“ nicht mehr die unangefochtene Luftüberlegenheit in der deutschen Debatte besitzt. Das zeigt sich auch in der Außenpolitik. Zu besichtigen war das jüngst an einem aus deutscher Sicht abgelegenen Schauplatz – in der bulgarischen Stadt Plowdiw. Dort fand im Juni eine Rüstungsmesse statt, was für sich genommen keine Nachricht wäre. Ungewöhnlich und für Insider nahezu sensationell war aber der Umstand, dass die deutsche Botschafterin in Bulgarien, Irene Maria Plank, demonstrativ an der Ausstellung teilnahm. Nicht nur, weil sie in Pressebegleitung einen Messerdinggang absolvierte und sich die Produkte deutscher Aussteller zeigen ließ. Die Botschafterin richtete auch einen Empfang für deutsche Rüstungsfirmen und deren potentielle Kundschaft aus. In ihrer Begrüßungsansprache bekundete sie wortwörtlich ihren „Stolz“ darauf, dass deutsche Waffen und „deutsche Feuerkraft“ dabei helfen, die Ukraine zu verteidigen. Wer die Damen und Herren des Auswärtigen Amtes schon länger beobachtet, musste sich bei diesen Worten zwicken. Hat sie das wirklich gerade gesagt? In Großbritannien, Frankreich oder den USA wäre es nicht weiter erwähnenswert, wenn ein Botschafter eine Rüstungsmesse besucht und öffentlich die Waffenproduktion des eigenen Landes preist. In Deutschland aber war derlei bis vor Kurzem kaum denkbar.

Einer, der das gut weiß, ist Martin Erdmann. Erdmann hat eine erfolgreiche Karriere im Auswärtigen Amt hinter sich. Als junger Diplomat war der parteilose Beamte Sprecher des Hauses unter Außenminister Klaus Kinkel sowie anfangs auch unter dessen Nachfolger Joschka Fischer. Danach war er 15 Jahre in Brüssel für die NATO tätig – erst als Gesandter in der deutschen Vertretung, später, auf dem dritthöchsten Posten in der zivilen Hierarchie des Bündnisses, als Politischer Direktor beim damaligen Generalsekretär Jaap de Hoop Scheffer. Schließlich wurde Erdmann Leiter der deutschen NATO-Vertretung. Kein Diplomat in der deutschen Nachkriegsgeschichte hat so lange am Stück im NATO-Hauptquartier gewirkt wie Erdmann, der auf seinem letzten Posten von 2015 bis 2020 die deutsche Botschaft in der Türkei leitete.

„Mir wäre es als Botschafter in der Türkei trotz meiner Affinität zu sicherheitspolitischen Fragen niemals eingefallen, einen Empfang auf einer Rüstungsmesse zu geben. Völlig undenkbar!“, kommentiert Erdmann das Vorgehen seiner Kollegin in Sofia. Er malt sich aus, was noch bis vor wenigen Jahren die Reaktion gewesen wäre: „Man wäre als Militarist abgestempelt worden. Mindestens hätte es eine mahnende Frage aus dem Länderreferat in Berlin gegeben, was man denn da treibe. Die Botschaft wäre gewesen, dass man das bitte nicht wiederholen sollte.“

Die französische Diplomatie sei da ganz anders. „Ein französischer Botschafter schenkt den besten Champagner aus und bietet den

nach leben wir in einer im Grunde friedvollen Welt, umgeben von lauter Freunden, mit denen man über alles reden kann.“ Wirklichkeitsfern und fahrlässig nennt Erdmann das.

Doch weht dieser Geist nicht auch durch viele Flure des Hauses, dem Erdmann über Jahrzehnte loyal gedient hat? Wenn im Auswärtigen Amt von Rüstung die Rede ist, dann vorzugsweise von Abrüstung. Das Amt erstellt im Auftrag der Bundesregierung jährlich einen „Abrüstungsbericht“. In mehreren Referaten des Ministeriums am Werderschen Markt geht es um Rüstungskontrolle, Fragen der Nichtverbreitung von Atomwaffen, Abrüstungskonferenzen und dergleichen. Es gibt sogar einen eigenen Abrüstungsbeauftragten. Einen Auf-

der Botschafter, der lange außerhalb Europas auf Posten war. Mit seinem Ministerium ist er oft unzufrieden: „Wir betreiben im Grunde keine Außenpolitik, sondern simulieren sie nur. Im Auswärtigen Amt tun wir so, als verfolgten wir eine außenpolitische Agenda – aber in Wirklichkeit geben wir vor allem hochtrabende Erklärungen zu allem Möglichen ab. Wenig davon ist belastbar und konkret.“ Außenpolitik für das Schaufenster also? Das bestätigt der Gesprächspartner. In der Sicherheitspolitik etwa mangle es an einer simplen Einsicht: Wer der eigenen Demokratie vertraut, sollte auch der eigenen Rüstungsindustrie vertrauen. Einer Branche also, die der Bundeswehr die Mittel an die Hand gibt, um abschreckend auf mögliche Angreifer zu wirken und so die Demokratie gegen äußere Feinde zu verteidigen.

Ein ehemaliger Botschafter, der unter anderem am Balkan, im Kaukasus und in Afghanistan mit sicherheitspolitischen Themen befasst war, stimmt dem zu. Auch er bezweifelt, dass die deutsche Diplomatie die Lehren der jüngsten Zeit über rhetorische Verurteilungen der russischen Aggression hinaus wirklich verinnerlicht hat: „In diesen Zeiten ist Aufrüstung wichtiger als Abrüstung. Dazu sollte auch das Auswärtige Amt einen Beitrag leisten. Aber es liegt schlicht nicht in der DNA des Amtes, substanzvolle Beiträge dazu zu liefern.“

Dass ein Rechtsstaat sich auch bewaffnet verteidigen können müsse und dass es im Zweifelsfall gut sei, wenn er möglichst viele der dazu nötigen Waffen selbst produzieren kann, sei eine Einsicht, die nach Hans-Dietrich Genscher (Außenminister von 1974 bis 1992) und seinem Nachfolger Kinkel (bis 1998) im Hause nicht mehr Leitlinie gewesen sei. „Allein das Wort ‚Rüstung‘ war negativ besetzt. Fast ein Unwort. Die Rüstungsindustrie wurde immer als irgendwie unmoralisch angesehen, als etwas Böses. Deutsche Diplomaten wählten sich zu Höherem berufen. Sie repräsentierten das Edle und Gute“, resümiert der Botschafter a. D. seine Berufserfahrung.

So bestätigen es mehrere lang gediente Diplomaten. Besuche von Rüstungsmessen? Das habe man als deutscher Botschafter den jeweiligen Verteidigungsattachés überlassen müssen. Treffen mit Managern der Rüstungsbranche? Davon hielt man sich besser fern. Deal nicht mit den Schmuddelkindern, lautete das inoffizielle Motto. Ein ehemaliger Botschafter berichtet von einer Begegnung im Quai d'Orsay, dem französischen Außenministerium, bei der er einen ganz anderen Zugang zu dem Thema erlebte. Es ging um Sicherheitsfragen in Asien, auch der damalige französische Außenminister stieß zu der Runde. „Aus deutscher Sicht war es erstaunlich, wie selbstverständlich die britischen und französischen Kollegen davon ausgingen, dass Sicherheit in manchen Lagen am besten mit Waffen garantiert werden kann. Vorzugsweise mit solchen, die man selbst herstellt und die dermaßen furchteinflößend sind, dass man sie nicht einsetzen muss – weil die andere Seite weiß, dass man sie hat.“

Die Spitze des Auswärtigen Amtes gab dagegen oft ein gänzlich anderes Verständnis vor. Zum Beispiel 2016, als der heutige Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier Außenminister war und im Baltikum ein NATO-Manöver unter Beteiligung der Bundeswehr stattfand. Steinmeier kritisierte das damals als „Säbelraseln und Kriegsgeheul“ des Westens. Ein Satz, in dem die ganze Verachtung manch eines bundesrepublikanischen Sozialdemokraten dritter Generation für Fragen der Verteidigungsfähigkeit mitschwingt. Dass der Chef der deutschen Diplomatie den Soldatinnen und Soldaten des eigenen Landes öffentlich derart in den Rücken fiel, wohlgermerkt nach der Krim-Annexion und der Besetzung der Ostukraine durch Russland, stieß auch im Amt einigen sauer auf. „Aber wenn so eine Linie ganz oben vorgegeben wird, hat das natürlich seine Wirkung im Haus“, sagt ein Diplomat, der nach zwei Auslandseinsätzen derzeit wieder Berliner Referatsluft schnuppert. Fest stehe jedenfalls, dass es weder zu Steinmeiers Ministerzeiten noch danach karrierefördernd gewesen sei, im Auswärtigen Amt als „Kalliberexperte“ zu gelten. Und als solcher habe schon gelolten, wer nur daran erinnere, dass auch Deutschland dem Ziel verpflichtet sei, zwei Prozent der Wirtschaftsleistung für Verteidigung auszugeben.

Martin Erdmann, der als einziger von mehreren pensionierten Diplomaten bereit war, sich für diesen Text mit vollem Namen zitieren zu lassen, spricht von einer „Hauskultur“ im Auswärtigen Amt, die sich nicht umknippen lasse wie ein Schalter. In Erinnerung an seine Zeit bei der NATO sagt er: „Als jemand, der die Notwendigkeit militärischer Abschreckung bejaht und im Sinne der Allianz für höhere Militärausgaben eintritt, habe ich mich in der Zentrale des Auswärtigen Amtes oft als eine Art Störenfried empfunden. Die Positionen der NATO, die ich zu übermitteln hatte, fasste man mit spitzen Fingern an.“ Bis heute beklagt Erdmann das unvollständige Narrativ, mit dem die Erfolgsgeschichte der europäischen Einigung und der deutschen Demokratie nach dem Zweiten Weltkrieg erzählt werde: „Die blühende Entwicklung Deutschlands und Europas nach 1945 verdanken wir nicht zuletzt der Pax Americana, dem Schutz durch den amerikanischen Nuklearschirm.“ Die militärische Rückendeckung für das europäische Aufblühen nach 1945 werde jedoch fast nie erwähnt. Wird sich der Widerwille, die militärische Dimension von Außenpolitik mitzudenken und tatkräftig zu fördern, im Auswärtigen Amt in absehbarer Zeit überwinden lassen? Erdmann ist skeptisch. „Ich hoffe es. Aber ich fürchte, solange selbst Parteien der Mitte bei diesem Thema in Deutschland in der Defensive sind, wird das noch ein weiter Weg.“

Kriegstüchtige Diplomatie



Illustration: Nina Simon/Photo Depositphotos

edelsten Camembert an, um bei einer Rüstungsmesse für französische Produkte zu werben. Rüstung und eine kriegstüchtige Verteidigungsfähigkeit sind in Frankreich oberstes Gebot. Das ist politischer Konsens“, sagt Erdmann. In seinen 15 NATO-Jahren hat er immer wieder erlebt, wie grundlegend sich das französische vom deutschen Verständnis für Sicherheitspolitik unterscheidet. Frankreich blickt schon deshalb anders auf die Welt, weil es von der Karibik über den Indischen Ozean bis zum südamerikanischen Festland Territorien besitzt, die französisches Staatsgebiet sind: die Départements Martinique, Mayotte, Guadeloupe, Französisch-Guyana und Réunion. Hinzu kommt das französische Überseegebiet von Saint-Martin. Und Deutschland? Hat Helgoland. „Das französische Selbstverständnis ist: Wir besitzen Territorien rund um den Globus und müssen diese im Notfall militärisch verteidigen können. Jede französische Regierung legt schon deshalb Wert auf eine eigenständige, starke Rüstungsindustrie“, skizziert Erdmann das sicherheitspolitische Credo von Deutschlands größtem Nachbarn. „Zudem ist Frankreich Nuklearmacht. Das ändert alles, auch im Verhältnis zu Russland. Frankreichs nukleare U-Boote können überall sein. Damit besitzt Frankreich die Zweitschlagfähigkeit, kann also auch nach einem Atomangriff noch nuklear reagieren. Das gibt Frankreich eine Sicherheit, die Deutschland nicht hat.“ Das sei jedoch keine Entschuldigung dafür, sich selbst zu belügen, findet Erdmann. „Wir sind in Deutschland jahrzehntelang einer Lebenslüge gefolgt, die von der Spitzenpolitik, zu der ja auch sogenannte Friedensforscher gehören, zum Teil bis heute bedient wird. Dem-

Das Auswärtige Amt tut sich schwer damit, die deutsche Rüstungsindustrie zu unterstützen. Höchste Zeit für eine Wende, finden viele Diplomaten.

Von
Michael Martens

rüstungsbeauftragten, der die weltweiten Kontakte des Amtes nutzt, um deutsche Waffenschmieden dabei zu unterstützen, Lieferkettenengpässe zu überwinden, damit die Bundeswehr und ihre NATO-Partner besser ausgestattet werden können, gibt es nicht.

Natürlich nicht, sagt ein aktiver deutscher Botschafter, der das auch bleiben will und deshalb in diesem Text nur anonym auftaucht. „Der Umgang mit der Rüstungswirtschaft war immer schwierig im Amt. Wenn man sich in Berichten an die Zentrale für deren Anliegen einsetzen wollte, empfahl es sich, besonders vorsichtig zu formulieren.“ Der Botschafter spricht in der Vergangenheitsform. Hat sich das also geändert? Der Diplomat korrigiert sich: „Vermutlich nicht. Wie auch? Ein Ministerium in einer Demokratie ist ein Abbild der Gesellschaft. Deren Verirrungen werden bei uns nicht gemacht, sondern nur gespiegelt.“ Viele Deutsche glaubten, ihre Sicherheit vor Krieg und Zerstörung sei eine Selbstverständlichkeit, eine Art Grundrecht, das ihr Staat ihnen gefälligst frei Haus zu liefern habe. „Die deutsche Gesellschaft hat noch immer nicht begriffen, dass unser Land auf potentiell sehr ungemütliche Zeiten zusteuert, in denen es nötig werden kann, die eigene Lebensweise auch mit Waffengewalt zu verteidigen. Aber solange eine Mehrheit der Deutschen ihr Land als eine von Subsistenzwirtschaft lebende Insel sieht, deren Frieden naturgesetzlich garantiert ist, kann man keine echte sicherheitspolitische Debatte führen.“ Es mangle an „strategischer Diskussionskultur“ in Deutschland, konstatiert

Drei Männer, drei ähnliche Geschichten: Der eine heißt Ramin Yektaparast. Er stammt aus dem Rockermilieu in Mönchengladbach. Um einer Festnahme wegen Mordverdachts zu entgehen, setzt er sich nach Iran ab. Dort wird er nach iranischen Angaben Ende April unter ungeklärten Umständen getötet. Vorher lebt er ein Leben in Luxus, posiert mit teuren Autos. Nach Überzeugung des Oberlandesgerichts Düsseldorf stiftet er im November 2022 zwei Männer aus seinem kriminellen Netzwerk zu Schüssen auf ein Rabbinerhaus in Essen und zu einem Brandanschlag auf eine Synagoge in Bochum an. Im Fall der Synagoge verläuft die Aktion anders als geplant. Beides, davon sind die Düsseldorfer Richter überzeugt, geschah im Auftrag des iranischen Staates.

Der zweite Mann heißt Rawa Majid, Spitzname Kurdischer Fuchs. Er wächst in Uppsala auf und gehört zu den gefährlichsten Drogenbossen Schwedens. Jahrelang entzieht er sich in der Türkei dem Zugriff der schwedischen Justiz. Als der Druck in Istanbul zu groß wird, setzt er sich nach Iran ab. Dort wird er nach Darstellung des israelischen Geheimdienstes erst festgenommen, und veranlasst dann als Gegenleistung für seine Freilassung in diesem Jahr mehrere Angriffe auf israelische Einrichtungen in Schweden. Laut einem aktuellen Bericht der Zeitung „Svenska Dagbladet“ zählt die schwedische Polizei dazu einen versuchten Handgranatenangriff auf die israelische Botschaft in Stockholm, eine Schießerei vor der Botschaft, die Platzierung eines Sprengsatzes vor dem Sitz des israelischen Waffenherstellers Elbit Systems außerhalb von Göteborg sowie zwei weitere vereitelte Angriffe. Der schwedische Geheimdienst Säpo bestätigt Ende Mai zumindest so viel: Iran nutze kriminelle Netzwerke in Schweden als „Stellvertreter“, um Dissidenten sowie israelische und jüdische Interessen zu bedrohen.

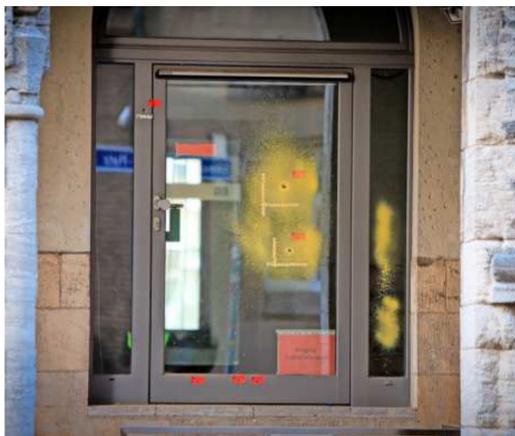
Eine ähnliche Entwicklung beobachten Sicherheitsbehörden in Deutschland. „Iran hat erkannt, dass es OK-Netzwerke für seine Zwecke nutzen kann“, bestätigen Sicherheitskreise der F.A.S. OK steht für organisierte Kriminalität. Das sei im Moment Irans wichtigster Modus Ope-

randi zur Ausspähung von Anschlagzielen. Für das Regime in Teheran habe dieses Vorgehen drei Vorteile: Erstens müsse es keine eigenen Leute einsetzen, die leicht enttarnt werden könnten. Zweitens könne es auf Personen zugreifen, die in konspirativem Handeln geschult seien. Drittens könne es jegliche Verantwortung abstreiten und so diplomatische Komplikationen vermeiden. Im letzten Punkt scheint Irans Kalkül allerdings nicht aufzugehen. Dazu später mehr.

Zunächst zum dritten Mann, dem Drogenhändler Naji Ibrahim Sharifi Zindashti, Spitzname Big Guy. Auch er lebt lange in der Türkei und setzt sich wegen Mordverdachts nach Iran ab. Das amerikanische Finanzministerium setzt ihn im Januar dieses Jahres auf eine Sanktionsliste. Dazu schreibt das Ministerium: „Iranische Sicherheitskräfte schützen Zindashti und sein kriminelles Imperium, ermöglichen ihm, auf dem Drogenmarkt des Landes zu prosperieren und ein Leben in Luxus zu führen, während sein Netzwerk die Repression des Regimes exportiert und abscheuliche Operationen im Auftrag der Regierung durchführt.“ Demnach agiert der Mafiaboss im Auftrag des iranischen Ministeriums für Nachrichtenwesen.

Ebenfalls im Januar dieses Jahres wird Zindashti in den USA in Abwesenheit angeklagt. Er wird verdächtigt, einen zweifachen Mord im Bundesstaat Maryland im Auftrag gegeben zu haben, zu dem es dann aber nicht kommt. Eines der ausgewählten Opfer soll aus Iran in die USA geflohen sein. Einer der beiden Auftragskiller soll der Rockergruppe Hells Angels angehören, so wie Ramin Yektaparast aus Mönchengladbach.

Big Guys Kartell wird mit mehreren Morden an und Entführungen von iranischen Dissidenten in Verbindung gebracht. Da ist zum Beispiel der Mord an dem früheren iranischen Cybersicherheitsbeamten und späteren Regimekritiker Masoud Molavi-Vardanjani 2019 in Istanbul. Er hatte über das Netzwerk Telegram Korruptionsvorwürfe gegen führende Regimevertreter erhoben. Zindashti wird zwischenzeitlich festgenommen. Als Haupttäter wird dann aber ein Mann verurteilt, der für Zindashti in Istanbul als Gärtner gearbeitet haben soll. Als weiteres Beispiel nennt Washington



Im Auftrag Teherans: Einschusslöcher am Rabbinerhaus in Essen Foto dpa

Irans Pakt mit Verbrechern

Das Regime in Teheran nutzt kriminelle Netzwerke, um jüdische Ziele in Europa auszuspähen und anzugreifen. Auch in Deutschland beobachten die Sicherheitsbehörden dies mit wachsender Sorge.

Von Friederike Böge

die Entführung des deutsch-iranischen Oppositionellen Jamshid Sharmahd. Er wird 2020 aus Dubai nach Iran verschleppt und dort zum Tode verurteilt. Seither sitzt er im Todestrakt des Evin-Gefängnisses, während seine Tochter aus den Vereinigten Staaten verzweifelt um seine Freilassung kämpft. Im vergangenen Jahr traf sie Außenministerin Anna-Lena Baerbock.

Auch die Amerikaner kommen zu dem Schluss: „Das Regime stützt sich bei solchen Aktionen zunehmend auf Gruppen des organisierten Verbrechens in dem Versuch, Verbindungen zur iranischen Regierung zu verschleiern“. Das scheint nicht zu klappen.

Im Fall von Ramin Yektaparast erklären gleich zwei deutsche Gerichte seine Verbindungen zum iranischen Staat für gesichert. Das Düsseldorfer Oberlandesgericht schreibt in einer Urteilsbegründung vom März dieses Jahres, der ehemalige Rockerboss habe mit staatlichen iranischen Stellen zusammengearbeitet, um seinen Aufenthalt in Iran zu sichern und seinen kostspieligen Lebenswandel zu finanzieren. Die Richter berufen sich auf den Verfassungsschutz und mehrere Indizien. So schreibt Yektaparast am Tag des Brandanschlags von Bochum in einer Chatnachricht an den inzwischen verurteilten Babak J.: „Bruder, falls du es nicht willst, sag mir Bescheid, damit ich hier nicht blamiert werde.“ Mit „hier“ meint Yektaparast nach Überzeugung der Richter jene „staatlichen iranischen Stellen“. Babak J. blamiert ihn dann doch: Er wirft den vorbereiteten Brandsatz nicht auf eine Synagoge, sondern auf eine nahe gelegene Schule. Babaks Vater fragt Yektaparast in einem überwachten Telefonat, ob die Tat vom Staat beauftragt wurde. Yektaparast, der in den Gerichtsunterlagen nicht namentlich identifiziert wird, streitet das nicht ab. Ein Zeuge sagt außerdem aus, dass er mit dem Versprechen, künftig ohne Probleme nach Iran einreisen zu können, als Mittäter angeworben werden sollte.

Der Bundesgerichtshof geht in einem Beschluss vom Juni 2023 noch einen Schritt weiter als die Düsseldorfer Richter und identifiziert die staatliche Stelle als Quds-Kräfte der Revolutionsgarde. Das ist eine Eliteeinheit, die für Auslandsein-

sätze zuständig ist. Die Richter berufen sich auf „Behördenzeugnisse“, also Geheimdienstbescheinigungen.

Das Urteil des Oberlandesgerichts Düsseldorf könnte der Europäischen Union als juristische Grundlage dienen, um die Revolutionsgarde als Terrororganisation einzustufen. Darum bemüht sich zumindest die Bundesregierung. Eine solche Listung hätte vor allem symbolische Bedeutung, da die Revolutionsgarde schon im Zusammenhang mit Irans Waffenprogrammen sanktioniert wird. Das Regime in Teheran beobachtet den deutschen Vorstoß genau. Ob es einen Zusammenhang zwischen dem Gerichtsprozess und dem mutmaßlichen Tod von Ramin Yektaparast gibt, ist unklar. Sein kriminelles Netzwerk dürfte für die iranischen Auftraggeber durch die deutschen Ermittlungen jedenfalls wertlos geworden sein. Die iranische Nachrichtenagentur Tasnim berichtete, er sei in einem persönlichen Konflikt mit mehreren Schüssen in den Hinterkopf getötet worden. Deutsche Sicherheitskreise schließen nicht vollkommen aus, dass sein Tod nur vorgetäuscht wurde.

Die Angriffe auf jüdische und israelische Einrichtungen in Europa gehen derweil weiter. Im April observieren Münchner Einsatzkommandos laut einem Bericht der Zeitschrift „Focus“ einen in Frankreich lebenden Algerier mit kriminellem Hintergrund bei dem mutmaßlichen Versuch, im iranischen Auftrag jüdische Ziele auszukundschaften. Sicherheitskreise bestätigen der F.A.S. die Angaben. In Griechenland werden vergangene Woche sieben Personen wegen Brandanschlägen auf eine Synagoge in Athen und ein von einem Israeli betriebenes Hotel festgenommen.

Wie in anderen Fällen blieb der Schaden begrenzt. Liegt das an der Wachsamkeit der Sicherheitsbehörden? Daran, dass sie in der aktuell aufgeheizten Lage eher zu früh als zu spät eingreifen, auf die Gefahr hin, dass dann keine gerichtsfesten Beweise gegen die Täter vorliegen? Liegt es daran, dass es Iran vor allem darum geht, eine Drohkulisse aufzubauen? Oder daran, dass die beauftragten Täter aus dem Mafamilieu mehr Interesse daran haben, einen Arbeitsnachweis zu erbringen als so viel Schaden wie möglich anzurichten? Man weiß es nicht.

Jetzt Sommerangebot sichern

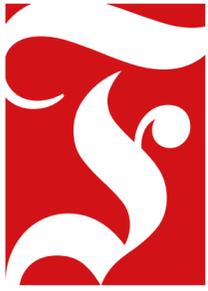
Starten Sie Ihre neue Wochenendtradition.

6 Ausgaben der Sonntagszeitung für nur 6 Euro.

Lassen Sie sich inspirieren und erfrischen Sie Ihren Geist in den schönsten Wochen des Jahres mit vielfältigen Themen von Politik und Wirtschaft bis Leben und Reisen.



Bis 31.8.24 bestellen: ☎ (069) 75 91-33 59 🌐 faz.net/sommer-fas



Die Gefahr eines großen Krieges

Von Christoph Ehrhardt

Die eindringlichen Warnungen der internationalen Krisendiplomatie sind nicht übertrieben: Die militärische Konfrontation zwischen Israel und der libanesischen Hizbullah steuert auf einen Punkt zu, an dem sie leicht außer Kontrolle geraten kann. Dann droht jener „große Krieg“, dessen zerstörerische Kraft weit über jene des Gazakrieges hinausreichen und die ganze Region destabilisieren könnte.

Noch kann der Krieg abgewendet werden. Die Hizbullah hat am 8. Oktober vergangenen Jahres, einen Tag nach dem blutigen Terrorangriff der Hamas auf Israel, die Front nach Norden eröffnet, um ihre palästinensischen Waffenbrüder zu unterstützen. Hizbullah-Anführer Hassan Nasrallah hat aber angekündigt, die Angriffe einzustellen, sobald die Waffen im Gazastreifen schweigen. Ob der mörderische Grenzkrieg ausufert, hängt maßgeblich an Israel. Die Regierung von Benjamin Netanjahu erwägt einen Großangriff, um die Bedrohung an der Nordgrenze nachhaltig zu beenden. Ihn zu befehlen, wäre ein folgenreicher Fehler.

Die Anliegen Israels sind legitim: Zehntausende Israelis aus dem Grenzgebiet, die durch den Raketenangriff der Hizbullah vertrieben wurden, sollen in ihre Häuser zurückkehren können. Die Hizbullah ist mit ihrem Raketenarsenal zudem ein wichtiges Instrument für Israels Erzfeind Iran – als Mittel der Abschreckung, der Machtprojektion und als vorgelagerte Verteidigungslinie für den Fall eines Militärschlags gegen die Islamische Republik selbst und ihr Atomprogramm. Auch wenn mancher im israelischen Sicherheitsestablishment im Zuge der fortwährenden Eskalation die Gelegenheit für einen massiven Schlag gegen die Hizbullah sehen mag: Die enormen Risiken stehen in einem schlechten Verhältnis zu seinen Erfolgsaussichten.

Ein Krieg würde die Rückkehr der Menschen in Israels Norden mindestens auf Monate unmöglich machen. Das ganze Land wäre auf Sicht nicht sicherer – im Gegenteil. Die Hizbullah ist kampfstärker als die Hamas und nicht so leicht zurückzudrängen. Über Wochen könnte sie Israel und seine zivile Infrastruktur mit einem ungekannten Raketenhagel überziehen. Iran wird seinen wichtigsten Verbündeten nicht allein stehen lassen. Israel drohen im Kriegsfall – und das ist das Mindeste – eine weitere Front in Syrien und Attacken iranischer Milizen im Irak.

Ein durch den Krieg zerstörter Libanon wäre für Israel auch eher Fluch als Segen. An einer weiteren Grenze läge dann ein weiterer zerstörter Landstrich mit einer radikalisierten, hasserfüllten Bevölkerung. Das schon jetzt von Korruption zersetzte und heruntergewirtschaftete Land könnte endgültig zu einem gescheiterten Staat werden, in dem Iran ideale Bedingungen vorfindet, seine bewaffneten Stellvertreter großzuziehen und aufmarschieren zu lassen. Ein neuer, großer Nahostkrieg hätte vor allem einen Gewinner: Hamas-Anführer Yahia Sinwar, dessen menschenverachtendes Kalkül am Ende aufgegangen wäre.

Eine Verhandlungslösung für ein Grenzarrangement wäre derzeit die beste aller schlechten Optionen, die der israelischen Regierung und den erschöpften Streitkräften zur Auswahl stehen. Nur stecken beide Seiten in der Eskalationsspirale eines Abschreckungswettbewerbs. Netanjahu kann einen Deal schwer als Sieg verkaufen, ohne vorher ein Zeichen der Stärke zu setzen.

Klüger wäre, Abschreckung durch Allianzen zu erreichen, nicht durch eine militärische Kraftdemonstration mit unbestimmtem Ausgang. Israel wird sicherer, erscheint dann stärker, wenn es in der Region nicht isoliert ist. Es braucht Partnerschaften mit Mächten wie Saudi-Arabien, den Vereinigten Arabischen Emiraten oder Jordanien, die Iran und seine arabischen Alliierten ebenfalls als Bedrohung ansehen. Eine stärkere Integration Israels in die Region könnte einen Schutzschirm gegen die Raketen der iranischen Schattenarmee spannen.

Das wird umso wichtiger, je weniger sich Israel auf die USA verlassen kann. Das Verhältnis Netanjahus zu Präsident Joe Biden ist zerrüttet. Ein Donald Trump mag dem israelischen Regierungschef freie Hand lassen. Dass er aber im Notfall einschreitet und sich in ein militärisches Abenteuer im Nahen Osten hineinzieht, ist nicht ausgemacht. Israel sollte die moderaten arabischen Mächte nicht weiter vor den Kopf stoßen. Denn die sehen in der von Extremisten durchgezogenen Netanjahu-Regierung immer mehr einen gefährlicheren Unruheherd. Der arabische Widerwille, Israel als strategischen Partner zu betrachten, würde mit einem neuen Libanonkrieg zunehmen. Und Netanjahu sollte auch nicht den Fehler machen, Trumps Einfluss und Tatkraft in der Region zu überschätzen. Es wäre allerdings nicht Netanjahus erster Fehler.



Das Video aus dem Keller einer Villa im beschaulichen Kölner Stadtteil Rodenkirchen ist verstörend und schockierend: Auf dem Boden liegt ein nackter Mann mit gefesselten Händen. Schon seit längerer Zeit muss er gefoltert worden sein, denn sein Körper ist mit blauen Flecken übersät. Doch die Peiniger lassen nicht von ihm ab. Immer wieder fragen sie ihr Opfer unter Schlägen nach den Namen und Adressen weiterer Verwandter. Um die Demütigung und die Todesdrohung maximal zu verstärken, den Druck auf die Angehörigen zu erhöhen und klarzumachen, wer das Sagen im Rauschgiftgeschäft hat, verbreiteten die Täter die Sequenzen im Netz.

Nach Erkenntnissen der Ermittler steht die Folteraktion vom vergangenen Wochenende in Zusammenhang mit dem Konflikt zwischen regional in Nordrhein-Westfalen agierenden Drogenhändlern und einer international vernetzten niederländischen Bande um rund 300 Kilogramm Cannabis, das aus einer

Das Cannabisdesaster

Von Reiner Burger

Lagerhalle verschwand. In Holland treiben die unter dem Sammelbegriff „Mocro“-Mafia bekannten Banden seit Jahren ihr brutales Unwesen. Dort kommt es fortwährend zu schwersten Gewalttaten. Dazu zählen auch Sprengsätze, die „Mocro“-Mitglieder regelmäßig detonieren lassen, um ihren Forderungen ohne jede Rücksicht auf Unbeteiligte zusätzlich Nachdruck zu verleihen – so wie das nun im Kölner Fall ebenfalls passierte. Auch das war eine höchst beunruhigende Deutschlandpremiere.

Selbst hartgesottene Kriminalisten sind erschüttert über die neue, bisher nicht gekannte Gewalteskalation. Diese Eskalation mit der Cannabisgesetzgebung der Bundesregierung in Verbindung zu bringen,

ist alles andere als abwegig. Als die Ampelpartner Anfang April Besitz und Gebrauch der Droge großzügig freigaben, sandten sie damit auch das Signal aus, dass der Cannabiskonsum unproblematisch sei. Das ist nicht nur aus medizinischer Sicht katastrophal, sondern deshalb, weil die Herstellung in größerem Umfang erst seit Anfang des Monats in „Anbauver-einen“ erlaubt ist. Bis legales „Gras“ in nennenswerten Mengen verfügbar ist, wird noch viel Zeit vergehen. Längst werden sich auch die Neukiffer daran gewöhnt haben, sich preisgünstig auf dem nicht nur von holländischen Banden mit Cannabis gefluteten Markt einzudecken – weitgehend risikofrei. Denn dank der erlaubten absurd großen Menge von 25

Gramm zum Eigengebrauch ist es der Polizei bei Kontrollen kaum möglich, zwischen Dealer und Käufer zu unterscheiden. Auf all das wiesen viele Fachleute und zuletzt im Februar parteiübergreifend die Innenminister der Bundesländer hin, die in einem gemeinsamen Brandbrief auch ausdrücklich davor warnten, das Gesetz werde „gravierende negative Auswirkungen auf die Bekämpfung der organisierten Kriminalität“ haben.

SPD-Bundesgesundheitsminister Karl Lauterbach und die Ampel ließen sich nicht beeindrucken, versprachen das Blaue vom Himmel: Der Schwarzmarkt werde ausgetrocknet, die Begleitkriminalität eingedämmt und Polizei und Justiz entlastet. Der Kölner Fall führt vor Augen: Auch im letzten Punkt ist längst das Gegenteil eingetreten. Nach Einschätzung der Ermittler handelte es sich um einen der komplexesten und gefährlichsten Einsätze der nordrhein-westfälischen Polizei in den vergangenen Jahren. Man muss befürchten: Der Einsatz war nur der Auftakt.

Baerbocks Rückzug

Von Matthias Wysurwa

Annalena Baerbock musste sich immerhin nicht zum Frühstück zu Familie Habeck begeben, um ihm die Kanzlerkandidatur anzutragen. Sie wählte stattdessen die weltpolitische Bühne, den NATO-Gipfel in Washington, um ihre Botschaft zu überbringen: Ich bin raus, die Welt braucht mehr Diplomatie, keine Zeit für die Kandidatur. So macht sie den Weg frei für Habeck, wie Angela Merkel in Wolftrathausen für Edmund Stoiber. Nur war für Merkel das Risiko viel größer, dass Stoibers Weg tatsächlich ins Kanzleramt führt. Habeck hingegen könnte in einer Sackgasse landen, so schlecht steht es um die Grünen. Und Baerbock wäre danach immer noch da – versehen mit dem gerade aufgestockten innerparteilichen Kapital der „Teampielerin“, wie sie Grüne nach ihrem Rückzug allerorten loben. So ist Baerbocks Rückzug nicht nur gut für die Grünen, er ist auch gut für sie. Sie hat noch Zeit.

Bei allen Unterschieden ist den beiden Rückzügen doch gleich, dass sie Inszenierungen waren mit dem Ziel, die Entscheidung als völlig selbstbestimmt darzustellen. Denn auch wenn Baerbock in ihrer Partei nicht wie Merkel einst unverföhren deutlich gemacht worden ist, dass sie es nicht wird, kennt die Außenministerin ihre Grünen doch so gut, dass sie mitbekommen haben muss, dass ein abermaliges Duell mit Habeck zwar nicht zwangsläufig auf ihn hinauslaufen wäre – dass es aber doch viele Grüne irritiert hätte, wenn nicht. Sie hatte 2021 ihre Chance, jetzt bekommt er seine, dieser schlechten Logik konnten viele folgen. Die vereinzelt Rufe nach Habeck, vor allem aus dem Südwesten, haben ihm zwar nicht unbedingt geholfen in der Partei. Es war aber auch zu bemerken, dass es keine

öffentlichen Rufe nach Baerbock gab, selbst als sie noch im Juni deutlich machte, dass das Rennen offen sei. Jetzt hat sie dafür gesorgt, dass der Partei ein Sommer des Rätsels erspart bleibt, wie die beiden wohl unverletzt aus dem Duell herauskommen. Stattdessen dürfen die Grünen sich darauf konzentrieren, wie sie aus ihrem Tief herauskommen. Das wird die viel schwierigere Aufgabe.

Habeck wird also aller Voraussicht nach der Kanzlerkandidat der Grünen, auch wenn er es noch nicht aussprechen mag: Er will nicht die Gremien übergehen. Baerbocks Verkleinerung hat ihn viel früher ins Rampenlicht der Kandidatur gestellt als geplant. Nichts kann er mehr machen und sagen, ohne dass es darauf geprüft wird, ob es eines Kandidaten würdig ist – von außen und auch innerhalb der Partei. Das wird also eine sehr lange, harte Zeit für Habeck in diesem Rampenlicht, zumal die Ausgangslage desaströs ist: Die Europawahl hat die Grünen verunsichert, nicht einmal die sicher geglaubte Kernwählerschaft ging noch an die Urnen, und die Verluste bei den jungen Wählern waren dramatisch. Grünes Gruseln.

Als Baerbock 2021 Kandidatin wurde, war das auf dem Höhepunkt der Aufstiegserzählung der Grünen der Volkspartei. Sie scheiterte trotzdem. Habeck wird Kandidat auf dem Tiefpunkt dieser Erzählung, auf dem die Partei sich fragt, ob sie eigentlich noch Volkspartei werden kann und will. Oder ob sie lieber zurück in die Nische soll, mit Konzentration auf die grüne Kernklientel. Das Habeck mehr will, ist klar. Aber nur weil er so schön reden kann, heißt das nicht, dass seine Antworten überzeugen. Und sollte er seine Chance nicht nutzen können, wartet da eine Außenministerin auf ihre nächste.

Bidens Starrsinn

Von Sofia Dreisbach

Es will etwas heißen, wenn sich in Washington die Führer der freien Welt treffen und alle schauen vor allem auf die Solo-Pressekonferenz Joe Bidens zum Ende des NATO-Gipfels. Als der amerikanische Präsident ans Mikrofon trat, war das Debakel der Fernsehdebatte gegen Donald Trump genau zwei Wochen her. Seither liegen in der Demokratischen Partei die Nerven blank.

Biden bewältigte seinen Auftritt ohne ernste Zwischenfälle. Der größte Fauxpas war, dass er statt Vizepräsidentin Harris Vizepräsident Trump sagte. Das sollte nicht, aber kann mal passieren. Kurz vorher hatte er Wolodymyr Selenskyj als „Putin“ vorgestellt, eine besonders peinliche Verwechslung. Für den erhofften Befreiungsschlag dürfte der Auftritt deshalb nicht reichen. Im Kongress haben sich bislang nur gut ein Dutzend Demokraten gegen eine weitere Kandidatur ausgesprochen. Die Führung laviert noch. Doch dass es brodelte, daran besteht kein Zweifel.

Es gelingt den Demokraten bislang nicht, eine Mehrheit der Amerikaner davon zu überzeugen, dass dieser Mann im Weißen Haus mit 81 Jahren noch genug Energie für weitere vier Jahre hat. Diese Erkenntnis allein wäre Grund genug für Biden, einem neuen Kandidaten Platz zu machen. Vor vier Jahren hatte er versprochen, eine „Brücke“ zur nächsten Generation zu sein. Heute stellt er auf Durchzug, gibt seinen Mitarbeitern die Schuld an einem zu vollen Zeitplan, verweigert einen kognitiven Test und wiederholt mantraartig, nur er könne Trump schlagen.

Der Schaden, den Biden damit anrichten könnte, geht über eine Niederlage der Demokraten hinaus. Schon jetzt haben sich Millionen Amerikaner

von den etablierten Medien abgewendet. Von Washington fühlen sie sich unverstanden, verraten. Da hilft es nicht, wenn Biden einen fraglos desaströsen Auftritt allein mit Müdigkeit erklärt.

Sein Wahlkampfteam versucht mit einer Reihe von Interviews zu zeigen, dass Biden der Aufgabe gewachsen ist. Doch das bringt ihn nur in neue Schwierigkeiten. Ein Sender aus Wisconsin gab nun zu, auf Wunsch des Biden-Teams Änderungen an einem Interview vorgenommen zu haben. Für ein anderes Gespräch wurden die Fragen vorher abgesprochen. Ist das nötig bei jemandem, der beim Fernsehduell gegen Trump nur einen schlechten Tag gehabt haben will?

Wer genau hinsah, konnte schon vorher ahnen, dass Biden nicht mehr der Mann ist, der er mal war. Die Preisfrage ist, ob auf sein Ausscheiden Aufbruch oder Chaos folgen würde. Unter den Bündnispartnern wünscht man sich jedenfalls lieber einen schwachen Biden als einen unberechenbaren Trump.

In Washington darf nun diskutiert werden, was lange unter der Oberfläche brodelte. Kommt es zu einem reinigen Gewitter? Biden lag schon vor der Debatte in entscheidenden Swing States hinter Trump. Dabei geht es den Amerikanern nicht nur um sein Alter. Sie lasten ihm auch die hohen Benzin- und Lebensmittelpreise an.

Wie schnell sich das Blatt wenden kann, zeigt die ungeliebte Vizepräsidentin Kamala Harris, die plötzlich als mögliche Retterin der Demokraten gehandelt wird. In einem hypothetischen Duell mit Trump liegt sie in Umfragen vor Biden. Es darf aber nicht vergessen werden, dass auch aufseiten der Republikaner ein Mann kandidiert, den viele Amerikaner für ungeeignet halten.



Die 100 Größten – Business Edition 2024

Deutschlands großes Firmenranking

Arbeiten Sie mit den aktuellsten Daten und Fakten zu Deutschlands Top-Unternehmen. Die Business Edition liefert Ihnen neben den kompletten Ranglisten und Tabellen auch eine kompakte Unternehmensdatenbank und einen Reader mit den wichtigsten Hintergrundinformationen zu den größten Unternehmen.

Bestellen Sie die Business Edition der „100 Größten“ einschließlich Nutzungslizenzen für bis zu drei Arbeitsplätze für 199,- € zzgl. MwSt. Weitere Informationen: faz-rechte.de/100

F.A.Z.-Research

Frankfurter Allgemeine Archiv und Rights Management
Telefon: (069) 7591 2200, E-Mail: faz-research@faz.de

Frankfurter Allgemeine
ARCHIV

Unsere Tiktok-Challenge

Okay, Boomer, jetzt gilt's: Keine Social-Media-Plattform steht stärker unter Verdacht, unsere Kinder zu verdummen und zu radikalieren. Wir – Tiktok-Neulinge jenseits des Jugendalters – wollten es wissen: Was lernt man, wenn man sich eine Woche vom Algorithmus berieseln lässt? Fünf Erfahrungsberichte zu den Themen Politik, Ernährung, Drogen, Psyche und Sex.

ERNÄHRUNG

Jeden Tag eine Knoblauchzehe

Als Mutter zweier Teenager-Töchter bin ich eigentlich zu alt für das Medium. Grundsätzlich bin ich keine Gegnerin von sozialen Medien, habe aber eine gewisse Skepsis. Ich nutze Instagram, würde aber niemals Fotos meiner Kinder posten. Meine Aufgabe ist es jetzt, herauszufinden, was ich auf Tiktok über Ernährung erfahre. Mich interessiert außerdem, was aus der App geworden ist, die so harmlos als Musical.ly angefangen hat und am Anfang nichts weiter zeigte als Mädchen und Jungs, die zu Musik ihre Lippen bewegen.

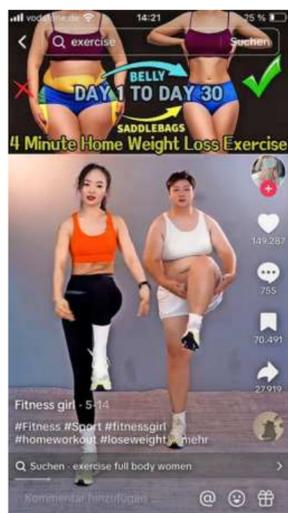
Was mich sofort nervt: Ich sehe beim Swipen permanent Menschen in Großaufnahme, die mir mit ihren Gesichtern sehr nahe kommen und stakatohaft auf mich einreden. Kein Hallo, keine Begrüßung. Jeder redet nur von sich: Ich habe jeden Tag/ich wusste nicht/ich habe einen Tag/ich hätte nie gedacht/ich habe zehn Tage. Schnell zum Punkt kommen, sonst wird weitergewischt.

So irrlichtere ich von einem Thema zum anderen: „3 Tipps, wie man sich gesund ernährt“, „3 Dinge, die ich als Arzt nie zu mir nehmen würde“, „5 Tipps, mit denen du Krebs verhinderst“. Eine passiv-aggressive Stimme aus dem Off sagt mir: „Nur Vollidioten trinken Wasser aus der Leitung.“ Immerhin mal jemand, der sagt, ich solle etwas nicht tun. Alle anderen wollen, dass ich etwas mache: „Wenn du jeden Tag eine Knoblauchzehe isst, passiert das mit deinem Körper.“ „Du nimmst jeden Tag 100 Gramm ab durch einen einzigen Trick.“ Ein Einstein mit Arztkittel sagt mit abgehackter KI-Stimme und nicht lippensynchron: „Wenn Sie jeden Morgen Zitronenkaffee trinken, verlieren Sie sieben Kilo in sieben Tagen.“

Tipps wie diese sind nicht nur unseriös, sondern auch gefährlich. Das Problem ist, dass Mädchen permanent andere Mädchen anschauen, die schlank und gut aussehen. Wenn sie sich dabei schlecht fühlen, finden sie in Sekundenschnelle vermeintliche Lösungen: „Schnell abnehmen mit diesen 4 Tipps.“ „10 Kilo abnehmen in einer Woche. Bleib dran!“ „Damit 3-mal so viel Fett verlieren.“ Abgesehen davon, dass das meiste nicht



Besser essen mit Tiktok? Auf der App wimmelt es nur so von fragwürdigen Abnehm- und Ernährungstipps.



funktioniert, kann es auch zu Essstörungen führen. Hashtags wie #ed (für eating disorder) und „Skinny check!“ sind zwar mittlerweile geblockt, aber ich treffe auf genug Mädchen, die davon erzählen, wie schnell sie abgenommen haben oder – quasi als Anleitung – wie sie in die Essstörung reingerutscht sind und jetzt versuchen, wieder rauszukommen.

Da ist es fast schon entspannend, immer wieder beim „Abendessen mit Schatzi“ zu landen. Seltenerweise taucht der Account auf, nachdem ich in die Suchfunktion „gesunde Ernährung“ eingegeben habe. Ich sehe „Schatzi“ dabei zu, wie er mit einem elektrischen Messer einen Schweinebraten in Scheiben schneidet, während seine Gattin das Essen aus dem Off kommentiert. Einen Tag später treffe ich ihn beim Big-Mac-Salat an. Ich sehe erst mal nur Hackfleisch, aber Schatzi gräbt mit seiner Gabel im Essen herum und legt eine dünne Schicht Salat frei (Stichwort „gesunde Ernährung“).

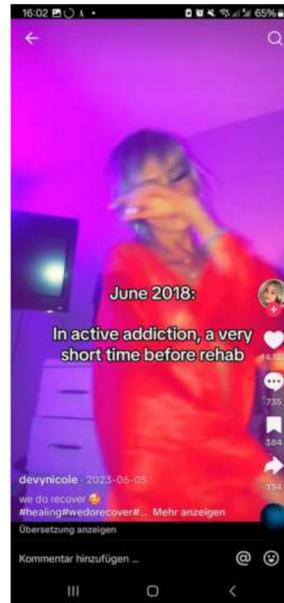
Aber nach zwei Tagen frage ich mich ohnehin: Ist das überhaupt noch das Thema? Warum tauchen zwischendurch ständig Menschen auf, die mit Ernährung nichts zu tun haben? Alice Weidel und Sahra Wagenknecht zum Beispiel begegnen mir mehrfach.



Immer wieder den gleichen Content reingespült zu bekommen – das kenne ich auch von Instagram, aber da sind es dann Variationen von Hummus-Rezepten, weil ich irgendwann mal eines davon gespeichert habe. Politische Extreme sind mir auf der Plattform noch nie begegnet. Bei Tiktok gerate ich aber in et was hinein, mit dem ich nichts zu tun haben will. Putin-Freunde wie Sahra Wagenknecht im Fräulein-Rottenmeier-Duktus und ein dämonisierender Richard David Precht empfinde ich genauso wie ausländerfeindliche Hetzer als ungebetene Gäste, denen ich aus Versehen die Tür aufgemacht habe. Und wenn ich diese zuknalte, stehen sie schon wieder da. Meine Töchter sagt, dass ich den Fehler mache, nicht sofort weiterzuschicken, wenn sie auftauchen, das merkt sich der Algorithmus und interpretiert die längere Verweildauer als Interesse. Eine menschliche Sache: Wenn man von etwas entsetzt ist, kann man nicht so einfach den Blick abwenden.

Am Ende des Versuchs stehen als Fazit ziemlich viele Fragen. Macht das was mit meinen Kindern, wenn sie von Menschen penetrant und ungefragt infiltriert werden? Was nimmt das Gehirn bewusst wahr? Was unbewusst? Hinterfragen die Kinder die Quellen? Finden sie die Quellen? Vergessen sie eine kritische Frage nicht sofort, wenn das nächste Thema einen Wisch später lockt? Und bleiben sie bei Filmen hängen, die ihnen nicht guttun und sie in eine ungesunde Welt locken? Da hilft als Familie nur eins: ab morgen wieder mehr reden statt swipen.

Anke Schipp



DROGEN

Auf der Suche nach Brokkoli

Tiktok, tiktok. Als ich auf die Uhr schaue, ist es zwanzig vor sechs. Eigentlich wollte ich um fünf Feierabend machen, draußen scheint ausnahmsweise die Sonne. Aber Pustekuchen – ich bin in der App hängen geblieben und habe schon halb vergessen, welches Video mich jetzt zum Weiterscrollen ermutigt hat, sodass ich Zeit und Welt vergesse. Rauschhaft.

Nach Rausch habe ich bei Tiktok gesucht oder vielmehr nach Rauschmitteln und deren Verherrlichung. Von Instagram kenne ich Hunderte dieser vermeintlich lustigen Videos: Frauen, die einen Burrito an der Kante ablecken, bevor sie ihn zusammenrollen wie einen Joint. Menschen, die mit Schneeschaukeln sauber portionierte Lines in ihre Hauseinfahrt legen. Und natürlich Werbung für Telegram-Gruppen, in denen man alles kaufen kann: Drogen, Waffen, gestohlene Kreditkarten.

Auf Tiktok finde ich erst mal nichts davon. Einzige Ausnahme: Zigaretten. Von verschiedenen Arten, wie man sie halten soll, hin zu der Behauptung, dass Männer immer heißer seien, wenn sie rauchen, ist die ganze Palette dabei – wann zum Teufel ist denn Rauchen wieder cool geworden?

Natürlich, Begriffe wie „Kokain“ oder „Coke“ stehen auf einer schwarzen Liste. Deshalb versuche ich es mit Emojis: Brokkoli für Cannabis, Pille für Ecstasy, Schneeflocke für Kokain – und das rote Ahornblatt für Drogen generell. Treffer. Die Videos, die mir nun in den Feed gespült werden, handeln von Drogen. Allerdings ist da keine Verherrlichung – im Gegenteil. Es sind Videos von Leuten, die mir erklären, woran ich welche Drogennutzer erkenne. Die von ihrer eigenen Abhängigkeit und deren Überwindung berichten. Oder davon, wie es ist, als Partner mit einem Abhängigen zusammenzuleben. Es sind teils sehr rührselige, teils aber durchaus eindringliche, dramatische Geschichten.

Ist Tiktok eine unterstützende Plattform für Menschen, die mit Drogenproblemen kämpfen? Eine Kollegin macht mich darauf aufmerksam, dass die Nutzer in der Wahl ihrer Hashtags durchaus kreativ werden, um die Moderation der Plattform zu umgehen. Mit verschiedenen Sucheingaben, die hier ausdrücklich nicht erwähnt werden sollen, lande ich dann bei Videos von jungen Menschen, die mit erweiterten Pupillen in die Kamera starren. Minderjährige, die sich offensichtlich während des Konsums von MDMA filmen.

Während mir das schon hinreichend auf den Magen schlägt, wage ich einen Blick in die Kommentare – und entdecke einen Basar. „Jmd in Wuppertal“, „suche in Dortmund“, „Molly in Stuttgart any?“ lauten die kurzen Texte von Leuten, die hier offenkundig nach Dealern suchen. Und den meisten wird auch postwendend geholfen: Unter nahezu jeder Frage findet sich ein Snapchat-Pseudonym oder das Handle eines Instagram-Accounts mit dem Hinweis, sich bei Bedarf dort zu melden.

Als ich das Handy weglege, sind wieder zwei Stunden vergangen – so lange habe ich mich durch die Videos von drogenabhängigen Jugendlichen gewischt. Ich wähe mich glücklich, dass diese Plattformen erst aufkamen, als ich schon älter war. Und dass ich, anders als die Kollegen, keine Kinder habe, die sich dort herumtreiben.

Tom Haas



Rausch auf Tiktok: Obwohl Inhalte zu harten Drogen unterdrückt werden, führen nur wenige Swipes zum Dealer. Screenshots F.A.S.

AM RANDE DER GESELLSCHAFT

VON HAUCK & BAUER



Fortsetzung auf der folgenden Seite

Fortsetzung von Seite 9

POLITIK

Viel Weidel und schlechte Vibes

Comedy, Tanz, Haustiere, Rezepte... zu den Themengebieten, die TikTok dem Neuankommling vorschlägt, zählt nicht die Politik. Sie erscheint aber ganz von allein, ohne dass man danach gesucht hätte. Gleich das fünfte Video, das in meinem „Für dich“-Feed aufläuft, heißt „Frau Weidel rechnet mit den Grünen ab“. Darin beschimpft die AfD-Chefin die Grünen als „planwirtschaftliche Hippie-Partei, die nur für ihre eigenen Taschen wirtschaftet“, was ein irrwitziger Metaphernmix ist: Hippies, denen an Materiellem liegt? Planwirtschaftler mit kapitalistischer Geldgier? Dann regt sich Weidel noch auf, „weil die Grünen überhaupt gar nicht wirtschaftspolitisch mit irgendetwas konkurrieren können“. Sie sagt das wirklich: „konkurrieren“. Auf Twitter, dem guten alten, noch nicht von Elon Musk dahingemeckelten Twitter hätte das viele spöttische Memes nach sich gezogen. Hier auf TikTok: nichts davon. Stattdessen knapp 33.000 Likes für Alice Weidel und rund 3000 Kommentare, von denen wenigstens die obersten euphorisch zustimmen. Mit der AfD, so scheint es, kann auf dieser Plattform niemand konkurrieren.

Gewusst habe ich das natürlich vorher, die Übermacht der Rechtspopulisten auf TikTok ist bekannt, bei den Followerzahlen, Likes und Interaktionen ist die AfD den anderen Parteien um Lichtjahre voraus. Es ist aber noch mal anders, es selbst zu erleben. Ohne dass ich einem AfD-Menschen gefolgt wäre oder ihm ein Herz geschenkt hätte, wird mir ein Populistenvideo nach dem nächsten vorgesetzt, von der AfD selbst oder von Sympathisanten. In einem Live-Chat versichert ein älterer Mann im Unterhemd, er sei „rechts, aber kein Nazi“. Einer Christina fällt zum berüchtigten Sylt-Video nur ein: „Wenn wir Deutschen uns trauen, öffentlich ‚Ausländer raus‘ zu rufen, dann sind wir an einem Punkt, an dem es wirklich ernst ist.“ Ein Rentner liest beim „Mannheimer Bürgerdialog“ 2023 dem Bundeskanzler die Leviten, es fällt das Zitat der „dümmsten Regierung der Welt“. Scholzens Antwort ist abgeschnitten. Für Dialoge ist in den meisten Videos hier kein Platz.

Stattdessen also Monologe, bevorzugt von Weidel und Konsorten, die laut Video-Titeln ständig mit Gegnern abrech-

nen, sie rasieren, zerstören. Hauptsache, es knallt: Social Media als Ballerspiel. Heißt ein Filmchen „Warme Worte an Ricarda Lang“, dann zeigt es auch nur, wie eine Frau sich zur Grünen-Chefin setzt, um sie abzuwaschen. Die „neue Kultur der Unerbittlichkeit“, die der Soziologe Andreas Reckwitz ausgemacht hat, auf TikTok blüht sie besonders. „Andere suchten nach: Annalena Baerbock heult, Annalena Baerbock peinlich, Annalena Baerbock Verarsche“, schlägt der Algorithmus mir vor.

Versuche, mich auf TikTok aktuell zu informieren, schlagen fehl. Die Suche nach „Kiew“ und „Krankenhaus“ liefert mir ein paar spärlich geklickte Videos und natürlich welche, die die Ukraine selbst des Raketenabwurfs beschuldigen. Außerdem üble Bilder aus Gaza; hier hat TikTok eine unguete Geschichte als Kanal für Propaganda, auch für antisemitische. Am meisten aber treibt die Tiktok-Offenbar um, dass der auf Sylt und anderswo rechtsradikal gekaperte Partysong „L'Amour toujours“ angeblich verboten werden soll, was Quatsch ist, aber in vielen Nutzern den Widerstandskämpfer weckt.



Politisches Tiktok: dezentes Eigenlob vom Kanzler, Orbán-Lob von BSW, Mega-Lob für die AfD

Dass nach etwas mehr als einer Woche mein „Für dich“-Feed nicht mehr einzig von Putinisten, Trumpisten, Orbánisten und Weidelisten bestückt wird, liegt an meiner verzweifelten Suche nach anderen Inhalten und dem einen oder anderen Mitleids-Like für die Grünen. Der durchschnittliche 15-Jährige, befürchte ich, könnte sich nicht so leicht aus dem braunblauen Sumpf ziehen. „Tiktok ist geil, Mann“, sagt trotz allem der Grünen-Chef Omid Nouripour am Ende eines Videos, mit dem er seinen Einstieg ebendort feiert, obwohl „Tiktok beim Datenschutz nicht sauber“ sei: Die Grünen wollten hier fortan „für Good Vibes und Positives“ sorgen. Dann schlägt Nouripour mit einem Karatehieb ein blaues AfD-Herz weg.

Jörg Thomann



SEX

Du bist gut so, wie du bist



In meiner Naivität war ich mir sicher, es sei nur eine Frage der Zeit, bis mir der erste Porno in den Feed gespült würde. Als bedeute die Verfügbarkeit von Internetpornographie, dass diese garantiert auch dort im Netz zu finden sei, wo es für mich undurchschaubar zugeht. Also sah ich mir in meiner ersten Stunde auf TikTok Clips einer sogenannten Sexfluencerin an, um den Algorithmus anzufixen: Lecktücher, Tipps für die Masturbation. Ob Minderjährige das wissen müssen – nun ja. Aber die Haltung dahinter gefällt mir: Alles kann, nichts muss, vertrau dir.



Tiktok als Sex- und Beziehungscoach: zwischen Empowerment und fragwürdigem Frauenbild Screenshots F.A.S.

In meinem Feed finde ich anschließend trotzdem nur: den Vorschlag, Zimmerpflanzen in Wasser statt in Erde zu züchten. Kitsch über Mütter. Und einen säuselnden Glatzkopf, der mir erklärt, dass sich bei der „modernen Frau von heute“ angesichts von Familie, Haus, Partnerschaft, Kindern die „feminine Energie“ verschleibe, weshalb der „maskuline Part“ ihr Last abnehmen müsse. Wieso hat die moderne Frau eigentlich keinen Beruf, frage ich mich. Und wer ist der Kahlschädel? Auf TikTok finde ich dazu keine Hinweise. Ich google: ein Faszien-therapeut, der „Empowerment Coaching“ anbietet. Aha.

Ich tippe „Sex“ in die Suchmaske und finde ein Aufklärungsvideo von „FAQ you“: Ein KI-generierter Blonder erläutert die Vorzüge der Reiterstellung für das Vergnügen der Frau. In den Kommentaren schreiben Nutzer, sie hätten nach „Zimmer ausmisten“ und „SSD Karte kein Speicherplatz“ gesucht. „FAQ you“ entschuldigt sich. Einer



„Joi“, die sich sorgt, sie „wiege bisschen mehr“ und fühle sich „so oder so schon unwohl, ganz nackt zu sein“, antwortet der Creator (die KI?) empathisch, das verstehe er total. Und: „Du bist gut so, wie du bist.“ Ich bin positiv überrascht.

Die Tiktok-Präsenz der Krankenkasse DAK mit Pop-Gynäkologin Sheila de Liz empfiehlt Missionarstellung und Löffelchen für besonders intimen Sex. Beim nach „Zimmer ausmisten“ und „SSD Karte kein Speicherplatz“ gesucht. „FAQ you“ entschuldigt sich. Einer

rung wirklich gut, danke ich. Schon für die Rechtschreibung.

Ich versuche, die chinesische Zensur zu umgehen, und suche nach „seggs“ und „erstes Mal“ und „+18 only“. Als ich die Worte „Was ist guter“ eingebe, schlägt mir Tiktok „style“, „Stundenlohn“, „content“ und „honing“ zur Vollendung meiner Frage vor. Inzwischen hat mir ein jüngerer Kollege erklärt, dass eine Suche mit Gemüsebildern den Algorithmus austricksen könnte. Ich probiere Maiskolben („corn“ für „porn“). Aber offenbar ist es Tiktok beim Thema Sex mit dem Jugendschutz sehr ernst. Vielleicht übertreibt die Plattform es sogar. „Nacktheit ist bei uns nicht erlaubt“, heißt es in den Community-Richtlinien. Ein F.A.Z.-Beitrag auf Tiktok über Oben-ohne-Baden, auf dem eine Schauspielerpuppe mit abgedeckten Nippeln zu sehen war, wurde seinerzeit gesperrt.

Unterdessen fängt die App an, mir gute Laune zu machen. Diese Videos, bei denen jemand im öffentlichen Raum Klavier spielt, und plötzlich kommt scheinbar zufällig ein Passant hinzu und fängt an, bühnenreif zu singen. Der Typ, der mit 39 Jahren herausgefunden haben will, dass man Mehlpackungen am besten von unten öffnet (hab's probiert, klappt nicht). Über die Blonde mit den markanten Schneidezähnen, die Sex „Rambazamba“ nennt und inzwischen öfter in meinem Feed auftaucht, muss ich richtig lachen, weil sie so schnoddrig und unterhaltsam ist. Und wenn eine züchtige Zeichnung eines Arm in Arm schlafenden Paares 2985 vor Sehnsucht strotzende Kommentare bekommt, denke ich: Auf Tiktok geht es weniger um Sex als um das große Gefühl.

Genau das allerdings bereitet mir bei genauerem Hinsehen Unbehagen. Mein Feed ist inzwischen voll von Typen wie diesem Faszientherapeuten oder Vollbarträgern, die „disch“ und „sischä“ sagen. Da ist viel von Respekt die Rede, die Frau jedoch wird zur Heiligen überhöht, sodass eine Person mit eigenem Kopf garantiert nicht mehr ins Beuteschema passt. Unter dem Hashtag „#weiblicheenergie“ wird ein Beziehungs- und Rollenideal propagiert, in dem sie ihm den Haushalt schmeißt und für ihn kocht – aber bitte erst nach der Hochzeit, denn: Warum sollte der Boyfriend noch heiraten, wenn man vorher schon „alles“ für ihn macht?

Ich frage mich eher: Wie weit ist es von rückschrittlichen Geschlechterbildern bis zu dem Frauenhass eines Andrew Tate? Nach Gewissheiten à la „Männer stehen auf emotional starke Frauen“ (die eben nicht Bierkästen schleppen und ihre Rechnung zahlen), halte ich mich doch lieber an das Empowerment beim Tiktok-Thema Sex. Wie hatte die Rambazamba-Frau gesagt? „Girl, fake keinen Orgasmus. Nachher denkt er noch, er macht es gut, und er macht es bei uns anderen auch. Sei ehrlich fürs Team.“ Julia Schaaf

PSYCHE

Den Krampfanfall filmen lassen

Es braucht wenige Swipes, bis mir klar wird, diese Challenge wird kaum Freude bereiten, sondern Fragen aufwerfen, etwa: Wie kann man eine wichtige Errungenschaft in ein mitunter gefährliches Absurdum führen?

Ich soll rauszufinden, was Jugendliche bei Tiktok über psychische Erkrankungen erfahren. Immerhin leiden mehr und mehr junge Menschen darunter. Dass diese heute offen darüber reden, liegt an der besagten Errungenschaft: Psychische Erkrankungen sind kein Tabu mehr. Informationen niedrigschwellig zu bekommen. Wer Bescheid weiß und keine Vorurteile fürchten muss, holt sich Hilfe.

Ich gebe in die Tiktok-Suchmaske #mentalhealth und #mentalesgesundheit ein. Auch die Deutsche Depressionshilfe, die Nummer gegen Kummer oder manch kompetenter Psychotherapeut sind auf Tiktok vertreten und tun dort das, was Menschen, die psychisch leiden, brauchen: fundierte Informationen verbreiten. Die Mehrzahl der Videos in meinem „Für dich“-Feed tut das aber nicht. Ich sehe weinende Mädchen, die über ihre „mental breakdowns“ berichten, Leute, die sich nach links und rechts wälzen im Bett, um zu demonstrieren, wie fertig sie ihre Depression macht.

Ich erweitere meine Suche um Begriffe wie Angst, Depression, Panik und Trauma. Es erscheinen Videos von Menschen, die ihre Panikattacke nachspielen oder ihren eigenen Krampfanfall filmen lassen. Und es werden mir Videos angezeigt, in denen offen über Suizidgedanken gesprochen wird. Darin wird philosophiert, was Suizidgedanken ausmacht und wie der Arzt danach fragt. Gebe ich Suizid ein, sagt Tiktok mir, dass ich nicht allein sei und dass ich wissen solle, dass es Hilfe gebe. Direkt danach suchen kann ich also nicht. Auch die Nummer der Telefonseelsorge wird angezeigt. Damit endet die Fürsorge: Dass Nutzer trotzdem darüber reden, wird nicht verhindert.

Als Journalist weiß ich, dass schon das, was ich hier schreibe, hart an der Grenze ist; berichtet man über Suizid, muss man immer im Blick haben, dass es Nachahmer geben könnte. Deshalb an dieser Stelle ganz deutlich: Die Telefonseelsorge, der Hausarzt oder die Notaufnahme sind Stellen, die einem helfen, wenn etwas aussichtslos erscheint. Tiktok ist es nicht.

Ich bin natürlich nicht die Erste, der auffällt, dass Tiktok fahrlässig mit dem Thema umgeht, doch Konsequenzen gibt es kaum. Stattdessen stoße ich im Netz auf eine Untersuchung von Amnesty International, und mir wird klar: Was ich bisher gesehen habe, ist nur die Oberfläche. Die Organisation hat herausgefunden: Tiktok fördert Selbstverletzungen und Selbstmordgedanken bei Jugendlichen, man muss nur die richtigen Suchbegriffe angeben. Anders als ich bleibt eine 15-Jährige sicher dran, bis sie findet, was sie sucht. Ich bin zu geschockt und swipe weiter. Dabei treffe ich auf ungezählte „Coaches“, die mir in 30 Sekunden die „vier wichtigsten Symptome“ oder die „fünf ultimativen Anzeichen“ einer Depression erklären. Wenn nur einige von diesen auf mich zutreffen, solle ich mir Gedanken machen. Ach, war ich nicht am Wochenende müde und lustlos?

Passt die Diagnose noch nicht, werde ich vielleicht fündig bei den „wichtigsten Anzeichen einer Angststörung“ oder „Tricks“ gegen eine Panikattacke. Unter anderem treffe ich dabei auf „datedoktor“. Er gibt sonst banale Beziehungstipps, wagt es in dem Video aber mal eben zu erklären, wie man mit Borderlinern eine gute Partnerschaft führt. Borderline zählt zu den schweren psychischen Diagnosen, beim Umgang mit diesen Patienten verzweifeln selbst manche Psychiater. Aber nach wenigen Sekunden mit „datedoktor“ weiß ich Bescheid. Viele dieser vermeintlichen Experten oder Betroffenen sehen in den Videos übrigens aus wie aus dem Ei gepellt. Glaubt man Tiktok, geht es in Psychiatrien zu wie auf dem Laufsteg.

Ich treffe auch auf Menschen, die mir schlechte Gedanken auspendeln oder davon überzeugt sind, dass psychisch Kranke Licht in die Welt bringen. Zwischen all dem „mentalhealth“ wird mir auch angezeigt, wie Menschen mit Katzen Zungenküsse austauschen, wie abgemagerte Asiaten Ninja-Kämpfe machen und wie angeführte, leicht zermatschte Siebenschläfer aussehen. Wer Tiktok nutzt, sollte psychisch wirklich gefestigt sein. Mir stellt sich am Ende vor allem die Frage: Wie niedrigschwellig und ungefiltert dürfen Gesundheitsaufklärung und Selbsthilfe sein, bevor sie Schaden anrichten? Lucia Schmidt



Hey Taylor, so geht Schalke

Für Swifties ist diese Woche Weihnachten, Ostern und Silvester zugleich: Ihr Idol kommt nach Deutschland – und spielt gleich drei Konzerte in Gelsenkirchen. Die Sängerin *Lary*, die selbst aus der Stadt kommt, erklärt der Kollegin alles, was sie wissen muss.

Liebe Taylor,

wer hätte gedacht, dass ich mich mal an Dich wende? (Ich nicht.) Was könnte uns schon verbinden? Aber jetzt besuchst Du meine Heimatstadt, höchste Zeit also für einen kleinen Insider-Report, denn Gelsenkirchen ist nicht irgendeine Stadt in Deutschland, sondern eine sehr ehrliche Mischung aus Dreck und Charme, gepaart mit einem Lokalpatriotismus, der von einer Hassliebe geprägt ist, vor der selbst eine New Yorkerin vor Neid erblassen würde.

Da ich weiß, dass internationale Megastars, genau wie Mütter, alles haben außer Zeit, habe ich meinen Text mal in ein überschaubares ABC unterteilt, in dem Du dann vor Ort einfach nachschlagen kannst. Ähnlich wie in anderen Metropolen muss man auch in Gelsenkirchen wissen wohin, um die Spreu vom Weizen zu trennen. Aber *don't worry*, einer der vielen Vorteile von Gelsenkirchen: Die Hotspots sind überschaubar.

AUF SCHALKE

Die Basics zuerst. Du spielst Deine Konzerte „AUF“ Schalke. Nicht „in“ Schalke, „bei“ Schalke, daneben oder drunter. „Auf.“ So verlangt es die Gelsenkirchener Grammatik und die in der Stahl- und Bergbauindustrie verwurzelte Geschichte Gelsenkirchens. Die Redensart, man gehe „auf Schalke“ – und nicht „nach“ oder „zu“ –, stammt aus dem früheren Bergmannsjargon, und jede andere Bezeichnung klingt für ein Gelsenkirchener Ohr schlichtweg falsch.

BLAU UND WEISS

sind die Vereinsfarben des Gelsenkirchener Fußballklubs Schalke 04. An Spieltagen scheint die ganze Stadt blau und weiß, und man greift als Gelsenkirchenerin, auch wenn man nicht ins Stadion geht, in Solidarität automatisch zu Blue Jeans und weißem T-Shirt. Alle gelb-schwarzen Kombinationen würde ich an Deiner Stelle im Koffer lassen. (Siehe auch „Schalke 04.“)

CURRYWURST

Das Ruhrgebiet und Berlin streiten sich seit Ewigkeiten darüber, wer die beste Currywurst macht. Der große Vorteil meines Lebenslaufes ist, auf der Currywurstebene, dass ich in beiden Regionen lange gelebt habe – und Dir versichern kann, dass die Gelsenkirchener Currywurst die einzig wahre ist. Wenn ich auf dem Weg nach Gelsenkirchen bin, läuft mir schon im Zug beim Gedanken an „Pommes Currywurst“ das Wasser im Mund zusammen. In Gelsenkirchen schmeckt diese Delikatessens noch entwandend ehrlich und so dreckig, wie sie ist. Nichts, was in der Retrospektive nicht ein kleines bisschen eklig ist, ist wirklich geil.

DATING

Auf den ersten Blick hätte ich gesagt, dass es, außer der Liebe zur Musik, nicht viel gibt, was uns beide verbindet. Auf den zweiten Blick – oder besser gesagt nach dem Hören Deiner Diskographie – muss ich zugeben, dass es da doch eine Sache gibt: das Verarbeiten von Beziehungen in Songtexten. Und das sehr ehrlich und sich dabei nicht immer zu ernst nehmend. Ich wurde im Zuge der Veröffentlichung meines neuen Albums letztes von einem Journalisten gefragt, ob man(n) nicht Angst haben müsse, mich zu daten, weil man(n) ja danach in meinen Songtexten zerrissen würde. Ich fand die Frage komplett Banane und habe die sehr logische Antwort gegeben, dass man(n) dem entgegen, indem man(n) einfach kein Arschloch ist.

Im Zuge der Recherche für diesen Text bin ich auf ein Interview mit Dir gestoßen, in dem Du auf genau die gleiche Frage die gleiche Antwort gibst. (Sind wir jetzt BFFs? Danke schon.) Um die Brücke zu Gelsenkirchen zu schlagen, muss ich neidlos anerkennen, dass alle meiner Freundinnen in Gelsenkirchen in glücklichen Beziehungen sind. Ich glaube, Du bist gerade vergeblich, aber heutzutage sind, zumindest in meiner Bubble, monogame Beziehungen ja schon fast eine Rarität. (Die Autorin zieht daraus bewusst seit Jahren keine Rückschlüsse auf ihr sehr chaotisches, aber spannendes Liebesleben.) Deshalb und aus den Gründen, die ich gleich unter E aufführe, kann ich Dir die Jungs aus dem Pott nur ans Herz legen. Ganz klar *marriage material*. Sollte es in diesem Leben irgendwann einen Mann geben, der mich zur Ruhe bringt, dann kommt er wahrscheinlich aus dem Pott. (Aber worüber schreiben wir dann?)

ECHTE MENSCHEN

Offen, laut, direkt. Von außen scheint es so, als sei Schalke das, was Gelsenkirchen ausmacht, aber wir wissen, es sind die Menschen. Was Gelsenkirchen an kultureller Vielfalt fehlt, macht es durch seine Menschen wett. Gelsen mag nicht die schillerndste Stadt sein, aber unter der Oberfläche findet man echte Substanz und Herzlichkeit, die zu gleichen Teilen authentisch und schlagfertig ist.

Schade, dass Du (vermutlich) kein Deutsch kannst, denn vor den Punchlines der Gelsenkirchener würde der ein oder andere Profi-Rapper verblissen.

F LAT WHITE

Ähnlich wie in Paris würde ich Dir eher davon abraten, zu versuchen, in Gelsenkirchen einen Flat White zu bestellen, wenn Du nicht sofort als Touristin erkannt werden möchtest. Anders als in Paris wird man Dir in Gelsenkirchen aber keinen abschätzigen Seitenblick, sondern einen lockeren Spruch zuwerfen.

Ausnahme: „Café Ütelier“ in Ückendorf, hier bekommt frau – meine Meinung – den einzig vernünftigen Kaffee der Stadt, nicht zuletzt deshalb ist Ückendorf der Stadtteil mit der größten Dichte an Gelsen-Hotspots. (Siehe: Ückendorf.)

G ELSEN

Slang, auf das „Kirchen“ kannst Du im Gespräch verzichten.

H AUTE CUISINE

Wer nicht in der „Friesenstube“ eine selbst gemachte Frikadelle gegessen und dazu einen Karamello getrunken hat, war nicht in Gelsenkirchen.

heute auch die Musik. Man könnte sagen, Gelsenkirchen entwickelt sich rasant zur Musikmetropole Deutschlands. Neben der Arena auf Schalke wird die Heilig-Kreuz-Kirche auf der Bochumer Straße in Ückendorf gerade zum Konzert-Hotspot. Die ehemalige Kirche im Stil des Backsteinexpressionismus ist extrem imposant. *Fun fact*, sie steht 100 Meter vom Haus entfernt, in dem ich auf der Bochumer Straße aufgewachsen bin. Die Wände des alten dreistöckigen Hauses, in dem ich mit meiner Familie lebte, waren dick genug, um dem Lärm der Straße, die als Nadelöhr zwischen Bochum und Gelsenkirchen fungierte, zu entgegen, und dünn genug, dass der Kronleuchter in der Erdgeschosswohnung meines Onkels sanft bei jedem Durchfahren eines Lkws wackelte. Viel gab es dort damals nicht: ein Sonnenstudio, ein, zwei Spielotheken, Kinderarzt, Pommesbude, Straßenbahnhaltestelle. Und das Gesicht meiner Großmutter im Erkerfenster der ersten Etage, jeden Tag, wenn ich nach der Schule aus der Linie 302 stieg und hochschaute. Umso schöner, dass die Straße gerade aufzublühen scheint und neben neuen Kneipen und Cafés auch diesen besonderen Veranstaltungsort hat. Am Ende des Jahres spiele ich, wenn alles klappt, dort ein Konzert. Zum ersten Mal in meiner Heimatstadt.

N ORDSTERNPARK

Bei schönem Wetter lohnt es sich, ein bisschen im Nordsternpark herumzulungern, einem Land-

schaftspark auf dem ehemaligen Gelände der Zeche Nordstern. (Zechen findet man im Ruhrgebiet an jeder Ecke.) Besonders wenn man nicht von hier und das Bild einer stillgelegten Zeche nicht gewohnt ist, sind die Architektur und Weitläufigkeit etwas Besonderes. Das Gelände ist etwa so groß wie 130 Fußballfelder – um die in Gelsenkirchen übliche Maßeinheit zu verwenden.

O LÉ, O LÉ

Die Fans des FC Schalke 04 bringen es bei Heimspielen auf eine Lautstärke von rund 129 Dezibel; fällt ein Tor, hört man das manchmal noch einen Stadtteil weiter. Könnte natürlich auch daran liegen, dass sowieso die ganze Stadt schreit, wenn ein Tor fällt. Wie dem auch sei – was meinst Du, wie laut Deine Swifties sein werden? Bin gespannt.

P ANORAMA

Ich empfehle Dir auf jeden Fall, einen gemütlichen Spaziergang auf die Halde Rheinelbe zu machen. Erstens, weil man sich gar nicht vorstellen kann, wie unglaublich grün das Ruhrgebiet ist, wenn man sich nicht einmal das Panorama von oben angeschaut hat, und zweitens, weil Torsten Josen (Name von der Autorin geändert, weil sie nicht sicher ist, ob der Schwur, niemandem davon zu erzählen, mittlerweile verjährt ist) mir dort meinen ersten Kuss gegeben hat und ich noch heute das schmerz-

R ANKINGS

Ich wage zu behaupten, Gelsenkirchen ist eine der berühmtesten unbekanntesten Städte Deutschlands. Immer wieder sticht sie in den verschiedensten Rankings hervor. Wenn es um Tabellenplätze geht, findet man Gelsenkirchen oft ganz vorne – von unten betrachtet. Aber wie sagt man so schön: *Bad publicity is better than no publicity*. Gelsenkirchen trägt seine Geschichte wie eine Trophäe.

S CHALKE 04

Endlich sind wir beim Thema. Bei DEM Thema in Gelsenkirchen. Das Fußballstadion, in dem Du spielen wirst, ist das Zuhause der dritterfolgreichsten Vereinsmannschaft im deutschen Fußball, Heimat des FC Schalke 04, benannt nach dem Gelsenkirchener Stadtteil Schalke. Aber zu behaupten, Schalke sei nur eine Fußballmannschaft, wäre zu klein gedacht. Die Stadt Gelsenkirchen und der FC Schalke 04, das ist irgendwie dieselbe Sache. Selbst wenn Fußball dich wirklich nicht interessiert: Lebst du in Gelsenkirchen, ist der Fußball ein Teil deines Lebens, und die Fußballsaison bestimmt, wann, wo und in welchem Zustand du deine Freunde siehst.

Schalke ist eine Haltung, ein Gefühl, eine Lebensart – das, was uns alle zusammenschweißt und uns eine gemeinsame Identität gibt. Zu Schalke hat jede eine Meinung, ein Augenverdrehen, ein Lächeln, eine Anekdote. Schalke verhält sich zu Gelsenkirchen wie Countrymusik zu Nashville, um ein Beispiel zu wählen, in dem Du Dich zu Hause fühlst.

T RASSEN > STRASSEN

Durch NRW ziehen sich über 1000 Kilometer Radwege auf ehemaligen Bahntrassen. Man kann zum Beispiel gemütlich von Gelsenkirchen aus bis zur Bochumer Jahrhunderthalle fahren, ohne ein einziges Mal eine Straße zu überqueren. Ich finde das ziemlich cool, auch wenn ich aus stilistischen Gründen sehr selten Fahrrad fahre. Ich kann mich mit Fahrradhelm einfach nicht ernst nehmen.

Ü CKENDORF

Der Stadtteil, in dem ich aufgewachsen bin. Ückendorf war für mich – um es mit dem Titel eines Deiner Songs zu sagen, der gerade in meinen Ohren tönt – eher der „Anti-Hero“ von Gelsenkirchen. Dir zu Ehren hat Gelsenkirchen für die Zeit der Anwesenheit der Swifties den Stadtteil mit genau diesem Beinamen versehen. (Gelsenkirchen identifiziert sich momentan als „Swiftkirchen“.)

Als ich dort aufwuchs, war dieser Teil von Gelsenkirchen sogar mehr Anti als Hero. Den Heldenstatus hat sich Ückendorf in den letzten Jahren verdient. Früher hat man ungern gesagt, dass man dort wohnt. Die paar Besserverdienenden in der sogenannten Künstlersiedlung von Ückendorf hatten zu ihrem Stadtteil eine Haltung à la „New York ist nicht Amerika“ oder „Berlin ist nicht Deutschland“. *However*, die Zeiten haben sich geändert.

Das „Café Ütelier“ serviert leckeres Frühstück und ist ein gemütlicher, heller Ort mit gutem Vibe und coolem Publikum. Ein paar Häuser weiter im „Hier ist nicht da“ trifft sich das alte und neue Gelsenkirchen auf ein Getränk (oder zwölf). Die Trinkhalle am Flöz gleich gegenüber scheint auch immer gut besucht. Als ich zur Schule ging, war das ein berüchtigter Ort, den unheimliche Geschichten umwoben: Würde dort jemand erschossen, entführt, verprügelt? Die Information scheint beim ewigen Kampf zwischen Erinnern und Vergessen eine leichte Gehirnerschütterung erlitten zu haben. Auf jeden Fall haben wir Kinder einen Bogen um den Laden gemacht, seinen Wagen traute sich dort vor der Tür auch niemand zu parken. Die Halde Rheinelbe findest Du übrigens auch mehr oder weniger mitten in Ückendorf.

V Siehe Q.

W ISSENSCHAFTSPARK

Komischer kleiner Park in Ückendorf, der während meiner Schulzeit gefühlt von dem einen auf den anderen Tag da war. Bis heute ist mir nicht klar, welcher Wissenschaft im Wissenschaftspark nachgegangen wird, außer der, den Schulweg zu verlängern.

X, Y, Z Sind die Generationen, die Du zu Deinen Konzerten ziehst. Also alle. *Cheers to that*.

Taylor, *what can I say*, das war es schon. *As easy as ABC*, sagt man im Englischen. Ich denke, Du bist nun für Deine drei Tage *in town* gewappnet.

Reiß die Hütte ab, Glück auf! Lary



Geboren 1986 in Gelsenkirchen (momentan umgetauft in Swiftkirchen): Sängerin Lary. Im Mai ist ihr Album „Stereo Noir“ erschienen. Lary lebt heute in Paris. Fotos dpa, Wasted Management



liche Ziehen nachempfinden kann, welches meinen Kiefer durchfuhr, als sich unsere Zahnschlingen ineinander verhakten. *Shoutout* an Torsten, von mir erfährt's niemand!

Doch zurück zum Thema. Auf dem alten Zechengelände Rheinelbe hat sich, mitten in Ückendorf, über Jahrzehnte auf natürlichem Weg eine Waldlandschaft entwickelt, und es ist wirklich, ganz unironisch, ein sehr schöner Fleck Erde, an dem frau gut zur Ruhe kommt. (Hast Du nicht auch Hunde?) Ich multipliziere mal den Stress in meinem Leben mit einem Faktor zwischen zwei und sechs und weiß, dass es für Dich gerade in der stressigen Tour-Zeit wenige Gelegenheiten für Pausen oder Reflexion gibt. Ein Grund mehr, den Spiralberg zu erklimmen, die „Himmelstreppe“ hochzusteigen und tief durchzuatmen. „Geschaffen vom Künstler Herman Prigann, ragt die Himmelstreppe bestehend aus den Betonrelikten einer Dortmund Zeche aztekisch in den Himmel“, sagt das Internet. Ich lasse das mal so stehen und füge hinzu, dass sie sich auch gut für Workouts eignet. Du tust also gleichzeitig etwas für Deinen Hintern und für Deinen Kopf. Gelsen-Yoga, wenn man so will.

Q

Da mir zum Buchstaben Q wirklich nichts einfällt, an dieser Stelle eine Gelsenkirchener Kurzgeschichte: Ich habe mich meine komplette Schulzeit lang hauptsächlich für denselben Jungen interessiert, und derselbe Junge hat sich seine komplette Schulzeit lang hauptsächlich für Fußball interessiert. Wir bereuen es beide nicht.

PLATZ 1

Wasserresistent

Aveda verkauft sich nicht ohne Grund seit Jahren in den Salons vieler Friseure. Das Sonnenschutzspray ist mit seinem antioxidativen Wirkstoffkomplex aus Grüntee-Extrakt, Biosonnenblumenkernöl und Vitamin E nicht nur leicht, sondern dank Sheabutter und Kokosöl auch pflegend. Die Anwendung ist unkompliziert. Man sprüht das Produkt einfach auf die Haare oder, wenn man es nur dosiert verwenden mag, verteilt es in der Hand, um es anschließend in die Haarspitzen zu kneten. Mit dem Sonnenschutz ist auch Baden kein Problem, denn das Spray ist wasserresistent. Wenn man einen ganzen Tag am Strand einplant, empfiehlt es sich, die Haare mindestens noch einmal am Tag mit dem Produkt einzusprühen. Das Spray verleiht den Haaren auch noch einen schönen Glanz. Aveda bietet zudem noch ein Detox-Shampoo an, das speziell als After-Sun-Produkt entwickelt wurde.



Aveda Sun Care Protective Hair Veil, 100 ml, 29,50 Euro, erhältlich in ausgesuchten Parfümerien und im Onlineshop von Aveda

PLATZ 2

Entwirrt

Rahua ist bekannt für hochwertige natürliche Inhaltsstoffe. Dahinter steckt der New Yorker Friseur Fabian Lliguin, der bei einer Reise in den Amazonas das Rahua-Öl entdeckt hat, das seit Jahrhunderten von den Einheimischen zur Pflege von Haut und Haaren verwendet wird. Begeistert von dem Effekt dieses Öls gründete er 2008 zusammen mit seiner Frau Anna die Marke Rahua und entwickelte eine Haarpflegelinie, die auf diesem Öl basiert. Dessen pflanzliche Kraft schafft eine natürliche UV-Barriere und beugt damit Brüchen und Schäden vor. Durch die tropischen Aromen von Passionsfrucht und Mango kommt direkt beim Aufsprühen Urlaubsstimmung auf. Das Produkt ist zwar nicht gerade ein Schnäppchen, hält aber sehr lange und kann auch genutzt werden, um krauses Haar zu entwirren.



Rahua Hydration Detangler + UV Barrier, 193 ml, 40 Euro, erhältlich im Onlineshop von Organic Luxury

„Chlor ist das Schlimmste“

Wie übersteht das Haar den Sommerurlaub? Ein Interview mit einer Münchner Farbspezialistin über Sonnenschutzprodukte und ein Test. *Von Sabine Spieler*

Frau Robinson, sollte man im Sommer für die Haare einen Sonnenschutz verwenden?

Auf jeden Fall. Die Haare trocknen durch die UV-Strahlen aus. Jeder kennt das vom Sommerurlaub. Die Haare werden heller und strohiger. Bei Blond ist der Aufhellungseffekt am stärksten. Braune Haare bekommen durch die Sonne oft einen Rotstich, graue Haare werden in der Regel gelblich. Bei kolorierten Haaren ist die Reaktion auf Sonneneinstrahlung noch stärker.

Und wenn das einen gar nicht stört?

Dass die Haare heller werden, ist das eine. Das andere ist, dass Salz- und Chlorwasser die Haare extrem austrocknen. Bei Haaren ist das nicht anders als bei unserer Haut. Chlorwasser ist das

Schlimmste. Deswegen empfehle ich, zusätzlich zum Sonnenschutz für die Haare in ein Detox-Shampoo zu investieren.

Also auch noch ein Spezialshampoo für den Sommerurlaub. Worauf sollte man denn beim Kauf eines Sonnenschutzmittels für die Haare überhaupt achten?

In der Regel haben teure Produkte hochwertigere Inhaltsstoffe. Oft enthalten diese noch Arganöl oder Vitamin E, was die Haare zusätzlich pflegt. Generell sollte ein Sonnenschutz nicht so viel Alkohol enthalten, das trocknet die Haare aus. Aber grundsätzlich gilt: Jeder Schutz ist besser als keiner.

Wie sollte man den Sonnenschutz für die Haare benutzen?



Tania Robinson

Foto privat

Wenn man weiß, dass man sich viel in der Sonne aufhält, sollte man den Sonnenschutz erst in die Hand geben und dann mit der Hand durch das Haar fahren und das Produkt verteilen. In der Regel handelt es sich bei Sonnenschutz um Öl. Wenn man das direkt in die Haare gibt, fetten sie schnell.

Gibt es noch etwas zu beachten bei der Haarpflege im Sommer?

Nach einem sonnenintensiven Tag reicht es, die Haare einmal kurz unter der Dusche zu waschen. Normalerweise sollte man die Haare zweimal waschen, damit sie richtig sauber werden. Neben einem Shampoo würde ich auch immer zu einem Conditioner raten, der nicht ausgespült werden muss. Das schützt die Haare noch mal vor der Sonne.

PLATZ 3

Mehr Glanz

Bei diesem zweistufigen Haaröl muss man sich keine Sorgen um ausgebleichte oder spröde Haare machen. Das milchige Öl bietet nicht nur Schutz vor UV-Strahlen, sondern auch vor Salz und Chlor. Man kann es als leichten Nebel aufsprühen, und es verleiht den Haaren dank Kokosöl, Jojobaöl und Panthenol Glanz und Feuchtigkeit. Man kann es aber auch in der Hand und anschließend im Haar verteilen. Der Geruch, eine Mischung aus Süßorange, Tiaré-Blume und Vanille, weckt sofort Sommergefühle, ist aber recht intensiv. Muss man mögen.



Nuxe Haaröl, 100 ml, 19,95 Euro, erhältlich in Apotheken und im Onlineshop von Nuxe

PLATZ 4

Farbschutz

Das Sonnenschutzspray wurde speziell für gefärbte und blondierte Haare entwickelt. Die Formel mit Provitamin B5 und Vitamin E schützt vor UV-Strahlen. Es ist für alle Haartypen geeignet, ob fein oder gelockt, und riecht blumig-frisch nach Sommer. Man muss vor Gebrauch gut schütteln, damit sich das Zwei-Phasen-Produkt verbinden kann. Dass das UV-Spray ohne Tierversuche entwickelt wurde und auf tierische Inhaltsstoffe verzichtet, sind weitere Pluspunkte.



Wella Sun Care UV Hair Color Spray, 150 ml, 19 Euro, erhältlich bei ausgewählten Friseuren und in Drogerien

PLATZ 5

Juckreiz-Gefahr

Das Produkt ist unschlagbar, was den Preis betrifft. Im Vergleich zu den teureren fällt es dann aber doch ab: Bei regelmäßiger Anwendung bilden sich nach ein paar Tagen Schuppen – und ich spüre einen leichten Juckreiz. Der chemische Filter Benzophenon, den dieses Sonnenschutzspray enthält, ist ebenfalls umstritten. Auch der Sprühkopf funktioniert nicht, wie man sich das wünscht. Die Flüssigkeit kommt nicht gleichmäßig, sondern im harten Strahl. Das macht die Haare tendenziell nass und schwer. Der Preis allein ist es dann doch nicht.



Balea Sonnenschutz, 150 ml, 2,45 Euro, erhältlich bei dm



Illustration: Antonia Hraštar; Fotos: Hersteller

Essen mit Blick auf Schloss Neuschwanstein: Das hat schon was. Obwohl: wenn man das Schloss nicht komplett sieht, fällt eigentlich nicht auf, dass der umbaute Raum ziemlich genau doppelt so groß wie der des Kanzleramts in Berlin ist. Fast eine Attraktion für sich ist auch die Menge an Touristen aus aller Welt, die man hier tagsüber erleben kann. Aber: am späten Nachmittag legt sich das, und die Stimmung wird sehr entspannt. Der Gast sitzt im „Lisl“, dem Restaurant des puristisch-modern gestalteten Ameron-Hotels, und auch hier im Kreis eines ausgesprochen internationalen Publikums.

Das kulinarische Programm ist glücklicherweise nicht von den in großen Hotels immer wieder zu findenden Grill-Restaurants geprägt, sondern eher regional orientiert. Da gibt es zum Beispiel den „Rollmops – Allgäuer Forelle, Kräuterterrig, eingelegtes Gemüse“ (17 Euro), eine Interpretation des Klassikers, bei dem der Fisch mit dem typisch säuerlichen

chen Aroma allerdings nicht aufgerollt, sondern als längliches Filet präsentiert wird. Obenauf liegen diverse süß-sauer eingelegte Gemüsestücke, die etwas zu reichlich vorhanden sind. Während der Fisch fein-säuerlich schmeckt, wirkt das Gemüse schnell zu groß und dominant und sorgt für eine akkumulierende Säure (analog zur Schärfe in vielen Curry-Gerichten, die während des Essens immer schärfer werden). Am Ende schmeckt man den Fisch nicht mehr.

Wesentlich besser gefällt da der bodenständig-traditionelle Touch wie etwa bei „Kalbslünge – Lunge, Herz, Zunge, Semmelknödel“ (27 Euro). Dieses in diesem Umfeld schon fast etwas radikal klingende Gericht hat in der Mitte einen großen Knödel mit guter Butterbrösel-Textur. Rundum findet sich ein Innereinragout mit vielen Kräutern in der Sauce. Die jeweiligen Stücke sind eher klein, was ein angenehmes, typisches, nicht sehr „nach Innereien“ schmeckendes Aroma gibt. Man kann die Stückchen

HIER SPRICHT DER GAST



Vielfältig und regional

Gehobenes Niveau im „Lisl“ in Hohenschwangau

Von Jürgen Dollase

natürlich freilegen und bekommt dann einen klareren Eindruck von Lunge, Herz oder Zunge. Aber: für die Gäste scheint das kleinteiligere Ragout die bessere Lösung zu sein. Gedanken an die Größe und aromatische Eindeutigkeit der Stücke sind für die Köche immer so etwas wie eine kulinarische Gewissensentscheidung.

Die wiederum ist beim „Gebackenen Seeforellenfilet – Kartoffel-Vogelersalat, Sauce Tatar“ (31 Euro) nicht nötig. Es handelt sich um ein Gericht, das zeigt, wie Fish 'n' Chips oder Backfish vom Jahrmarkt sein könnten, wenn man sie mit guten Produkten gut zubereitet. Das Gericht zeigt damit auch ganz allgemein, dass viele Gerichte, die vielleicht nicht sonderlich geschätzt werden, eigentlich einem guten, interessanten Prinzip folgen, das dann nur nicht gut genug ausgeführt wird. Diese Version im „Lisl“ schmeckt jedenfalls sehr gut und süffig. Lediglich der Salat könnte noch ein wenig mehr Säure vertragen. Es wundert

beim Fisch auch nicht, dass die zuverlässige Weinbegleitung einen präzise greifenden 2021er Chardonnay Andreasberg vom Weingut Schloss Ortenberg/Baden

HINSTELLUNG TIPPSTÜCKE		
1 Gerolsteiner Medium 0,75	8,00	1
1 Rollmops	17,00	3
1 Beef Tatar klassisch	23,00	3
2 Battiso Prosecco 0,11 x 6,50	13,00	1
1 Espresso	3,00	1
1 Doppelter Espresso	5,60	1

vorsieht. Bei dieser sauberen, aber nicht nach Gourmet-Art allzu stark veredelten Fassung passen Backfish und Chardonnay ganz ausgezeichnet zusammen.

Das Konzept des „Lisl“ braucht wegen des diversen Publikums einiges an kulinarischer Breite. Am meisten überrascht den Gast da das „Wild – Hirschrücken, Reh-

pflanzerl, Tannen-Wipfel-Öl, Haferwurzeln“ (39 Euro), ein Gericht, das in Qualität und Aufbau an traditionelle Spitzenküche erinnert. Das Fleisch ist zart und bekommt durch die Begleitung mit Rehfrickadellen eine feine, bodenständige Note. Vom Tannen-Wipfel-Öl ist zwar wenig zu entdecken, dafür gefallen die Haferwurzeln und ihr Püree, die das in diesem Zusammenhang oft zu findende Selleriepüree schnell vergessen lassen. Eine Rotweincuvée „Furore Collection“ von Schloss Ortenberg greift da bestens.

Es geht also im „Lisl“ nicht nur um die schöne Aussicht und die einmalige Lage, sondern auch um ein kulinarisches Angebot, das sich in vielfältiger Weise um regionale Identität auf einem kulinarisch gehobenen, aber nicht abgehobenen Niveau bemüht.

Restaurant „Lisl“ im Hotel Ameron Neuschwanstein. Alpseestr. 21, 87645 Hohenschwangau. Tel.: 08 362/70 300. www.amerollection.com. Geöffnet tägl. von 18-22 Uhr. Vorspeisen 13-19 Euro, Hauptgerichte 29-36 Euro.



Caspar David Friedrich: Kreidefelsen auf Rügen



© Blickfang - stock.adobe.com, GLOBALIS

Sommerreise an die Ostsee-Küste & „Happy Birthday Caspar David“

Am 5. September 1774 wurde Caspar David Friedrich in Greifswald geboren. Dort verbrachte er seine ersten Lebensjahre und die Hansestadt war Motivgeber für einige heute weltbekannte Bilder des größten Malers der Romantik. Heute, 250 Jahre nach seiner Geburt, feiert ihn die Welt als wichtigsten Vertreter dieser Kunstrichtung und ehrt Caspar David Friedrich in diesem Jahr mit zahlreichen Sonderausstellungen.

Neben großen Ausstellungen in Hamburg, Berlin sowie im Herbst in Dresden hat sich auch die Heimatstadt Greifswald viel zum Ehrentag des berühmtesten Sohns der Stadt einfallen lassen. Bereits seit April finden zahlreiche Sonderveranstaltungen statt und Anfang September, zum Geburtstag selbst, ist die ganze Stadt auf den Beinen und feiert Caspar David Friedrich mit einem großen Stadtfest.

Grund genug für uns, eine Sonderreise an die Ostseeküste aufzulegen, welche uns die Gelegenheit gibt, an diesen Feierlichkeiten in Greifswald direkt teilnehmen zu können. Eingebettet in einer wunderschönen Reise an Bord der MS Junker Jörg sind wir passend zur großen Caspar-David-Friedrich-Party in Greifswald und nutzen die

Tage davor für eine wunderschöne Sommerreise entlang der Ostseeküste und zu den Ostseeinseln Rügen und Usedom. Auch unternehmen wir im Rahmen unseres Ausflugspakets einen Ausflug in das nahe Stettin.

Die MS Junker Jörg wurde für küstennahe Seereisen konzipiert und verfügt, verteilt auf zwei Decks, über insgesamt 48 Außenkabinen bzw. 8 Suiten. Diese sind komfortabel ausgestattet und verfügen allesamt über ein zu öffnendes Fenster, eine Klimaanlage sowie Sat-TV und Radio.

An Bord kümmert sich die Crew um das Wohlbefinden ihrer Gäste. Eine regionale und auf die Jahreszeit abgestimmte Sommerküche erwartet Sie ebenso wie ein charmanter Service. Auf dem Sonnendeck können Sie mit einem Drink die vorbeiziehenden Landschaften und spektakuläre Sonnenuntergänge über der Ostsee genießen. Der Sommer ist allgegenwärtig und gibt dieser Reise seinen besonderen Charme.

Unsere Reise startet in Stralsund. Die erste Nacht liegt die Junker Jörg noch im Stadtgarten und so können wir am nächsten Morgen während eines Stadtrundgangs die vielen Sehenswürdigkeiten der Hansestadt auf einem ge-

mütlichen Stadtrundgang (AP) entdecken. Mittags legt die Junker Jörg ab und wir nehmen Kurs in Richtung Lauterbach auf Rügen. Dort erwartet uns am nächsten Tag bereits einer der Höhepunkte unserer Reise. Der Nationalpark Königstuhl ist die Heimat der berühmten Kreidefelsen Rügens und häufiger Motivgeber von Bildern Friedrichs.

Ein faszinierendes Highlight auf Rügen ist ein Spaziergang über den „Skywalk Königsweg“. Über dem Kreidefels schwebt seit April 2023 ein Aussichtsplattform und ermöglicht einen spektakulären Blick auf die Ostseeküste und die weißen Klippen. Der neue „Skywalk“ erlaubt ganz neue Perspektiven und hätte dem Maler sicherlich auch noch das ein oder andere Motiv entlockt.

Nächste Station ist die Ostseeinsel Usedom. Dort besuchen wir im Rahmen des Ausflugspakets die drei Seebäder Ahlbeck, Heringsdorf und Bansin. Ein Abstecher über die nahe Grenze zu unseren Nachbarn nach Polen zeigt Ihnen dann noch das Seebad Swinemünde, von wo aus am nächsten Tag der Tagesausflug (AP) nach Stettin stattfinden wird. Die vielen Sehenswürdigkeiten der Hansestadt erleben Sie während des geführten Stadtrundgangs.

Dann müssen wir uns auf den Weg nach Greifswald machen, damit wir die Geburtstagsfeierlichkeiten des berühmten Sohns mit erleben können. Ganz Greifswald ehrt Caspar David Friedrich im Rahmen eines großen Stadtfestes, mit speziellen Stadtrundgängen und natürlich einer großartigen Sonderausstellung im Pommerschen Landesmuseum.

Hier dürfen wir während einer exklusiven Sonderführung, außerhalb der regulären Öffnungszeiten, einige der berühmtesten Bilder in Ruhe genießen. Am Abend des siebten Tags reisen wir dann von Greifswald aus die kurze Strecke zurück nach Stralsund, wo die Reise am nächsten Tag mit der Ausschiffung endet.

Selbstverständlich haben wir auch für Ihre bequeme Anreise nach Greifswald Sorge getragen. Entweder entscheiden Sie sich für die Bahnreise direkt nach Stralsund oder aber Sie nutzen unseren Busservice ab/bis Berlin in Kombination mit einer Vorübernachtung vom 30. auf 31. August 2024 im neuen Doubletree by Hilton Berlin Kurfürstendamm. Beide Anreisevarianten sind im Vorfeld zu günstigen Pauschalpreisen buchbar.



© Rico K - stock.adobe.com, GLOBALIS



Caspar David Friedrich: Ruine Eldena im Riesengebirge



MS Junker Jörg



Caroline Bardua - Porträt Caspar David Friedrichs

Freuen Sie sich auf eine ganz besondere Sommerreise in den Nordosten Deutschlands und entdecken Sie mit uns die schönsten Sommerziele an der Ostsee. Von Stralsund aus starten wir mit dem Komfortschiff MS Junker Jörg gut gelaut zu spannenden Zielen. Mit dabei und oft Thema ist der 250. Geburtstag von Caspar David Friedrich. Selbstverständlich werden wir diesen Ehrentag des bekanntesten deutschen Malers der Romantik gebührend (mit-)feiern.

- 8-tägige Sonderreise zum 250. Geburtstag Caspar David Friedrichs
- Ostsee-Inseln im Sommerkleid: Rügen und Usedom
- Rügens neue Attraktion: Skywalk an den Kreidefelsen
- Die Hansestädte Stralsund und Greifswald
- Happy Birthday Caspar David Friedrich!

1. Tag: Anreise nach Stralsund – Begrüßungsabenden. Individuelle Anreise nach Stralsund. Oder Sie nutzen unser Anreisepaket mit einer Vorübernachtung im Hotel Doubletree by Hilton Berlin-Kurfürstendamm am Vortag und starten heute bequem mit unserem Sonderbus ab Berlin nach Stralsund. Ankunft dort gegen 17 Uhr. Am Abend begrüßt Sie die Schiffscrew mit einem Welcome-Drink und danach genießen wir ein erstes, sommerliches Drei-Gänge-Menü an Bord.

2. Tag: Stralsund – Insel Rügen. Nach dem Frühstück zeigen wir Ihnen während eines ca. 90-minütigen Stadtrundgangs (AP) die vielen Sehenswürdigkeiten der Hansestadt. Mittags legt die Junker Jörg dann in Stralsund ab und wir genießen einen herrlichen Nachmittag an Bord. Am Abend erreichen wir Lauterbach auf Rügen.

3. Tag: Insel Rügen. Wir empfehlen Ihnen die Teilnahme an unserer Inselrundfahrt (AP). Zunächst geht es in den Nationalpark Königstuhl. Hier erleben Sie die berühmte Kreideküste, welche auch Motiv für viele Gemälde Caspar „Skywalk“ eine imposante und spannende Art der Felsformationen wirklich nah zu kommen. Weiter geht es in das Ostseebad Binz, wo Sie über Mittag Zeit für eigene Erkundungen haben. Weiterreise nach Wolgast am Abend.

4. Tag: Usedom – Swinemünde. Am Morgen haben Sie die Möglichkeit zu einem Ausflug nach Usedom (AP), am Nachmittag genießen wir die spannende Küstenlandschaft und den Sommer auf dem Sonnendeck der Junker Jörg. Swinemünde erreichen wir am späten Abend.

5. Tag: Swinemünde – Stettin. Nach dem Frühstück starten wir zu unserem Tagesausflug (AP) nach Stettin. Nach gut 75-minütiger Busfahrt ist die polnische Hansemetropole erreicht. Auf einem ausführlichen Stadtrundgang

zeigen wir Ihnen die vielen Sehenswürdigkeiten Stettins. Danach haben Sie ausreichend Zeit für eigene Erkundungen. Rückkehr nach Swinemünde am späten Nachmittag.

6. Tag: Swinemünde – Wolgast – Greifswald. Ein weiterer herrlicher Sommer-Vormittag an Bord vergeht wie im „Flug“. Nachmittags nehmen wir in Wolgast den Lotsen auf. Wer möchte begleitet uns zu einem ersten Besuch von Greifswald (AP): Abends öffnen sich hier für uns exklusiv die Türen des Pommerschen Landesmuseums mit seiner Caspar David Friedrich-Geburtstagsausstellung.

7. Tag: Greifswald – Stralsund. Den ganzen Tag genießen wir das Caspar David Friedrich-Fest in und um Greifswald. Wir besuchen den Dom St. Nikolai, die Klosterkirche Eldena und vieles mehr. Zu diesem Geburtstagsausflug sind alle Gäste herzlich eingeladen. Am Abend verlässt die Junker Jörg den Hafen von Wiek und wir machen uns zurück auf den Weg nach Stralsund. An Bord verwöhnen wir Sie mit einem herrlichen Abschluss-Galadinner und erinnern uns an die gemeinsamen Tage an Bord.

8. Tag: Ausschiffung in Stralsund – Rückreise. Mit dem Frühstück und der Ausschiffung endet unsere Sommerreise mit Ihrer individuellen Rückreise oder aber unserem Busservice zurück nach Berlin.

Im Reisepreis bereits eingeschlossen: Kreuzfahrt entlang der Ostseeküste lt. Programm • 7 × Übernachtung an Bord der MS Junker Jörg in der gebuchten Kabinenkategorie • Begrüßungsgetränk am Anreisetag • Vollpension an Bord der MS Junker Jörg (Frühstück, Mittag- und Abendessen), beginnend mit dem Abendessen am ersten Tag und endend mit dem Frühstück am letzten Tag • Abschluss-Galadinner im Rahmen der Vollpension • Ausflug „Happy Birthday Caspar David“ am 7. Tag der Reise • Alle Hafengebühren und Steuern • Globalis-Erlebnisreisen

Reiseleitung ab/bis Stralsund • Bordunterhaltung • Reiseliteratur

Reisetermin: 31.08.–07.09.2024

Reisepreise pro Person:

2-Bett-Außenkabine Hauptdeck
2 Personen 1.699 € p.P. | 1 Person 1.999 €

2-Bett-Außenkabine Oberdeck
2 Personen 1.899 € p.P. | 1 Person 2.299 €

Junior-Suite Oberdeck

2 Personen 2.399 € p.P.

Optionale Wunschleistungen – nur vorab buchbar:

- Ausflugspaket (AP) inkl. Eintrittsgelder: 199 € p.P.
- Stadtrundgang Stralsund am 2. Tag
- Inselrundfahrt Rügen am 3. Tag mit Skywalk
- Ausflug Usedom am 4. Tag
- Ausflug mit dem Bus nach Stettin am 5. Tag
- Stadtrundgang Greifswald am 6. Tag
- Sonderöffnung des Pommerschen Landesmuseums am 6. Tag abends

- Vorübernachtung in Berlin inkl. Bustransfer Berlin – Stralsund – Berlin: DZ 175 € p.P. | EZ 195 €

- Bahnreise nach Stralsund bzw. Berlin und zurück:
2. Klasse: 149 € p.P. | 1. Klasse: 199 € p.P.

Nicht im Reisepreis eingeschlossen:

- Individuelle Anreise nach Stralsund bzw. Berlin
- Getränke und Trinkgelder an Bord



Mein Leben mit der Eisprinzessin

Ein Schatzfund in Erfurt, eine Klassenfahrt aus der Hölle, ein Cineast auf der Suche nach dem wirklichen Leben und ein Schurke, der einem Kind das Lachen stiehlt: Ferienlektüre für Kinder und Jugendliche. *Von Tilman Spreckelsen*

Zwei Bären auf der Suche

Was dem schwarzen Bären fehlt, weiß er auch ohne Nachdenken genau: Ihm fehlt ein Freund, er fühlt sich einsam, und er beschließt, dagegen etwas zu tun. Also sucht er in seiner näheren Umgebung nach einem Wesen, mit dem er sich anfreunden kann.

Unterwegs trifft er auf einen zweiten Bären, dessen Fell allerdings braun ist. Nach einem Freund zu suchen erscheint auch diesem als eine gute Idee. Also suchen sie gemeinsam. Sie sehen sich im Wald um, zwischen den Bäumen, im Gebüsch, in einer Senke. Erst jeder für sich, dann allmählich beide gemeinsam. „Zu zweit ist es leichter“, erkennt der braune Bär, während sich die beiden Tiere auf Freundschaft einlassen.

Der in Prag geborene Bilderbuchkünstler Petr Horáček, dessen Bücher um „Greta Gans“ in Deutschland viele Freunde gefunden haben, erzählt diese Geschichte in wenigen Worten und eindrucksvollen Bildern, die – in bester Genretadition – weit über den knappen Text hinausgehen. Dabei sind die beiden Bären Teil der Landschaft, die sie umgibt, und sie treten zugleich aus ihr hervor. Umgekehrt reagieren die Farben der Natur auf die Emotionen der Bären, auf die anfängliche Einsamkeit und die wachsende Freundschaft der beiden.

Dann geht der eine Bär verloren, der andere merkt plötzlich, was er an dem neuen Gefährten hat. Die Suche beginnt neu, nun aber gilt sie nicht mehr dem abstrakten „Freund“, sondern einem konkreten Wesen. Das ist die schöne Pointe eines schönen Buchs.

Petr Horáček: „Ein bester Freund für Bär“. Von Hacht Verlag, 16 Euro, Ab 4 Jahre.



Am Abgrund besser nicht allein: Petr Horáčeks Bilderbuch „Ein bester Freund für Bär“ erzählt vom Glück, zu zweit zu sein. Illustration Von Hacht Verlag

Weggefährten im Weltuntergang

Schnüfeler ist kleiner als die anderen, ängstlicher auch, aber vielleicht ist das kleine Wesen gerade deshalb am empfänglichsten für Abenteuer. Schnüfeler also ahnt, dass ein Verhängnis bevorsteht, er sieht die unheimlichen Zeichen im Sand und bringt die anderen dazu, sich dem drohenden Verhängnis zu stellen: Ein Komet rast auf die Erde zu, auch das idyllische Mumintal mit seinen friedlichen Bewohnern ist in Gefahr, und bald ist eine Gesellschaft um Mumin und seine Freunde unterwegs, um vielleicht doch noch ein Mittel zu finden, die Katastrophe aufzuhalten.

Tove Jansson war eine großartige Künstlerin, und ihre Geschichten um die Muminfamilie, die von Frühlingserwachen und Sommerglück handeln, aber auch von der Ahnung, dass im Herbst alles zu Ende geht, sind nicht zufällig aus Bildern entstanden, die Jansson anfertigte, bevor sie von ihren Schöpfungen erzählte. In „Komet im Mumintal“ steht das dumpfe Unbehagen am Anfang, das Bangen um eine Idylle, und je weiter sich Mumin mit seinen Freunden von zu Hause wegbewegt, umso bedrohlicher wird es. Aber es wird auch aufregender und schöner, es finden sich Weggefährten ein, auf die Mumin nicht mehr verzichten möchte, und die Abenteuer auf dem Grund des ausgetrockneten Meeres oder im sommerlichen Wald sind alle Mühen wert.

Am Ende erwarten sie den Kometen dort, wo sie aufgebrochen waren. Als er vorüberzieht, ist die Welt gerettet. Anders ist sie trotzdem. Mumin ja auch.

Tove Jansson: „Komet im Mumintal“. Arena, 12 Euro, Ab 8 Jahre.

Erfurt, heute und im Mittelalter

„Wir werden uns jetzt wie Christen verhalten“, sagt Rachels Vater zu ihr und ihrem Bruder Joschua. Dazu gehört auch, dass sich die Familie neue Namen gibt: Die Geschwister heißen künftig Agatha und Burkhard, der Vater Sigmund, Namen also, die nicht mehr erkennen lassen, dass ihre Träger Juden sind.

Die Geschichte der jüdischen Familie, die im 14. Jahrhundert aus Erfurt flieht, um einem Pogrom zu entgehen, erzählt Mirjam Pressler in ihrem Roman „Dunkles Gold“ parallel zu einer Hand-

lung, die in unserer Gegenwart angesiedelt ist. Dort steht das Mädchen Laura aus Erfurt im Mittelpunkt, das sich für die Herkunft eines Schatzfundes interessiert, der mit dem Pogrom von 1349 in Verbindung steht.

Laura recherchiert zum damaligen jüdischen Leben der Stadt und entwirft Rachels Geschichte. Zugleich fragt sie sich, wie es um die jüdische Gemeinde steht, die es in Erfurt inzwischen wieder gibt, und setzt ihr Zeichentalent ein, um ihr Wissen in eine Graphic Novel zu überführen. Beide, Laura und Rachel, erzählen ihre Erlebnisse selbst, Laura im Präteritum, Rachel im Präsens. Die Autorin Pressler verknüpft sie geschickt. Und dass auch Laura gelernt hat, „wer Aufmerksamkeit auf sich zieht, hat automatisch ein schwereres Leben“, hilft ihr beim Verständnis für Rachels freilich unendlich schwierigere Situation.

Mirjam Pressler: „Dunkles Gold“. Beltz & Gelberg, 11 Euro, Ab 14 Jahre.

Der traurige Systemsprenger

Ein Waisenkind, ausgeliefert einer missmutigen Stiefmutter und deren scheinheiligem Sohn, auf der Kippe zur Armut in trister Zeit – was bleibt einem Kind da noch, um irgendwie dagegezuhalten? Timm Thaler, die Hauptfigur in James Krüss' Roman, besitzt allem Elend zum Trotz einen Optimismus, der sich nach außen hin in einem bezaubernden Lachen zeigt. Es ist die bittere Pointe, dass Timm durch den zwielichtigen und offenbar stinkreichen Baron Lefuet nun ausgerechnet um dieses Lachen gebracht werden soll, als Resultat eines Vertrages, den das Kind nicht versteht und den der heranwachsende Junge verzweifelt rückgängig zu machen versucht – unter den Augen seines Gegners, der ihn mit in die Welt der Reichen und Mächtigen genommen hat, um ihn zu kontrollieren. James Krüss hat Timm

Thalers Geschichte vor inzwischen gut 60 Jahren erzählt. Spannend ist sie noch immer, beim Lesen ebenso wie beim Vorlesen, und auch wenn sich die Ereignisse in einer versunkenen Welt abspielen, ist die Essenz der Geschichte nur zu gegenwärtig geblieben. Am Ende sprengt Timm das System seines Widersachers mit dessen eigener Logik. Und mit der Hilfe von Freunden, die er findet, obwohl ihm das bezaubernde Lachen verloren gegangen ist.

James Krüss: „Timm Thaler oder Das verkaufte Lachen“. Oetinger Verlag, 9 Euro, Ab 11 Jahre.

Ist das jetzt ein Liebesfilm?

Alles geht schief, als Sebastian vor dem Kino auf die hübsche und lustige Helena wartet und an ihrer Stelle die rätselhafte Frida erscheint, die vielleicht ganz anders heißt, ihn aber sofort in Beschlag nimmt.

Es ist der Orientierungstag an der Uni, Frida, Sebastian und Helena besuchen Vorlesungen, um sich anschließend für ein Studium zu entscheiden. Und während Sebastian sein Leben wie einen Film erlebt, bei dem die Genres wechseln – Romanze, Fantasy, Katastrophe, Komödie –, scheint Frida, mit der er diesen Tag verbringt, ihn permanent herauszufordern. Sie bringt ihn in Situationen, in denen er schlagfertig sein muss und mal über sich hinauswächst, mal scheitert. Und sie entzieht sich seinen Versuchen, mehr über sie herauszufinden.

„Eisprinzessin“, so nennt er Frida nach dem Mädchen aus dem Animationsfilm, an das sie ihn erinnert. Was es mit ihr auf sich hat, was sie verbirgt, beginnt er erst zu ahnen, als sie auf Gestalten aus ihrer Vergangenheit stoßen. Was wie ein witziges, ein bisschen seltsames Spiel aussah, entpuppt sich als Mittel, eine tiefe Verletzung zu überdecken, und Fridas phantastische Erzählungen führen weit von ihrem Schmerz weg und steuern auf verschlungenen Umwegen wieder darauf zu.

Abfinden aber wollen sich Sebastian, sein bester Freund Tolly und schließlich auch Frida damit nicht mehr. An das glückliche, erlösende Finale dieses Buches reicht kein Filmende heran.

Michael Gerard Bauer: „Dinge, die so nicht bleiben können“. Hanser, 15 Euro, Ab 14 Jahre.

Klassenfahrt der Entscheidung

Es hat Ärger auf der Klassenfahrt der 10b gegeben, so viel ist klar. Was genau passiert ist, darüber rätseln die Mitschüler aus den anderen Klassen. Denn diejenigen, die dabei waren, schweigen eisern. Der Lehrer Dr. Utz aber, der zusammen mit der jüngeren Lehrerin Frau Kaiser diese Fahrt begleitet hatte, will die Ereignisse aufarbeiten und hat dafür einen Elternabend einberufen.

So beginnt Tamara Bachs Roman „Sankt Irgendwo“. Den Hauptteil des schmalen Buchs nimmt dann ein Protokoll der Reise ein, das unterschiedliche Schüler führen. Es erzählt von einer langen Busfahrt über die Berge, von Museumsbesuchen, Wanderungen im Regen und Referaten der Schüler, für die unterwegs nur selten der richtige Moment gefunden wird.

Vor allem aber erzählt das Protokoll von der wachsenden Entfremdung zwischen dem immer autoritärer auftretenden Pädagogen und den eigentlich gutwilligen, aber ständig vor den Kopf gestoßenen Schülern. Das Protokoll selbst wird immer mehr zu einem Dokument, das die Schüler am Ende nicht mehr für alle, sondern nur noch für ihre eigene verschworene Gemeinschaft führen. Denn je mehr der Lehrer verzweifelt versucht, seine Autorität durchzusetzen, desto mehr wachsen die Schüler zusammen.

All das schreibt Tamara Bach gewohnt souverän auf, spannend, voller Witz und literarischem Können – wie um uns und ihren Kollegen zu zeigen, wie man für Jugendliche eben auch schreiben kann, wenn man sie nur ernst nimmt in ihren ästhetischen Ansprüchen und nicht mit den immergleichen „Young Adult“-Schmonzetten traktiert.

Tamara Bach: „Sankt Irgendwas“. Carlsen, 13 Euro, Ab 15 Jahre.

NUR FÜR KINDER UND ALLE ANDEREN

WER TANZT NOCH ALLES MIT IM SOMMERREGEN?

LABOR
ATELIERGEMEINSCHAFT
PRÄSENTIERT

SPIEL PLATZ

HEUTE VON ANKE KUHL



DER LANDARZT



LÖCHER IM RUMPF

VON DR. THOMAS ASSMANN

Herr Doktor ich konnte nicht anders“, sagte meine Medizinische Fachangestellte. Ich schaute sie verwundert an und fragte: Warum? Sie führte mich ins Arztzimmer. Dort saß ein 14 Jahre alter Junge. Er war mit Luftnot zu uns gekommen. Der Kinderarzt hatte mitgeteilt, seine Praxis sei völlig überlaufen; er habe keinerlei Kapazitäten mehr. Auch wir befinden uns ziemlich am Limit, doch Notfälle versuchen wir natürlich zu behandeln und zu versorgen.

Als ich den Jungen sah, war mir sofort klar, dass Eile geboten war. Er hatte Mühe, Luft ein- und auszuatmen. Zudem „piff“ er ziemlich laut, der Brustkorb zog sich beim Atmen schnell zusammen. Die Diagnose stand: Der Jugendliche hatte einen klassischen Asthmaanfall.

Bei einem solchen Anfall wird, ganz grob gesagt, eine allergische Reaktion in der Lunge ausgelöst; das geschieht durch ein Allergen, zum Beispiel Pollen oder andere winzige Schwebstoffe in der Luft. Gelangen sie in den Körper, schwellen die Bronchien an. Es kommt zur Absonderung von Schleim, aber auch die Muskulatur der Lunge zieht sich zusammen, die Lunge wird „steif“. Durch diese Faktoren engen sich die Luftwege in den Bronchien massiv ein, und der Luftstrom wird deutlich behindert.

Gerade junge Menschen leiden oft an Asthma, da bei Kindern und Jugendlichen die Atemwege noch in der Entwicklung und im Wachstum sind. Ein akuter Asthmaanfall erfordert immer sofortiges Handeln.

Wir gaben dem jungen Patienten Sauerstoff und legten einen Zugang, um ihm Medikamente direkt in die Venen zu geben. Nach der Gabe von sogenannten Bronchodilatoren – diese erweitern die Bronchien – und von Kortison, das die Entzündungsreaktion hemmt, ging es dem Patienten bald besser.

Wichtig war aber, ihn gleichzeitig Medikamente inhalieren zu lassen, die ebenfalls die Bronchien erweitern. Meine Mitarbeiterin hatte parallel auch schon den Rettungsdienst und den Notarzt verständigt. Nach einer gefühlten Ewigkeit trafen diese auch ein und konnten einen stabilisierten Patienten übernehmen und ihn ins Krankenhaus fahren.

Nach einer solchen Situation mitten im Praxisalltag denken auch wir uns: Uff, noch mal Glück gehabt! Alles lief so, wie es laufen sollte. Das Team hat alles richtig gemacht.

Was mir dieser Vorfall aber vor Augen geführt hat und mich wieder mal nachdenklich stimmt: Wir Ärzte, gerade im ambulanten Bereich, sind an unsere Belastungsgrenze gekommen. Die Kollegen der Kinderarztpraxis arbeiten schon am Limit, doch was wäre passiert, wenn wir den Patienten nicht hätten versorgen können, weil auch wir am Limit sind? Vor krankheitsbedingten Ausfällen sind auch wir nicht gefeit: Eine ärztliche Kollegin hat Covid, eine MFA soll eine neue Hüfte bekommen, eine andere muss an der Halswirbelsäule operiert werden.

Manchmal komme ich mir vor wie jemand, der ein Loch im Rumpf eines Versorgungsschiffs stopft, um dann festzustellen, dass währenddessen zwei weitere Löcher entstanden sind. Ein Job, für den Sisyphos qualifiziert wäre.

Wegen akuten Personalmangels kann bei uns im Landkreis die Notfallpraxis der Kinderärzte am Wochenende erst um 16.30 Uhr öffnen. Das macht ganz deutlich: Unser junger Patient wird nicht der einzige bleiben, dem die Versorgung fehlt. Löcher überall.

Apropos Löcher. Ich wünsche Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, dass am Wochenende auch die Wolken „Löcher“ bekommen und Sie ein bisschen Sonne tanken können. Für das Oberbergische gilt übrigens: Wann ist der Sommer da? Richtig! Der Regen wird wärmer!

Von dort grüßt Sie herzlich – Ihr Landarzt

Dr. Thomas Assmann, 61 Jahre und Internist, hat eine Praxis im Bergischen Land. Er schreibt hier alle 14 Tage.

Herr Wagner, gerade schauen viele Menschen die Tour de France, unter Hobbysportlern boomt das Rad. Und man hat den Eindruck, unter denen, die es ambitioniert angehen, geht es auch viel um die beste Ausrüstung – man will so sein wie der Profi.

Radfahren besitzt eine konsumfreundige Fangemeinde. Das stimmt. Ein teures Rad, teure Klamotten, teure technische Spielzeuge bieten viel Raum für Selbstinszenierung. Der damit verbundene Lifestyle hat Radfahren als Breitensport größer gemacht – was mich sehr freut. Was ich nicht mag: wenn sich Freizeitradfahrer durch ein technisches und modisches Wettrüsten messen.

Braucht man die Ausrüstung, um gut, schnell und sicher auf dem Rad unterwegs zu sein?

Ein gutes und sicheres Fahrrad ist natürlich auch im Freizeitsport wichtig, auch Kleidung, in der man sich wohlfühlt, aber ansonsten zählt: Kondition statt Carbon. Lieber einmal in eine Leistungsdiagnostik, einen Trainer und in einen strukturierten Trainingsplan investieren als in neue Carbon-Laufräder. Die wichtigste Antriebskomponente sitzt im Sattel: der Fahrer.

Wie könnte denn ein solcher Trainingsplan für einen ambitionierten Hobbyradfahrer aussehen?

Gerade dann, wenn kein großes Zeitbudget vorhanden ist, sollte das Training gut strukturiert sein. Hat man in der Woche etwa acht Stunden für das Radtraining zur Verfügung, kann man das Training auf Blöcke verteilen: zwei unter der Woche mit Einheiten von einer beziehungsweise zwei Stunden; die restlichen Stunden als Blöcke mit zwei längeren Einheiten am Wochenende. Der Weg zur Arbeit kann übrigens auch zur Trainingsstrecke werden. Die Aufteilung in Blöcke macht trainingswissenschaftlich Sinn.

Warum?

Jeder dieser Blöcke verfolgt ein anderes Ziel. Die kurzen Einheiten können beispielsweise zum Entwickeln der maximalen Sauerstoffaufnahme genutzt werden und die langen Einheiten zum Training des Fettstoffwechsels. Beides wichtige Parameter für die Ausdauerfähigkeit. Um diese Ziele zu erreichen, müssen die Trainingsblöcke in unterschiedlichen Trainingszonen absolviert werden.

Was sind denn Trainingszonen?

Eine Trainingszone ist ein Intensitätsbereich, der durch einen oberen und unteren Grenzwert festgelegt wird. Damit gibt eine Trainingszone vor, mit welcher Intensität ein Training durchgeführt werden soll. Die Zonen werden beim Radtraining typischerweise anhand von Messungen wie Herzfrequenz oder der Leistung in Watt definiert. Grundsätzlich lassen sich drei wesentliche Zonen unterscheiden: locker, Tempo und hart. Bei Profis wird ein Training mit bis zu zehn verschiedenen Zonen gesteuert. Das Konzept ist dabei immer gleich: Das Training in einer bestimmten Zone soll eine bestimmte Stoffwechselsituation im Körper bewirken und damit auch trainieren.

Locker wäre dann Radfahren im eher niedrigen Herzschlagbereich?

Ja, es ist aber schwierig, hier einen konkreten Herzfrequenzbereich zu nennen. Das ist sehr individuell. Veranlagung, Trainingszustand, Verfassung und externe Faktoren haben hier Einfluss. Als grobe Orientierung bewegt sich ein solches Training ungefähr im Bereich von 60 bis 75 Prozent der maximalen Herzfrequenz.

Helfen zum Messen Fitnesstracker und Smartwatches?

Sie können helfen, besonders beim Steuern des Trainings, um die beim Radfahren produzierten Leistungswerte wie Herzfrequenz und Watt anzuzeigen. Und auch zum Aufzeichnen von Trainingsdaten wie etwa gefahrene Kilometer und Höhenmeter. Man muss aber wissen, die Sensoren funktionieren mal gut und mal weniger gut. Was man vorsichtig betrachten sollte, ist das, was diese Tracker aus den gesammelten Daten analysieren und interpretieren – etwa zum Fitnesszustand, zum Stressempfinden oder der Schlafqualität. Die Geräte lernen dazu, liegen gegenwärtig aber noch öfters mit ihren Ergebnissen und Interpretationen daneben.



Ab aufs Rad – aber locker

Ob auf Rennrad, Mountain- oder Gravelbike: Ein Sportwissenschaftler erklärt, wie Sie mit strukturiertem Training zur Bestform kommen.

Woran liegt das?

Die Geräte sammeln viele Daten, analysieren dabei aber nicht immer die richtigen Parameter, um die Antwort für eine bestimmte Fragestellung zu liefern. Und sie verstehen wichtige Zusammenhänge oft nicht. Die Tracker erkennen etwa Stressphasen nach dem Training und interpretieren diese völlig normale physiologische Reaktion als etwas Pathologisches. Deshalb ist es umso wichtiger, auf das eigene subjektive Belastungsempfinden zu hören. Dieses ist für mich als Trainer auch das wichtigste Feedback, um ein Training erfolgreich zu steuern und einen Trainingsplan nachhaltig an einen Sportler anzupassen.

Zurück zu den Zonen. Sie sagten, die seien wichtig für den Stoffwechsel im Radsport.

Der Stoffwechsel ist unser Motor, mit dem wir die Energie produzieren, um das Fahrrad anzutreiben. Vereinfacht dargestellt, haben wir eine Art Hybridmotor in unserem Körper, der zwei Stoffwechselsysteme vereint: aerob und anaerob – dabei wird Energie mit und ohne Sauerstoff produziert. Die Produktion mit Sauerstoff braucht im Körper länger, ist aber der Dieselmotor für Ausdauersportler. Zumal er primär mit Fett als Treibstoff angetrieben wird, das fast unbegrenzt im Körper zur Verfügung steht. Dieser Dieselmotor läuft aber nur bis zu einer bestimmten Belastungsintensität effizient. Trete ich auf dem Rad intensiver in die Pedale, übernimmt immer mehr der anaerobe Stoffwechsel die Energieversor-

gung. Dieser Teil des Stoffwechsels ist eine Art Benziner mit viel Hubraum, der schnell Energie produziert und bereitstellt. Problem dabei: Er braucht als Treibstoff Kohlenhydrate, für die der Körper nur einen kleinen Speicher hat.

Ich muss also bei längeren Touren auf dem Rad etwas zu mir nehmen? Besonders wenn ich intensiver fahre und dabei viele Kohlenhydrate verbrauche. Damit eine Versorgung gesichert ist, müssen diese während dem Radfahren nachgetankt werden. Aber: Je Stunde können nicht mehr als maximal 70 bis 90 Gramm Kohlenhydrate aufgenommen und verwertet werden, das sind etwa drei Bananen. Ist der Tank leer, kommt es zum gefährlichen „Hungerast“ mit einem plötzlichen Leistungsabfall. Dieser hat auch schon manchen Etappensieg bei der Tour de France gekostet.

Was heißt das für die Planung meines Trainings?

Um den Anteil an benötigten Kohlenhydraten bei einer Dauerleistung zu reduzieren, muss ich besonders meinen Diesel – also den aeroben Stoffwechsel – trainieren. Er kann mit seiner primär auf Fettverbrennung ausgerichteten Energiegewinnung eine Leistung über viele Stunden beim Radfahren aufrechterhalten. Dazu braucht es Trainingsseinheiten, die bei ungefähr 60 bis 75 Prozent der maximalen Herzfrequenz liegen. Das machen viele falsch.

Weil sie zu schnell fahren?

Genau, um diese Trainingszone zu bedienen, muss ich weniger intensiv, dafür lange fahren. Doch lockeres Training fühlt sich für viele nicht gut an. Tut nicht weh, kann nix bringen – so der Gedanke. Gerade Männer denken oft so und lassen sich in Gruppen zum Schnellfahren verführen. Wenn man da mithalten kann, mag das in diesen Momenten gut fürs Ego sein, aber nicht für das wichtige Training der Grundlagenausdauer. Diese braucht lockere und lange Einheiten.

Sie arbeiten bei Profis mit Intervalltraining. Ist das auch etwas für Amateure?

Ja, das ist es. Will man seine Leistung steigern, empfehle ich Hobbysportlern erst einmal, einfach regelmäßig Fahrrad zu fahren. Das ist die wichtige Basis, um besser zu werden. Die Fahrten sollten dann auch zunehmend in unterschiedlichen Längen und Intensitäten absolviert werden. Das Training kann dabei bis zu einem gewissen Grad über das subjektive Belastungsempfinden gesteuert werden. Hier sind wir dann wieder bei den

Intervalltraining ist für Radfahrer äußerst wichtig. An den Profis sollte man sich aber nicht zu sehr zu orientieren.

Foto Plainpicture/
Bearbeitung F.A.S.

bereits erwähnten drei grundlegenden Trainingsbereichen: locker, Tempo und hart. Und diese Bereiche sollten dann innerhalb von Ausfahrten auch mal wiederholend gemischt werden – im Sinne eines Intervalltrainings. Das geht sogar spielerisch als Fahrtspiel.

Wie könnte das aussehen?

Dabei geben nicht Herzfrequenz- und Wattmesser die Belastung vor, sondern der Sportler und das Streckenprofil bestimmen das Tempo. Hierbei kann immer wieder mit der Intensität gespielt werden: berg hoch härter, bergab locker. Auch topographische Ziele eignen sich gut, um zwischen nötiger Belastung und Erholung zu wechseln. So können eine Parkbank, eine Weggabelung oder eine Anhöhe als Ziele für einen Zwischensprint oder einen intensiven Belastungsabschnitt gewählt werden. Intervalltraining ist eine sehr effektive Trainingsform.

Schlagen Sie mal was Konkretes vor, was jeder umsetzen kann.

Es ist schwierig, ein Intervalltraining vorzugeben, ohne den Trainingszustand und das Trainingsziel zu kennen.

Aber allgemeine Tipps muss es doch geben ...

Ich versuche es mal ...

Einverstanden.

Für alle, die ihre Trainingszonen nicht kennen, gebe ich hier mal das subjektive Belastungsempfinden auf einer Intensitätsskala vor: von 1 (keine Anstrengung) über 5 (moderat anstrengend) bis hin zu 10 (maximal anstrengend). Das vorausgeschickt, schlage ich vor: zehn Minuten warmfahren, dann zwei Intervallserien mit je achtmal 30 Sekunden im Spitzenbereich, Intensität sieben bis neun, zwischen den Intervallen jeweils 30 Sekunden locker im Kompensationsbereich treten, Intensität zwei bis vier. Und zwischen den Intervallserien jeweils fünf Minuten locker im Grundlagenausdauerbereich, Intensität vier bis fünf, fahren. Und am Ende dann zehn Minuten ausrollen.

Kann auch ich als Hobbysportler mir etwas von den Tour de France-Profis abschauen?

Vor allem Disziplin und wie wichtig es ist, regelmäßig zu trainieren. Aber viele Freizeitsportler orientieren sich zu oft an speziellen Trainingsmethoden, mit welchen Profiradfahrer die letzten zwei, drei Prozent ihrer möglichen Leistung herausholen wollen. Für diese macht das nach vielen Jahren des kontinuierlichen Trainingsaufbaus Sinn. Aber nicht für die meisten Freizeitradfahrer. Sie sollten daher ihren Fokus wirklich zunächst auf die wichtigen Basics im Training richten: regelmäßig Rad fahren und Grundlagenausdauer. Und dann zunehmend ihr Training auf ihr Ziel ausrichten.

Inwiefern?

Na ja, es macht einen Unterschied, ob ich bei einem Radmarathon in den Alpen, einem Triathlon auf der Langdistanz oder bei schnellen Cross-Country-Rennen starten will, wo ich viel kürzer und viel intensiver über Stock und Stein fahren muss. Das fordert dann viel mehr die Muskelkraft, weshalb ich hier einem ergänzenden Krafttraining noch mehr Raum einräumen kann.

Sollte jeder Radfahrer zusätzlich Krafttraining machen?

Ein Krafttraining kann die Ausdauerleistungen verbessern, das haben Studien gezeigt. Dabei gilt: Je kürzer die Wettkampfdauer, desto mehr können Radfahrer von einer gesteigerten Muskelkraft profitieren. Grundsätzlich wirkt ein Krafttraining auch den einseitigen Belastungen beim Radfahren entgegen. Radfahren hat einen hohen Wert für die Gesundheit, es schützt aber nicht vor Sarkopenie – dem altersbedingten Rückgang an Muskelmasse ab dem zweiten bis dritten Lebensjahrzehnt. Mit einem Krafttraining lässt sich die Leistung beim Radfahren steigern und dem Muskelschwund entgegenwirken.

Die Fragen stellte Lucia Schmidt.



Andreas Wagner ist Sportwissenschaftler und Mitbegründer des Trainingsinstitutes iQ athletic, das u.a. offizieller Trainingspartner des Radklassikers Eschborn-Frankfurt und der Cycling Tour ist. Zurzeit arbeitet er an einer Trainings-App für Ausdauersportler, bei der Künstliche Intelligenz zum Einsatz kommt.

Foto privat

Mit dem Camcorder fing alles an: Liz und Damian Hurley im März im amerikanischen Fernsehen. Foto: Imago



Die britische Schauspielerin und Filmproduzentin Liz Hurley und ihr Sohn Damian Hurley scheinen unzertrennlich zu sein. Oft hätten sie eine beinahe telepathische Verbindung, wie Zwillinge, erzählen sie, während sie Schulter an Schulter auf einer gemütlichen Couch sitzen und von ihrem neuen gemeinsamen Projekt berichten. Mit dem Film „Strictly Confidential“ (seit 4. Juli als Digitalkauf und ab 1. August auf DVD und Blu-Ray) gibt Damian, Sohn ihrer Ehe mit einem amerikanischen Geschäftsmann, sein Debüt als Regisseur und Drehbuchautor. Und eine der Hauptrollen spielt Mutter Liz – die nicht nur aus Filmen wie „Teufelisch“ und Serien wie „The Royals“ bekannt ist, sondern auch als Ex von Kollege Hugh Grant.

Damian, in der Vorberichterstattung zu Ihrem Film war immer die Rede von einem „erotischen Thriller“. Sie bezeichnen „Strictly Confidential“ als „sinnlichen Krimi mit Herzschlag“. Was hat das zu bedeuten? DAMIAN HURLEY: Ich glaube, die Bezeichnung „erotischer Thriller“ schafft eine Erwartungshaltung, die der Film nicht erfüllen kann. Und das sollte er auch nicht sein. Unser Film ist ein kleines und sanftes Rätsel, das dazu noch sexy ist. Natürlich wird es spannend, es hat Thrillerelemente, aber es ist eben kein reiferischer Erotikthriller, in dem alle Darstellerinnen und Darsteller nackt vor der Kamera herumlaufen. Verstehen Sie mich nicht falsch, ich liebe solche Filme, und sie haben bestimmt ihre Berechtigung. Doch das sind wir nicht.

Liz, was war Ihre erste Reaktion, als Ihr Sohn Ihnen eine Rolle in einem sinnlichen Krimi mit Herzschlag angeboten hat? LIZ HURLEY: Ich war begeistert. Denn die Rolle gefiel mir sofort. Sie hat Tiefe, und die Aussicht, mit einem Ensemble von jungen Erwachsenen zu spielen, fand ich spannend. Außer mir sind alle Mitte 20. Der Film wurde ursprünglich als gewagter Thriller für Erwachsene vermarktet. Dahinter standen Damian und ich allerdings nie wirklich. Denn es ist ein Film für junge Erwachsene. Es geht auch um romantische Liebe und platonische Freundschaft. Damian hatte die Idee zu der Geschichte als Teenager, nachdem eine seiner Freundinnen sich das Leben genommen hatte. Das hat ihn sehr mitgenommen. Und all die Fragen, die ihn beschäftigten, wollte er in dieser Geschichte verarbeiten. DAMIAN: Den Film zu machen war für mich am Ende eine kathartische Erfahrung.

Liz, ist es nicht doch etwas seltsam, eine lesbische Liebesszene zu spielen, wenn hinter der Kamera Ihr noch relativ junger Sohn als Regisseur steht? LIZ: Wissen Sie, Damian filmt mich, seit ich ihm seinen ersten Camcorder geschenkt habe. Da muss er acht Jahre alt gewesen sein. Für mich war es also völlig normal, für ihn vor der Kamera zu stehen. Erst machte er Fotos, und dann hat

„Ich spielte die böartige Mutter“

Schauspielerin Liz Hurley, 59, hat einen neuen Film, einen „sinnlichen Krimi“. Regisseur: ihr 22 Jahre alter Sohn Damian. Eine familiäre Plauderei.

er damals schon kleine Kurzfilme inszeniert. Er hat mich ständig gefilmt und fotografiert. Auch am Strand im Bikini für meine Bademode-Kollektion; er war ja sowieso da, er fotografiert ausgezeichnet, und so haben wir das Geld für einen Fotografen gespart. Wir fanden es kein bisschen seltsam. Erst als wir die Reaktionen anderer Menschen darauf erleben, fing ich an, noch einmal darüber nachzudenken. Mit meinen Eltern hätte ich so etwas natürlich nie im Leben gemacht. Allein die Vorstellung ist völlig absurd. Aber die hatten auch nichts mit Film oder Kunst zu tun. DAMIAN: Mal ganz abgesehen davon, dass so eine Szene absolut nichts Erotisches hat, wenn 20 haarige, schwitzende Männer um dich herumstehen, um zu beleuchten oder den Ton aufzunehmen. LIZ: Und ehrlich gesagt, drehe ich solche intimen Szenen lieber mit Damian als mit einer Regisseurin oder einem Regisseur, denen ich nicht so hundertprozentig trauen kann wie ihm.

Damian, warum ging es in Ihren ersten Kurzfilmen? DAMIAN: Natürlich waren es keine Erotikthriller... (lacht.) Die ersten Geschichten habe ich tatsächlich schon mit acht Jahren geschrieben. Und um die dann zu filmen, nervte ich jedes Familienmitglied, jede Freundin oder jeden Freund der Familie, den ich kriegen konnte. Bestimmt zehn Jahre lang ruinierte ich damit jeden Familienurlaub.

Liz, Ich erinnere mich, dass in den Filmen nie jemand umgebracht wurde. Die Geschichten hatten zwar schon damals diese Thriller-Elemente, aber es waren eigentlich Familiendramen. DAMIAN: Als ich Teenager war, wurden die Filme dann etwas sexier und erwachsener. Und es ist schon etwas surreal, dass ich das jetzt professionell mache. Denn jahrelang hatte ich bei Familie und Freunden nur den Spitznamen „der Diktator“. Für jeden Urlaub packte ich Koffer voll mit Kostümen, Requisiten und Beleuchtung.

Liz, was mussten Sie für „den Diktator“ spielen? LIZ: Häufig die Femme fatale. DAMIAN: Die böartige Femme fatale. LIZ: Stimmt. Oder eine böartige Mutter.

Abgesehen von Ihrer Mutter, wer war Ihre prominenteste Besetzung? DAMIAN: Mein Patenonkel Hugh Grant. LIZ: Mein Ex... DAMIAN: Er war sehr loyal und großzügig. Er opferte sehr viel Urlaubszeit, um sich vor der Kamera von einem Achtjährigen herumkommandieren zu lassen.

Was musste er spielen? LIZ: Einmal spielte er meinen Ehemann. Wir gingen mit Hugh zum Skifahren. Da waren wir schon getrennt, sind aber immer sehr gute Freunde geblieben. Wir landeten also auf dem Flughafen in

Zürich. Damian wollte unbedingt im Flughafen filmen, und wir wurden deswegen beinahe verhaftet, weil wir Hugh mit einem Plastikdolch jagen sollten. Damian filmt sogar im Flugzeug. Hugh kniete nieder und machte mir einen Heiratsantrag. So stand es im Drehbuch. Alle dachten natürlich, es sei ein echter Antrag. Es war köstlich.

Damian, wann hatten Sie zum ersten Mal den Verdacht, Ihre Mutter könnte prominent sein? DAMIAN: Daran erinnere ich mich sogar noch relativ gut. Ich ging damals noch in London in die Vorschule. Das war noch vor Social Media, als der tägliche Kampf mit den Paparazzi noch richtig übel war. Jeden Tag standen da an die 40 Männer mit Kameras, die uns anschnitten und mit Blitzlichtern direkt vor unseren Gesichtern abdrückten. Nach einem besonders zermürbenden Morgen, an dem wir auf dem Weg zur Schule auch noch von Fotografen in Autos gejagt wurden, setzte ich mich mit meinem kleinen Ranzen in den Klassenraum, atmete tief durch und fragte die anderen Kinder: Findet ihr diese Männer jeden Morgen auch so schlimm? Alle sahen mich mit großen Augen an. Keiner wusste, wovon ich rede. Ich dachte, jedem geht es so, und es sei ein weltweites Phänomen, dass Menschen von Kindern, die zur Schule gehen, fasziniert sind.

Die Fragen stellte Christian Aust.

HERZBLATT-GESCHICHTEN

VON JÖRG THOMANN

Sport treibe ich unterbewusst



Die Anzeigenseiten in den Herzblättern werden gefühlt je zur Hälfte bestückt von den Herstellern obskurer Pillen und Kosmetika sowie von „The Bradford Exchange“. Diese Firma stellt zum Beispiel Schmuck mit schwülstigen Gravuren („Unsere Liebe ist für immer“) oder gespenstische Babypuppen her. Ein überraschendes Bradford-Angebot entdecken wir nun in der „Aktuellen“: eine Herrenarmbanduhr, deren Zifferblatt ein Bild der Bismarck zielt. Die Bismarck war ein deutsches Schlachtschiff, dem es im Zweiten Weltkrieg gelang, „den Stolz der britischen Flotte, den Schlachtkreuzer Hood, zu versenken“, wie es in der Anzeige heißt. Anlass für die selbstverständlich streng limitierte Edition sei ihr Stapellauf „vor 80 Jahren“, lesen wir, und die Tatsache, dass dieser 1939 erfolgte, wirft die Frage auf, ob die Armbanduhr fünf Jahre nachgeht. Mit der Hood jedenfalls schickte die Bismarck gut 1400 britische Soldaten in die Tiefe, bevor sie selbst Tage später versenkt wurde. Da werden die Uhrträger beim Betrachten des Zifferblatts gewiss melancholisch. Bei Bradford bestellen kann man übrigens auch Uhren mit Motiven der Tirpitz oder der Jagdflieger Me 109. Noch nicht im Angebot, aber sicher demnächst, sind Gedenkhuhren für V1 und V2 sowie für den Führerbunker. Da nähern sich ja auch immer wieder Jahrestage.

Lieber ist uns Gedenkarbeit, wie sie Victoria und David Beckham betreiben. Anlässlich seiner Hochzeit vor 25 Jahren ist das Paar „Bunte“ zufolge „in die Roben seiner prunkvollen Sause“ von damals gestiegen, und die Kleider, so „Gala“, „passen noch wie angegossen“. Für Normalsterbliche hängen sie die Latte damit hoch; gilt die Challenge auch dann als bestanden, wenn beim Hochzeitsanzug Hemd und Hose nicht zugeknöpft werden? Andererseits scheint uns zumindest der von Victoria gezahlte Preis, 25 Jahre lang täglich gedünsteten Fisch mit Gemüse zu essen, recht stolz. Den Tag gerettet hat uns erst „Frau im Spiegel“, die verrät: „Das Ganze verlief jedoch nicht ohne Pannne: David platzte die Hose, Victoria riss der Reißverschluss.“ Ha!

Mit dem Altern zu hadern scheint Musikant Andreas Gabalier. „Ich habe neulich eine graue Augenbraue entdeckt“, erzählt er dem „Neuen Blatt“, „die habe ich sofort mit der Pinzette entfernt.“ Dieser Schritt scheint uns recht radikal, selbst wenn Gabalier noch eine zweite Augenbraue besitzt. Beim ersten grauen Haupthaar rasiert sich sicher gleich den Kopf. „Natürlich versuche ich auch im Unterbewusstsein mit viel Sport ein bisschen gegen das Alter anzukämpfen“, sagt er dann noch – und wir fragen uns, ob das was bringt, wenn er Sport nur im Unterbewusstsein treibt.

Mit erst 21 Jahren noch ganz jung ist Helena Althof, Model und frisch angetraute Ehefrau des Kunsthändlers Vito Schnabel. „Seine Neue sieht aus wie die Alte“, urteilt „Bild“ und be-

schreibt Althof und ihre Vorgängerin Irina Shayk mit den Worten: „Braune lange Haare, sinnliche Lippen, Schlafzimmerblick.“ Ist ein solcher Blick damit ein unveränderliches Kennzeichen, starrten solche Menschen mit Schlafzimmerblick auch auf ihre Firmenrechner – so wie wir selbst an diesem Morgen, an dem wir noch sehr müde sind? Gibt es auch Wohnzimmer- oder Küchenblicke? „Gala“ übrigens beschreibt Althof wie folgt: „Braune lange Haare, schlanke Figur, äußerst volle Lippen.“ Ist die Neigung, bei Blicken junger Frauen sofort ans Schlafzimmer zu denken, womöglich eine berufsbedingte Degeneration von „Bild“-Redakteuren?

Stefan Mross, wie wiederum „Bild“ berichtet, „hat sich und seiner Freundin Eva Luginger (36) ein neues Wohnmobil zugelegt – schon sein fünftes in Folge!“ Wohnmobile wechselt Mross offenbar noch schneller als seine Frauen. 1,2 Millionen Euro kostet das neue Gefährt, das Mross als Markenbotschafter aber nicht selbst kaufen musste: „Ich müsste viertel auf die Welt kommen, um mir dieses Wohnmobil selbst leisten zu können“, sagt er. Nun, Platz wäre in dem zwölf Meter langen Auto genug, allerdings könnten die zusätzlichen kleinen Mrosse sich ja nicht sofort am Broterwerb beteiligen, sondern müssten im Gegenteile erst mal gefüttert werden.

Pessimistisch in die Zukunft blickt Roland Emmerich, für den Liebesfilm „in unserer Welt keinen Sinn mehr“ ergeben, wie der Regisseur in „Bunte“ klagt. Stattdessen kündigt er



Noch mit beiden Augenbrauen: Andreas Gabalier. Foto: Rosa Burczyk

ein Werk über Klimaflüchtlinge an: „Da werden Abermillionen von Menschen auf uns zukommen, und das Resultat wird ein politischer Rechtsruck sein.“ Einen solchen Rechtsruck haben wir eigentlich längst erlebt. Unsere Hoffnung: Wenn man immer weiter nach rechts rückt, landet man am Ende wieder links. Hat in Frankreich ja auch gerade irgendwie geklappt.

Emmerichs These vom Ende der Liebe wird traurigerweise bestätigt vom einstigen Spice Girl Mel B: Sie und ihr Ex, weiß „Bunte“, lassen sich Gerichtspapiere heute „per Drohne zustellen“. Hoffentlich lassen sie es nicht noch weiter eskalieren und schicken einander die Schreiben mit der Hood und der Bismarck zu.

QUADRATORTUR NR. 1074 – 13./14.07.

WAAGERECHT: 1 Hat den Erstaufstieg, umso festspielreicher, rollen Cannes wie Venedig dafür Rotteppiche aus (12) 12 Schmelzmassenhaft für Zweck- und Schmucksachen, im Zusammenhang eher oberflächlich bekannt (5) 13 Wo in Ägypten einst 'n General wüstenfuchtelgleich der Eindringling und Umkehrer ward (7) 15 Schiebt Gärtner Schaufelschicht bei, macht es ihm tief gehend mühsam (8) 16 Unter Nippons Schlank-Nudeln die dickste Deern, schon in gewisser Pseudonymgesellschaft! (4) 17 Womit Würdinnen-Insitieren binnen Sekunden geantwortet wäre (5) 18 Beispielsweise mal wie die frühformale EU, ecce! (Abk.; 2) 19 Klare Strachessache, welche Insellösung eh nicht gerade von Balearen-Artigkeit zeugt... (5) 22 Stillt kernkonzentriert Italias Energiegier, in ihr eigener Wenigkeit! (Abk.; 3) 23 Wer die Mythen-Welt mal auf die leichte Schulter nahm – aber Chuck Norris schultert ihn in Allerleichtigkeit! (5) 24 Legendär, wie der erste Marathonläufer nach Athen und dort wieder zu ... kam, um zu rufen: Nenkikamen – wir haben gesiegt! (4) 26 Di davor, da guckste in die Röhre, beim lexikonkonventionellen Stichwort (5) 27 Hat russennamentlich seinen Sonnenauf-

gangsklang (7) 29 In der Schriftstellerstellung alle bezüglichen Werke in Anhänglichkeit (3) 30 Propaganda? Da haben wir den Salat – in reinsten Indoktriniermanier! (9) 32 Sind der globalen Mode am sichtbarsten unterworfen, wirft Harry-Fans um, wenn

und wie der all seine extravagantem onstage präsentiert! (6) 34 Oberdeutsch im Unterarm, was sie in France ja so ausmacht... (4) 35 Du nu wieder, en España, wie's dir schon im alten Rom zustand (2) 36 Heimatkundlicherer Merckvers: In die Eider, ei der Daus,

da strömt sie sich letztlich aus! (6) 39 Ob nu Obdach oder Unterkömmlichkeit – Hauptsache die, gilt eben auch in Italien... (6) 42 Bogle mal als Stadiogänger: Ein Hot Dog während des Spiels schlägt so eins im Ritz (9) 45 Bei & in ihr ist durchaus teufliche Fliegenkost angesagt (3) 46 Mit ihr kann man sich im Walde nicht übers Benemen ins Benemen setzen (3) 47 Gebe Licht – das ergibt ja anders und einwortig, wie Sonne Salzwasserhaar zurücklässt... (9) 48 Sind so aus Kasein gelöste Diaminohexansäuren, also C₆H₁₄N₂O₆, oder so was Aminosäuerliches (6) 49 Was salopp jeder Steiner-Gläubiger ist, so ohne Posoph, fast wie Mensch, als hellenischer! (6)

7 Nach der vielseitigen Coco Chanel: Einfachheit ist der Schlüssel für das wahre Solche! (8) 8 Anatolienzentrum des Sultaninhandels am Gediz, das mit seinem palindromischen Asinam-Namen? (6) 9 Sie straßenbahnd den sicheren Weg, so'n Induktive Meldeübertragung, kurzum! (3) 10 Wäre Reisenden vornehmlich iberischer Fluss, reißend oder nicht – wäre für

Was Wehmutvalencianer schon mal im Knopfloch hat, in el ojo zumalen ...

Reiser sel. vorweg heißend wie? (3) 11 Höchst inselauischpunktuell der Nabel Siziliens (4) 14 Will jeder Verleger nachgerade, darf zuvor Manuscripte nie verlegen! (engl.; 4) 20 Neudeutscher Kampf, geben Dengliche das Challenge-Go für... (6) 21 Von frühen Antirömern aus Nahost einer, sich als wahrer Gottesrechtswahrer des Judentums sehend (5) 25 Perfektionierte einst Boccherini für barockere Tanzbeine, wie mit dem legendärsten quintetto per archi op. 11, n. 5 in mi maggiore, ecco! (ital.; 8) 28 Eilandje aus pommerndeutscher Bodden-

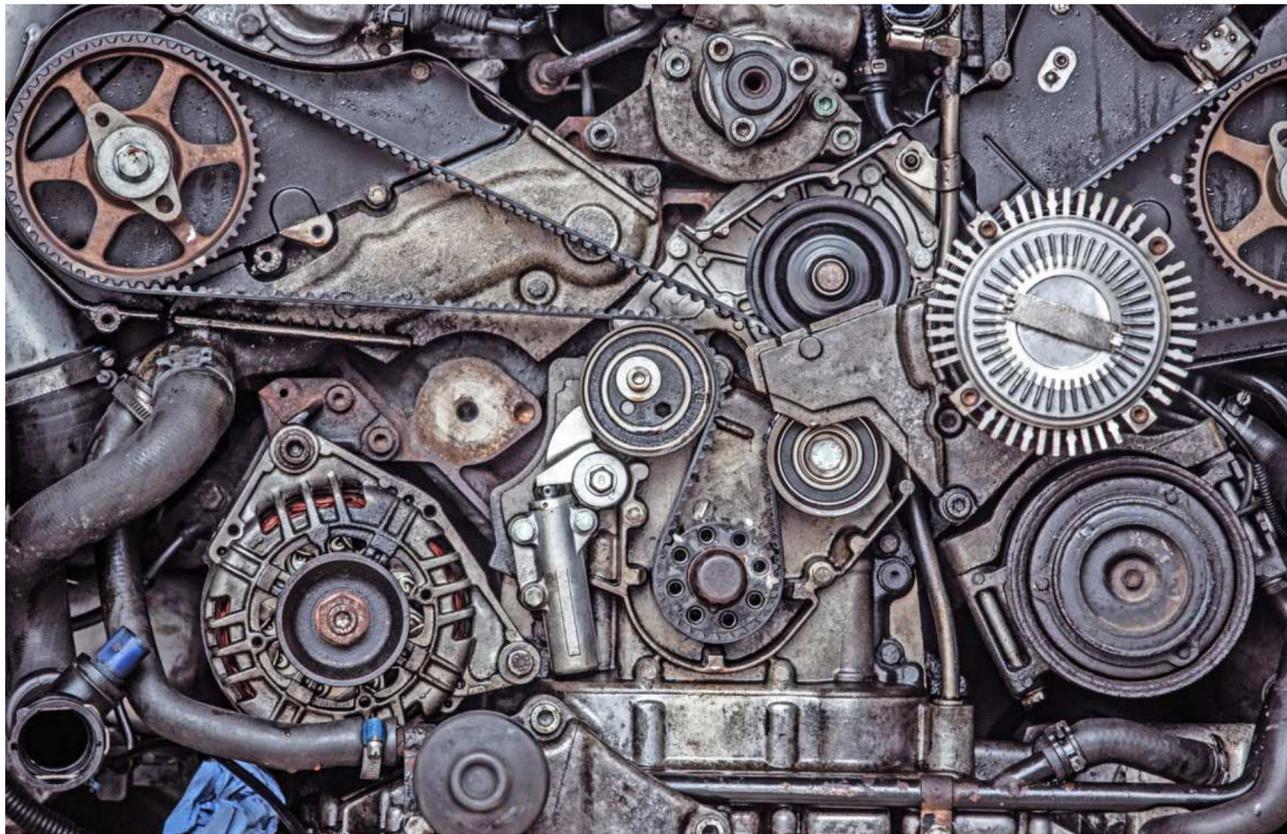
gend (3) 29 Ist der sternferne Leib, der unsere im Kern fernbeleuchtete Seele erst erweht, sagt so einer wie Steiner (6) 30 Die bingedrinking Brits so pubpopulär sortenreich weglicheln, sind letztlich nur was Triviale... (4) 31 Sind ja so Zwischenräumesäume – bäume, die lustwandelnden Überlandlustigen beschattend (6) 33 Unter den Irendichtern nach William der legendärste Butler... (5) 37 Wohin frühe Rockclubgänger pilgerten am Sunset Strip, und die Music dazu kam von Bryan Ferry & Co?! (4) 38 Hat für dat, wat im Watt wurmt, an Wassersäulenlast dat Geringste, sichtbar an Schwebbestandteilen... (4) 39 Unter den Ärzten der Schlagzeugende, für E-Musiker ja der mit der ungarngarnierten Klangwelt (Vorn.; 4) 40 Steht auf der Fingerbreite im dictionary, gibt es sogar im Meerschweinchenformat! (4) 41 Sagte sich 1913, ich ...' mal in die Quanten-Physik, ward dafür 1922 benobelt (4) 43 Mal May West als Femme fatale: So viele Männer vor meiner Tür? Schickt einen nach Hause, ich bin müde! (engl.; 3) 44 Passt schon, im Englischen, wird schon, im Neudeutschen, wer fleißig sportet! (3) 47 Wohinter sich jedes Goethe-Institut versteckt, wird auch in Gießen deutlich (Abk.; 2) up.

AUFLÖSUNG DER LETZTEN QUADRATORTUR

WAAGERECHT: 1 Gewinnmargen 12 Elabotar 14 (wie in Bildungsspic-hero-rdnung) Hero (und Leander) 15 (ein) Jasager 17 tolle 18 Ast (in Flor-ast-ückchen) 19 (sog.) Bonvivant 23 (sog.) Untände (als Slang U-n-f-a-d-e-l) 25 (4x) sogar 26 (das) Linke (in Jandis Lechts-Rinks-Spöttelei) 28 Eloge 30 G.O. (für George Orwell, mit „1984“) 31 (bibl.) Jakob und Esau 32 (ein sog.) Proselyt (als Anagramm aus „P-i-o-s-s-l-e-l-y“) 35 Eckstoss 38 Lift 40 (2x) Ahab + (Melvilles „Moby-Dick-Jäger“) Ahab 42 (Wahl-)Urne (fast am Ende von Wahlkampf-To-urne-en) 44 (engl. to flee) 45 (Bills Extrau) Melinda (Gates) 47 (ein sog. Internet-)Troll 48 „ent(liebt)en“ + Ent(scheidung) 49 Boa (constrictor) 51 (ein) Teezie 53 (das) Soziale 54 (zu) „Nimm“

SENKRECHT: 1 Gejaule 2 elastisch (als Anagramm S-t-i-l-s-a-c-h-e) 3 (2x) Wastl 4 i.B. (in We-i-lichen) 5 (sog.) No-gol-Area) + (ein) No-Go 6 (Comics/Filme im) „Marvel“-Universum) 7 (mytholog.) Attis 8 (das Rhinoceros beginnt mit dem griech. Buchstaben Rho (in Über-rho-theit) 9 Gelage 10 (in Balladenver-erl-auf-barung: Goethes „Erl(könig)“) 11 „noe“ 13 (to) render (als Anagramm aus R-e-d-d-e-r-e) 16 Abakus 20 (2x) vogelfrei 21 (Imre) Nagy 22 Trottelei 24 (rom.) Neptun 27 N.A. (Nadine Angerer, legendäre DFB-Torhüterin i.R.) 29 Osseten (in B-osse-Ten-er) 33 (für „Operating System“) 34 (Liselotte) „Lilo“ (Pulver) 35 (Designer-Paar Charles & Ray) Games (wie in T-Team(s)-kalation) 36 (Ex-Fußballer Manfred „Manni“) Kaltz (und Horst Hrubetsch) 37 (trad.) Ordal (sog. Gottesurteil) 39 (katzentartig) felin (Anagramm aus F-i-l-i-n-e) 41 (sog.) Bibi + „Bibi (Blockberg“) 43 (Spitzen) Nate 46 (ital.) Enoteca 50 DA (Open Access) 52 N.N. (Wele Neuhaus)

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11
12					13				14	
15								16		
17					18		19	20		21
22			23					24		25
26						27			28	
29								30		31
32			33							35
36	37					38	39		40	41
42					43				44	45
46						47				
48							49			



Doch kein altes Eisen.
Foto Getty

Der Verbrenner lebt länger

Das Elektroauto setzt sich langsamer durch als gedacht. Jetzt besinnt sich die Autoindustrie auf den Verbrenner. Ausgerechnet China geht voran.

Von Marcus Theurer

Ende Mai wurde in London ein Unternehmen gegründet, dessen Geschäftszweck noch vor Kurzem als wenig zukunfts-trächtig gegolten hätte. Doch plötzlich scheint es wieder ziemlich gut in die Zeit zu passen. Die Horse Powertrain Limited entwickelt und fertigt nämlich im großen Stil Verbrennungsmotoren und Getriebe für Autos. Fünf Millionen Benzin- und Diesellaggregat will das Unternehmen jährlich bauen und damit ein weltweit führender Hersteller werden.

Horse ist ein Gemeinschaftsunternehmen der Autohersteller Renault aus Frankreich und Geely aus China, der in Deutschland vor allem als Großaktionär von Mercedes bekannt ist. Die beiden Partner haben ihre jeweiligen Geschäfte mit Verbrennungsmotoren in das Joint Venture eingebracht. Zusammen kommen sie auf einen Jahresumsatz von 15 Milliarden Euro, haben 19.000 Mitarbeiter und 17 Fabriken in Europa, China und Südamerika. Seit Ende Juni ist noch ein weiterer Investor an Bord: Der weltgrößte Ölkonzern Saudi Aramco kaufte 10 Prozent der Anteile.

Das Timing für die Firmengründung ist ziemlich perfekt, denn der Verbrennungsmotor wird im Auto womöglich länger gebraucht als noch vor nicht zu langer Zeit erwartet. Die Ernüchterung ist jedenfalls groß in den Chefetagen der Autoindustrie. Die Elektroautos, in die die Hersteller viele Milliarden investiert haben, verkaufen sich schlechter als erhofft.

Von einer „Rückkehr des Verbrennungsmotors in Europa“ spricht der Automarktanalyst Matthias Schmidt. Totgesagte leben länger, sagt das Sprichwort. Die Elektromobilität hat dagegen derzeit bei den Kunden einen schweren Stand. „Wir haben gerade den Peak der Elektroauto-Aversion erreicht“, sagt Patrick Hummel, Automobilexperte der Großbank UBS. Und Stefan Hartung, Chef des weltgrößten Autzulieferers Bosch, mahnt diese Woche im F.A.S.-Interview zu „Demut vor dem Konsumenten“: Am Ende entschieden die Kunden, ob sie jetzt zum E-Auto wechseln – oder eben nicht.

Andererseits wächst der Handlungsdruck beim Klimaschutz im Straßenverkehr. Wenn die Bürger einfach weiter mit Benzin und Diesel fahren, werden die Klimaschutzziele kaum zu erreichen sein. In Deutschland ist kein Sektor so weit weg vom Klimaschutz-Zielpfad wie der Ver-

kehr. Von 100 in Deutschland zugelassenen Autos sind bislang 94 Verbrennerfahrzeuge – und die schlucken auch noch immer mehr Sprit: Der Durchschnittsverbrauch von Neuwagen ist heute höher als vor zehn Jahren.

Erschwerend hinzu kommt, dass die Bundesregierung Ende 2023 aus Geldnot die staatlichen Kaufzuschüsse abrupt beendet hat. Im ersten Halbjahr sind daraufhin die Verkaufszahlen in Deutschland um 16 Prozent gesunken, während der Absatz von Autos mit Benzin- und Dieselmotoren wuchs. Das E-Auto sei in Deutschland „erfolgreich kaputtgeredet“ worden, sagt sarkastisch ein Vertreter eines deutschen Herstellers. Dass es auch anders geht, sieht man zum Beispiel in Frankreich und Großbritannien, wo sich die Elektrofahrzeuge besser verkaufen.

Die Hersteller wurden kalt erwischt von der E-Auto-Flaute. Die VW-Tochter Audi kündigte diese Woche die mögliche Schließung einer Elektrofabrik in Brüssel mit 3000 Mitarbeitern an. Es wäre die erste Werkschließung im Volkswagen-Konzern seit 36 Jahren. Und bei der Kernmarke VW fallen im Werk Zwickau 1000 Jobs von befristet beschäftigten Mitarbeitern weg. Dort wird das Kompaktdesign ID.3 gebaut. Stark abhängig vom E-Auto sind auch die VW-Fabriken in Emden und Hannover. Insgesamt kommen die drei Werke auf rund 30.000 Mitarbeiter.

Die Autofahrer bleiben ihren Benzinern und Dieselfahrzeugen länger treu als erwartet. Genau darauf zielt das Geschäftsmodell des neuen französisch-chinesischen Motorenherstellers Horse ab.

„Es gibt keine Wunderwaffe, um nachhaltige Mobilität zu erreichen“, heißt es auf der Firmenhomepage. Das batterieelektrische Auto allein werde den Straßenverkehr nicht klimaneutral machen. Horse fertigt auch Verbrennungsmotoren für Hybridautos, also für Wagen, die teils elektrisch, teils mit fossilen Brennstoffen fahren. Auch sogenannte „Range Extender“ zählen zur Modellpalette. Das sind Verbrennungsmotoren, die in E-Autos wie ein Notstromaggregat einen Generator antreiben. Sie ermöglichen kleinere Batterien und größere Reichweiten. Horse will außerdem „ein Pionier“ beim Antrieb von Verbrennungsmotoren mit klimaschonenden Synthetik-Treibstoffen (E-Fuels) auf Wasserstoffbasis sein. Zu den Abnehmern der Motoren zählen neben Renault und Geely auch die

japanischen Hersteller Mitsubishi und Nissan.

Es ist nicht so, dass die Automanager grundsätzlich am Elektroauto zweifeln, schon allein deshalb nicht, weil sie bereits so viel Geld in diese Technologie investiert haben. „Langfristig wird sich das E-Auto durchsetzen – und das ist mit Blick auf die Klimaziele aus meiner Sicht auch gut und richtig so“, stellt Bosch-Chef Hartung klar.

Der Autzulieferer erwartet, dass 2035 jeder zweite Neuwagen auf der Welt voll-elektrisch sein wird. Aber der Wechsel kommt eben nicht geradlinig, es gebe auch mal Rückschläge. Hartung spricht von einem „Wellental“, das die Branche gerade durchleide. Das E-Auto ist auch keineswegs überall auf der Welt zum Ladenhüter geworden. In China, dem größten Auto-markt der Welt, floriert das Geschäft. In den USA ist das Bild gemischt: Der Marktführer Tesla schwächelt, Ford und GM melden satte Zuwächse.

Aber insgesamt ist der Wechsel zum E-Antrieb schwieriger als gedacht. „Wenn man einmal ein E-Auto gefahren ist, dann will man nicht wieder zurück“, hat VW-Chef Oliver Blume vergangenes Jahr noch versichert. Doch eine Umfrage der Unternehmensberatung McKinsey unter 30.000 Autofahrern in 15 Ländern zeichnet ein anderes Bild. In Deutschland will demnach jeder vierte E-Auto-Fahrer beim nächsten Autokauf wieder einen Verbrenner in Betracht ziehen. Vor allem hohe Unterhaltskosten und fehlende Ladesäulen werden als Gründe angeführt. In den USA ist sogar fast jeder zweite Käufer enttäuscht vom E-Auto.

Die Autohersteller hatten sich das eigentlich anders vorgestellt. Beispiel Mercedes: Im Juli 2021 verkündete Konzernchef Ola Källenius seine „Electric Only“-Strategie. Bis Ende des Jahrzehnts werde die Marke mit dem Stern auf allen Märkten, wo dies möglich sei, nur noch E-Autos anbieten, lautete die Ansage des Schweden. Doch dieses Jahr musste Källenius einen Rückzieher machen, weil die Verkaufszahlen seiner Elektromobile hinter den Erwartungen zurückblieben. In Interviews spricht Källenius nun wieder über „elektrifizierte Hightech-Verbrenner“, gemeint sind Benzinmotoren mit ergänzender E-Maschine. Die Investitionen in den Verbrenner kürzt Mercedes nun weniger stark als vorgesehen.

In der EU soll 2035 der Verkauf von Neuwagen mit Verbrennungsmotor ver-

boten werden. Das zumindest ist der bisherige Zeitplan der EU-Kommission, den Brüssel 2026 nochmals prüfen will. Eine Aufweichung wird immer wahrscheinlicher. „Wir müssen sehr sorgfältig schauen, wie das machbar ist. Augen zu und durch ist keine Option, der Erfolg hat Vorrang“, sagt Andreas Rade, Geschäftsführer Politik des Verbands der Deutschen Autoindustrie.

Auch die industriellen Folgen müssten berücksichtigt werden, fordert er. Insbesondere die deutschen Autzulieferer bräuchten Zeit für die Umstellung. „Wenn wir das Ziel 2035 auf Biegen und Brechen erreichen wollen und hinterher keine Zulieferindustrie mehr haben, ist nichts gewonnen“, sagt Rade.

Durch die Branche geht nun ein Riss: VW-Chef Blume will am Verbrenner-Ausstiegstermin festhalten, ebenso Carlos Tavares, Chef des Multimarkenzerns Stellantis, zu dem unter anderem Fiat, Opel und Peugeot gehören. BMW-Lenker Oliver Zipse hält den Plan für ein Verbrenner-Aus dagegen für „naiv“.

Hat sich die EU also verrannt mit ihrem Countdown zum Verbrenner-Ausstieg? Der Motorenforscher Stefan Pischinger findet, dass China es besser macht als Europa. „Es ist beeindruckend, wie stark sich das Elektroauto in China durchsetzt“, sagt der Maschinenbau-Professor an der RWTH Aachen. „Aber dort gibt es keine Diskussion über ein Verbrenner-Aus, und die Chinesen gehen den Umstieg technologisch an.“ Das asiatische Riesenreich ist längst zum globalen Leitmarkt der Elektromobilität geworden. Mehr als die Hälfte aller E-Autos auf der Welt sind in China unterwegs. Einschließlich Hybridautos ist der chinesische BYD-Konzern der mit Abstand größte Hersteller der Welt.

China sei zwar das Weltzentrum der Elektroauto-Revolution, sagt Pischinger. Aber das heiße noch lange nicht, dass die Chinesen den Verbrennungsmotor abgeschrieben hätten. Auch deswegen nicht, weil dort der Markt für Hybridfahrzeuge boomt. Und diese haben nun mal auch einen Verbrennungsmotor unter der Haube. „China treibt die Weiterentwicklung des Verbrenners sehr stark voran“, sagt Pischinger. „Dort wird heute stärker in die Zukunft des Verbrenners investiert als in Europa.“ Der Motorenexperte aus Aachen berichtet von einem großen Interesse

chinesischer Kunden an Forschungsaufträgen zum Verbrennungsmotor.

Ein strategisches Hauptziel der chinesischen Verkehrspolitik sei es, die Abhängigkeit von Öl- und Gasimporten aus dem Ausland zu verringern, sagt Jochen Siebert, der Gründer des Beratungsunternehmens JSC Automotive in Shanghai. In erster Linie deshalb hat die Regierung in Peking schon 2009 begonnen, den Aufbau einer eigenen E-Auto-Industrie zu fördern. Aber China forciert auf niedrigerem Niveau auch schon seit Langem den Einsatz alternativer Kraftstoffe für Verbrennungsmotoren. So wird in China Methylalkohol (Methanol) als Treibstoff für Autos und Nutzfahrzeuge erprobt.

Mit Klimaschutz hat das bisher nichts zu tun, denn das Methanol wird vor allem durch Kohleverflüssigung hergestellt, eine Methode, auf die im Zweiten Weltkrieg bereits Nazi-Deutschland setzte. Die Herstellung von klimaschonendem „grünen“ Methanol mithilfe von erneuerbarem Strom ist dagegen noch weitgehend Zukunftsmusik.

Der China-Fachmann Siebert prognostiziert, dass in dem asiatischen Land auf sehr lange Sicht, in vier Jahrzehnten, 40 Prozent der Autos mit strombasierten synthetischen Treibstoffen und Verbrennungsmotoren fahren werden und nur 25 Prozent mit Elektroantrieb. Eine ziemlich kontroverse These, wie Siebert selbst einräumt: „Die Verbrenner-Fans lieben uns, die Elektroauto-Fraktion hält uns für Spinner und bezahlte Lobbyisten der Ölindustrie.“

Da gerade niemand so recht weiß, wie sich die Verkaufszahlen von E-Autos und von solchen mit Verbrennungsmotor entwickeln werden, sei für die Hersteller vor allem eines wichtig, sagt der Autoexperte Felix Kuhnert von der Unternehmensberatung PwC: „Flexibilität ist jetzt Trumpf.“ Wer wie VW in Zwickau schon Werke komplett auf E-Autos umgestellt hat und viel Geld in eigene Batteriezellfabriken investiert, der hat es schwer. Fahrzeugplattformen und Fabriken müssten möglichst sowohl für Elektro- als auch für Verbrennermodelle ausgelegt sein, sagt auch der UBS-Fachmann Hummel. „Wir müssen uns von dem Gedanken verabschieden, dass man eine Art Zehnjahresplan für den Wechsel zum E-Auto aufstellen und den dann abarbeiten kann. Das funktioniert nicht.“

EIN BALANCE-AKT



DIE KOSTEN SIND EGAL

VON BETTINA WEIGUNY

Wäre ich jung, würde ich eine Fahrschule eröffnen. Und dann Mondpreise verlangen wie der Fahrtrainer unseres Jüngsten. Der Teenager saß noch kein einziges Mal am Steuer, da hatten wir der Fahrschule schon mehr Geld überwiesen, als der Führerschein der Schwestern insgesamt gekostet hat. Und natürlich wird immer schön im Voraus bezahlt. „Nette Fahrschüler überweisen 500 Euro – vor der ersten Fahrstunde“, witzelt der Fahrlehrer. Heißt übersetzt: Wer nicht nett ist, bekommt keine Termine.

Jetzt argumentiert die Fahrschule, ihr bleibe keine Wahl, die Kosten seien explodiert. Klar, Benzin war mal billiger, Prüfungsgebühren auch. Andererseits wissen wir alle, dass der Preis mehr mit Angebot und Nachfrage zu tun hat als mit irgendwelchen Kosten, geschweige denn zwingend mit der Qualität. Ein Porsche ist nicht dreimal so teuer wie andere Autos, weil die Karosserie aus Gold wäre, sondern weil die Marke begehrter ist als die chinesischen Neuankömmlinge, die bei der Fußball-EM so viel geworben haben.

Auf eine spannende Parallele bin ich gerade bei der „Frauen“-Ausstellung im Frankfurter Städel gestoßen. Frauen wurde vor hundert Jahren nicht viel zugezählt. Vor allem als Bildhauerinnen. Dafür nämlich bedarf es einer dreidimensionalen Vorstellungskraft, und die besaßen Frauen um 1900 leider nicht. Außerdem war die Bildhauerei eine schwere und dreckige Arbeit, davor wollte man die armen Geschöpfe schützen. Alles gute Gründe, um Frauen bis 1919 vom Kunststudium weitgehend auszuschließen. Nur privat ließ sich was deichseln. Vor allem in Paris, wo die Künstlerinnen – jetzt kommt’s – für den doppelten bis dreifachen Preis an Privatkursen teilnehmen durften, wofür ihnen aber nur die Hälfte der Aufmerksamkeit des Lehrers zustand. Männer bekamen zweimal in der Woche Rückmeldung, Frauen nur einmal. Kosten hin oder her, hier nutzte man die Verzweiflung der Frauen aus, für die es kaum Angebot gab.

Die Geschichte hat indes ein hübsches Nachspiel: Um die Kunstwerke der vergessenen beziehungsweise verkannten Künstlerinnen aufzutreiben, musste das Museum nun mehr Geld in die Hand nehmen als für einen „Blockbuster“ wie Gauguin oder van Gogh. „Aber das war es uns wert.“ Das nenne ich späte Rache.

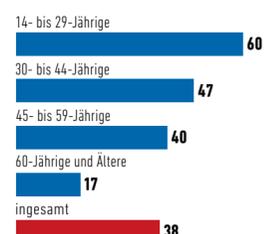
VOLKES STIMME

POPULÄRE PODCASTS

INSTITUT FÜR DEMOSKOPIE ALLENSBACH

Podcasts liegen im Trend: Insgesamt 38 Prozent der Bevölkerung hören sie zumindest gelegentlich. Bei den unter 30-Jährigen sind es sogar 60 Prozent. Aber auch in der Bevölkerung zwischen 30 und 44 Jahren hört knapp jeder Zweite zumindest ab und zu Podcasts. Zu den beliebtesten Themen gehören dabei Gesundheit und Ernährung, Nachrichten und Politik sowie Comedy.

Hören Sie zumindest gelegentlich Podcasts? (in Prozent)



Es werden jährlich über 12.000 Personen befragt, repräsentativ für die Bevölkerung ab 14 Jahre.
Quelle: Institut für Demoskopie Allensbach / FAZ-Gratik.nov.



Wachstum braucht Arbeit

Von Patrick Bernau

Lange gerungen hat die Bundesregierung um Haushalt und Wachstumspaket, das muss man ihr zugestehen. Und doch sind einige Lösungen bemerkenswert simpel gedacht. Damit macht es die Regierung sich selbst zu leicht – und den Bürgern zu kompliziert.

Deutschland fehlt es an Arbeitskraft? Da schreibt die Regierung eben ein paar neue Ausnahmen ins Steuerrecht. Steuerrabatte für qualifizierte Zuwanderer sollen ausländische Arbeitskräfte ins Land locken. Steuerfreie Überstundenzuschläge sollen die Deutschen dazu bewegen, öfter mal mehr zu arbeiten. Das ist ein bisschen zu einfach gedacht.

Denn jede Ausnahme zieht neue Probleme nach sich. Wenn Überstundenzuschläge steuerfrei sind, dann können Tarifpartner die Arbeitszeiten senken und Überstundenzuschläge einführen. Eigentlich will die Bundesregierung mit ihrem Paket ja den Arbeitskräftemangel mildern. Erst mal aber sorgt sie für Mehrarbeit. Da werden Prämien ausgedacht, Tarifverträge umgeschrieben und zusätzliche Überstunden erfasst. Und der Staat verliert eine Menge an Steuern, noch bevor irgendjemand auch nur eine Stunde mehr arbeitet als vorher.

Solche Sonderregeln ließen sich verstehen, wenn die Regierung sich damit bei den Wählern einschmeicheln wollte. Aber das ist hier ja gar nicht so. Für steuerfreie Überstundenzuschläge gab es keine Petition, keine Demo vor dem Reichstag.

Steuerausnahmen für qualifizierte Zuwanderer sind sowieso unbeliebt. Das liegt nicht mal nur daran, dass es um Ausländer geht. Ausnahmen können die Deutschen auch ganz allein ungerecht finden. Das wissen Fitnessstudios, die Neumitgliedern einen Rabatt einräumen, was treue Altmitglieder unfair finden. Wenn es die Regierung den Studios nun leichtert, muss sie sich über den Zorn der Bürger nicht wundern.

Es bringt auch nicht besonders viel. Der Steuerrabatt für Zuwanderer wird irgendwo zwischen 10.000 und 20.000 Euro liegen, einmal im Leben. Das ist nicht wenig Geld, aber es wird wahrscheinlich nicht den Ausschlag geben für eine Lebensentscheidung wie das Auswan-

dern. Damit Deutschland bei qualifizierten Einwanderern beliebt wird, muss eigentlich etwas anderes geschehen: Im Ausland müssen Deutschlands Botschaften und Konsulate auf Zack gebracht werden, damit Visumsanträge schneller bearbeitet werden. Im Inland müssen die Bundesländer die Anerkennung ausländischer Abschlüsse beschleunigen. In den Städten brauchen die Ausländerämter eine Reform, damit umworbene Arbeitskräfte sich nicht morgens um vier Uhr in eine Schlange stellen müssen, ohne zu wissen, ob sie drankommen oder ob sie es am nächsten Tag noch mal versuchen müssen.

Um viel zu erreichen, muss die Regierung es sich schwer machen und nicht leicht. Denn so ist es nun mal in der deutschen Politik der 20er-Jahre: Wirksame Reformen sind schwierig zu verwirklichen. Allzu oft blockiert der Staat sich selbst. Das schränkt die Macht der Regierung ein, und weil sie am Ende zu wenig bewegt, wächst die Unzufriedenheit bei den Wählern. Diese Selbstblockade zu überwinden kostet Kraft. Aber wenn die Regierung das schafft, erreicht sie am meisten.

So ist es auch mit dem Arbeitswillen der Deutschen. Der ließe sich erheblich steigern, wenn das Steuer- und Sozialrecht durchforstet würde. Im Moment wirken Steuern und Sozialleistungen ungünstig zusammen: Bis tief in die Mittelschicht hinein gibt es viele Familien, die von zusätzlichem Bruttoeinkommen netto überhaupt nichts haben. Kein Wunder, dass diese Leute nicht mehr arbeiten, solange der Staat sich nicht an die Arbeit macht.

Von den Ideen der Bundesregierung sind diejenigen noch am aussichtsreichsten, die zwar für die Regierung einfach sind, für den Bürger aber auch: dass arbeitende Rentner künftig keine Rentenversicherungsbeiträge zahlen und auch die Arbeitgeberbeiträge ausgezahlt bekommen. Oder dass die Steuerklassen III und V gestrichelt werden, mitsamt ihrer Verpflichtung zur Steuererklärung.

Das weist den Weg: Die Regierung braucht den Mut zu Reformen, die in erster Linie das Leben der Bürger erleichtern und nur in zweiter Linie das der Minister.

DER SONNTAGSÖKONOM

KLIMASCHUTZ, NICHTS BRINGT

Wenn etwas zu schön ist, um wahr zu sein, dann hat das oft einen einfachen Grund: Es ist nicht wahr. Der verlassene Hühnerstall in der chinesischen Uiguren-Provinz ist so ein Fall. Angeblich sollte anstelle des Stalls eine 80 Millionen Euro teure Anlage stehen, mit der Mineralölkonzerne Treibstoffe klimaschonend produzieren. Sie bekommen dafür Zertifikate ausgestellt und können sich hierzulande die CO₂-Einsparung anrechnen lassen. Das macht den Konzernen das Leben leichter und hilft Deutschland, seine Klimaziele im Verkehr zu erreichen. Auf dem Papier also eine saubere Sache. Schließlich ist es dem Klima egal, ob Treibhausgase auf deutschen Straßen oder in der chinesischen Provinz eingespart werden.

Doch die Sache entpuppte sich bei genauerem Hinsehen als Luftnummer, oder genauer gesagt: als Hühnerstall. Dieses und Dutzende weitere Fake-Klimaschutzprojekte in China sind einer ZDF-Recherche zufolge Teil eines Betrugs, den deutsche Umweltschützer zu spät erkannt haben sollen. Der Schaden durch falsche Zertifikate könnte sich auf mehrere Milliarden Euro belaufen – und auf Millionen Tonnen CO₂, die nur auf dem Papier eingespart wurden. Nicht nur die Autofahrer, die das mit ihrer Tankrechnung finanziert haben, wurden offenbar abgezockt, auch das Klima.

Der Skandal schlug hohe Wellen. Für Umweltministerin Steffi Lemke (Grüne) ist die Sache noch nicht ausgestanden. Was dabei bislang untergegangen ist: Bei den mutmaßlichen Fake-Zertifikaten im Verkehrssektor handelt es sich um Peanuts, vergleicht man das Ausmaß mit dem Versuch der Industrieländer, einen Teil ihrer Reduktionsziele durch zertifizierte Klimaschutzprojekte in Entwicklungsländern zu erreichen.

Dieser Versuch ist nämlich bislang weitgehend gescheitert, nicht durch Betrug, sondern durch eine katastrophal schlechte Umsetzung. Die Idee ist eigent-

Viele Firmen lagern ihren Klimaschutz nach China und Indien aus. Das funktioniert nicht.

Von Johannes Pennekamp

lich gut: Ärmere Länder bauen zusätzliche Windräder, stattdessen Kraftwerke mit Luftfiltern aus und forsten Wälder auf. Industrieländer finanzieren die Projekte und lassen sich die CO₂-Einsparungen in ihrer eigenen Bilanz gutschreiben. Das ist ökonomisch effizient, weil Emissionen in Entwicklungsländern günstiger einzusparen sind als hierzulande.

Um die Idee umzusetzen, wurde im Kyoto-Protokoll 1997 der „Clean Development Mechanism“, kurz CDM, geschaffen. Er wird großflächig genutzt: Die Projekte in armen Ländern, die in den Industriestaaten angerechnet werden können, umfassen nach Angaben des Umweltbundesamtes knapp 2,3 Milliarden Tonnen Kohlendioxid-Äquivalente. Das ist dreieinhalbmal so viel, wie Deutschland im vergangenen Jahr insgesamt ausgestoßen hat. Der Haken daran: Die Rechnung geht fürs Klima nur dann auf, wenn die Windräder, Kraftwerke und Wälder wirklich zusätzlich entstehen. Ansonsten rechnen sich die reichen Länder ihre Treibhausgasbilanzen schön, ohne dass sie die Einsparung eines einzigen Gramms CO₂ bewirkt haben.

Genau das ist offenbar im großen Stil passiert. Schon 2016 bilanzierten deutsche und schwedische Forscher in einem Report, dass bei 85 Prozent der untersuchten Projekte die Wahrscheinlichkeit gering sei, „dass die Emissionsreduktionen zusätzlich sind und nicht überschätzt werden“. Nur zwei von hundert Projekten erfüllten die Anforderungen mit hoher Wahr-

lichkeit. Ein Forscherquartett um den Umweltökonom Raphael Cael (Georgetown University) geht mit einer Veröffentlichung im „American Economic Journal“ nun noch einen Schritt weiter. Die Forscher behaupten, der Anrechnungsmechanismus habe den globalen CO₂-Ausstoß sogar „substanziell erhöht“.

Untersucht haben die Forscher fast 1350 Windkraftprojekte in Indien. Etwa jede dritte Anlage wurde von westlichen Geldgebern mitfinanziert. Sobald sich die Rotorenblätter drehen, dürfen die Betreiber der Anlagen Zertifikate für jede eingesparte Tonne CO₂ an die westlichen Unternehmen verkaufen. Vorgeschaltet ist ein dreistufiger Prozess, der sicherstellen soll, dass die Windräder tatsächlich zusätzlich aufgestellt werden. Das indische Umweltministerium ist an diesem Prozess genauso beteiligt wie eine unabhängige Akkreditierungsorganisation. Als zusätzlich gilt ein Ökostromprojekt dann, wenn es für die Betreiber ohne den Verkauf der Zertifikate nicht rentabel wäre. Dann gäbe es ohne die Zertifikate schließlich keinen Anreiz für den Bau.

Weil dieses Kriterium schwierig zu überprüfen ist und von einer Menge Annahmen abhängt, wählten die Forscher einen anderen Weg, um die Zusätzlichkeit zu überprüfen. Sie fahndeten danach, ob in der Nähe der vom Westen subventionierten Windräder auch Windräder ohne Subventionen entstanden sind – und zwar an Standorten, die objektiv schlechter dafür geeignet waren. Ist das der Fall, folgern die Forscher, könne man davon ausgehen, dass die Windräder auch ohne Subventionen aus dem Westen rentabel seien und deshalb ohnehin entstanden wären. Die Forscher wurden auf ihrer Suche massenhaft fündig. Für mehr als jedes zweite geförderte Projekt „können wir einen anderen nicht subventionierten Windpark aus demselben Bundesstaat und Baujahr nennen, der kleiner und weniger ausgelastet ist und weiter vom Stromnetz entfernt liegt“, fassen die Autoren das Ergebnis zusammen.

Westliche Unternehmen, die aus diesen Windparks Zertifikate gekauft haben, können zu Hause weiter so viel CO₂ ausstoßen wie bisher. Sie tun in ihrer Treibhausgasbilanz aber so, als hätten sie dem Klima geholfen. Für das Weltklima ist das schlecht. Denn ohne die Anrechnung hätten die Unternehmen tatsächlich 28 Millionen Tonnen CO₂ einsparen müssen, errechnen die Forscher. Das entspricht dem jährlichen Ausstoß von sieben Kohlekraftwerken. Betrachte man alle CDM-Projekte auf der Welt, sei der Schaden um ein Vielfaches höher, in Geld beziffert um mehr als eine Billion Dollar.

Für das offenkundige Scheitern des Konzepts machen die Autoren eine Reihe von Gründen verantwortlich. Beispielsweise würden Ministerien in Entwicklungsländern große, ohnehin lukrative Projekte durchwinken, weil sie ihre Klimaziele erreichen wollen. Die unabhängigen Aufseher täten sich zudem schwer damit, die Wunschprojekte aus den ärmeren Ländern abzulehnen.

Die gute Nachricht ist: Die Weltgemeinschaft hat inzwischen eingesehen, dass es so nicht weitergehen kann. Aktuell können sich keine neuen Projekte für das CDM-Programm bewerben. Gearbeitet wird an einem Nachfolgeprogramm, das die bisherigen Schwächen vermeiden soll. Allerdings einigten sich die Staaten auf der Weltklimakonferenz 2021 darauf, einen erheblichen Teil der im CDM-Programm erfassten Emissionen auch in das Nachfolgeprogramm aufzunehmen. Die Forscher mahnen, dabei sehr sorgfältig vorzugehen. Denn sonst ist die Idee, Treibhausgase global und effizient einzusparen, vor allem eins: zu schön, um wahr zu sein.

Raphael Cael, Jonathan Colmer, Antoine Dechezpretre und Matthieu Glachant: Do Carbon Offsets Offset Carbon? American Economic Journal, im Erscheinen.

Marin Cames et al.: How Additional is the Clean Development Mechanism? Öko-Institut 2016.

Was haben mein Lieblingslokal, meine Hausärztin, mein Friseur und mein Ferienhotel gemein? Sie verfolgen mich digital. Sobald ich einen Platz zum Mittagessen reserviere, kommt eine Bestätigungsmail. Freundlich ermahnt sie mich, spätestens einen Tag vor dem Termin zu stornieren, sollte ich verhindert sein. Weil man mir das nicht wirklich zutraut, meldet sich das System am Vortag abermals und zwingt mich, zu bestätigen, dass ich tatsächlich zur Stelle sein würde. Kaum sitze ich im Gasthaus, will man von mir wissen, ob alles okay sei und versucht mich zu Bewertungen auf einer Skala von eins bis fünf zu zwingen. Mein Urteil soll ich abgeben, noch bevor ich einen Blick in die Speisekarte werfen konnte.

Dito verläuft es bei Hausärztin, Hotel und anderen online buchbaren Terminen. Das ist meganervig und außerdem paternalistisch. Können die mich nicht mal in Ruhe lassen? Wir können froh sein, dass unsere Freunde bei Privateinladungen sich solcher Buchungs-, Bestätigungs- und Bewertungssysteme noch nicht bedienen.

Zuweilen kommt es zur offenen Drohung: „Wenn Sie nicht 23 Stunden vor dem Termin absagen, belasten wir automatisch Ihre Kreditkarte mit einem Betrag von 50 Euro!“ Gewiss, die Transparenz des Internets hat der Menschheit mehr Konsumentensouveränität beschert. Ich bin nicht auf die Gurus der Gastrotechnik angewiesen, sondern erfahre, ob es normalen Gästen geschmeckt hat. Meine Stimme als Kunde, Gast, Patient zählt. Der Markt ist für die Konsumenten da.

HANKS WELT

Computer sagt Nein

Keiner will mehr verantwortlich sein.

Von Rainer Hank

Doch nichts ist wahr ohne sein Gegenteil. Am schlimmsten an den automatisierten Systemen ist der eingebaute Verantwortungsdispens. Es wäre abern, mich bei der Hausärztin über die nervigen Erinnerungsmails zu beschweren. Mit ziemlicher Sicherheit weiß sie gar nicht, dass ihre Praxis ein solches System nutzt.

Jüngst hat mir meine Trainerin im Fitnessstudio ein neues Übungsprogramm fürs Krafttraining eingerichtet. Die Übungen nebst Angaben der Gewichte und der Anzahl der Sätze hat sie in die App des Studios eingetragen. Dummerweise kann ich die App nicht öffnen. Meine Trainerin kann mir auch nicht helfen, dafür sei eine „Fremdfirma“ zuständig, deren Support solle ich kontaktieren. Der meldet sich mit Ideen, auf die ich längst

auch schon bekommen war: App neu laden, Passwort ändern, eine andere E-Mail eingeben. Der Support ist eben auch nur eine Maschine. Früher hätte man gesagt: auch nur ein Mensch. Böse sein kann ich keinem Menschen. Meine Ansprechpartnerin im Studio ist genauso hilflos wie ich. Verdammte noch mal, wer hat denn hier die Verantwortung?

Die Entmenschlichung führt geradezu in das Nichts der Nichtverantwortlichkeit. Der britische Journalist Dan Davies spricht vom „Verantwortungs-Ausguss“ (accountability sink). Wir spülen die Haftung einfach hinunter. Das entlastet. Wer will schon Verantwortung für Fehler oder Versagen übernehmen? In meiner Jugend haben wir gesagt, das „System“ (wahlweise des Kapitalismus, Imperial-

mus oder sonst eines Ismus) sei schuld. Heute delegieren wir die Verantwortung, ein Handspiel oder Abseits beim Fußball festzustellen, an den Video Assistent Referee (VAR) und seine Spezialkameras: Automatisierte Regelkonformität gilt als Fortschritt an Gerechtigkeit. Der „echte“ Schiedsrichter wird von der Maschine entmachtet und im Gegenzug von der Angst vor einem Fehlurteil befreit.

Dan Davies führt in seinem Buch „The Unaccountability Maschine“ ein besonders gruseliges Beispiel dafür an, was regelkonforme Verantwortungsabstinenz anrichtet. Die Geschichte spielt im Jahr 1999 und handelt von 440 lebenden Eichhörnchen. Die waren ohne Papiere auf einem KLM-Flug von Peking nach Athen auf dem Flughafen Schiphol in Holland

gestrandet. Dort wusste man mit ihnen nichts anzufangen. Weder dürfen lebende Tiere eingeführt werden, noch war es erlaubt, sie nach Athen weiterzuschicken. Also kamen sie in einen Shredder, mit dem normalerweise Küken in Hühnerfarmen getötet werden. Die Eichhörnchen zu schlachten sei „die menschlichste Art“ der Lösung gewesen, gab die Fluggesellschaft zu Protokoll, nachdem es zu Protesten von Tierschützern gekommen war. Vorschrift ist Vorschrift.

Was hat das mit unserem Thema zu tun? Viel. Das Ende der Geschichte ist grausam, so viel ist sicher. Unsicher ist, wer eigentlich für den Mord an den Tieren verantwortlich ist. Niemand? Das System? Niemand wagte, eine Ausnahme zuzulassen und die Tiere in einen lokalen Tierhandel zu bringen. Er hätte ja Verantwortung übernehmen müssen.

„Es sind nie die Menschen, es sind immer die Verhältnisse“, spottete der antike Philosoph Seneca. Er sei nicht schuld daran, dass nicht mehr Geld im Haushalt zur Verfügung stehe, sagt Finanzminister Christian Lindner: Es sei die im Grundgesetz verankerte Schuldenbremse, die eine höhere Kreditaufnahme verhindere. Es ist der Bankcomputer, der mir einen privaten Kredit verweigert. Tut mir leid, sagt dann der Kreditexperte der Bank. „Computer says no“, lautet eine im Englischen verbreitete Wendung.

Verantwortung zu übernehmen würde bedeuten, von der Regel abweichende Entscheidungen zu treffen und ein Risiko einzugehen. Da ist es allemal bequemer, sich auf die Compliance-Regeln des Hauses zu berufen. „Da kann man nichts

machen.“ Computer sagt Nein, und Künstliche Intelligenz weiß es viel besser als ein einfacher Mensch mit seiner Vergesslichkeit, seinen beschränkten Informationen und seinen Vorlieben und Abneigungen. So hören und lesen wir es doch ständig. Das ist sehr verführerisch.

Um kein Missverständnis aufkommen zu lassen: In einer komplexer werdenden Welt entlasten uns Computer, wenn sie ihre Entscheidungen nach Regeln transparent und ohne Ansehen der Person treffen. Alles selbst und immer im Einzelfall entscheiden zu müssen hätte den Geruch von Willkür, würde uns heillos überfordern und auf keinen grünen Zweig bringen. Andererseits führt die Delegation aller Entscheidungen an regelgesteuerte Maschinen zur Abschaffung von Haftung und Verantwortung.

Individuelle Haftung ist das Grundprinzip der Sozialen Marktwirtschaft: Wer den Nutzen hat, muss auch für den Schaden geradestehen. Wird dieses Prinzip suspendiert, sind Krisen und Zusammenbrüche nicht weit. Die Finanzkrise des Jahres 2008 war eine typische Krise der Verantwortungslosigkeit. Keiner wollte es am Ende gewesen sein. Gekniffen waren die Sparer weltweit. „Der Markt wird es richten“, ist eine gefährliche Anonymisierung: Es sind immer Menschen aus Fleisch und Blut, die miteinander Verträge eingehen.

Alles dem Computer zu überlassen nervt, führt in die Unmündigkeit und mündet in die kollektive Verantwortungslosigkeit. Daraus folgt: zuweilen Ja sagen, obwohl der Computer Nein sagt. Dazu braucht es Mut.



Herr Hartung, der Umsatz von Bosch bröckelt, Ihr Renditeziel mussten Sie nach hinten schieben. Was macht Ihnen gerade am meisten Sorge in Ihrem Unternehmen?

Wir haben schon letztes Jahr festgestellt, dass sich die Märkte anders entwickeln als erwartet, gerade auch, was die Transformationsthemen angeht. Wir sehen hier zwei Effekte: In unserem Heizungsgeschäft gab es 2023 eine Übernachfrage nach Wärmepumpen. Es war absehbar, dass das Geschäft dieses Jahr unter Druck kommen würde, hoffentlich wird sich die Nachfrage zum Jahresende hin erholen. Wir sehen eine gewisse Stabilisierung, das ist schon mal sehr erfreulich.

Eine Transformation findet auch im Autogeschäft statt, das zwei Drittel des Bosch-Umsatzes ausmacht.

Im Automarkt verschiebt sich die Nachfrage zuletzt vom rein elektrischen Fahrzeug hin zu Hybridmodellen. Und die weltweite Nachfrage nach Autos schwächte sich im bisherigen Jahresverlauf weiter ab. In Deutschland bleibt der Abstand zum Vorkrisenniveau weiterhin hoch, trotz des jüngsten Anstiegs der Pkw-Registrierungen im Juni. Bei den schweren Nutzfahrzeugen sehen wir aktuell sogar einen Rückgang.

Ihre Geschäfte mit Hausgeräten und Elektrowerkzeugen stocken ebenfalls.

Wir sehen leider allgemein eine starke Eintrübung des bauabhängigen Konsums, der auch uns trifft. Insgesamt gesehen sind wir bei Bosch in einer Situation, die wir in den vergangenen Jahrzehnten selten hatten: Unser Unternehmen ist ganz bewusst sehr breit aufgestellt über viele Produkte und Märkte – aber aktuell gibt es fast überall Probleme bei der Nachfrage.

Dabei ist Bosch darauf programmiert, Flaute in einem Bereich durch gute Geschäfte in anderen auszugleichen.

Ja, normalerweise sind die Geschäftszyklen nicht so gleichläufig wie jetzt. Wir sind in einer außergewöhnlichen Situation, und das bedeutet: Wir müssen kämpfen und uns jeden Zentimeter Raum erarbeiten, um trotzdem zu wachsen. So kommunizieren wir das auch unseren Mitarbeitern gegenüber.

Sie streichen 7000 Arbeitsplätze, davon 3200 in der Autosparte. Kommt da noch mehr?

Niemand baut gerne Stellen ab, denn das tut weh, und damit verliert man auch Potential. Es geht dann immer um Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die im Unternehmen etwas leisten. Aber wenn kein Wachstum da ist in den Märkten, muss man seine Wettbewerbsfähigkeit auch durch Kostensenkungen stärken.

Reicht der beschlossene Stellenabbau?

Dass es keinen weiteren Handlungsbedarf gibt, kann niemand mit Sicherheit sagen. Auch nicht kurzfristig?

Selbst auf Sicht von ein bis zwei Jahren kann ich keine festen Zusicherungen machen. Dafür ist die Marktentwicklung zu unsicher. In jedem Falle werden wir dies weiter so sozialverträglich wie möglich gestalten.

Bosch gehört einer Stiftung, Sie konkurrieren aber mit börsennotierten Unternehmen, die sich am Kapitalmarkt Investitionsmittel beschaffen.

Können Sie da auf Dauer mithalten? Wir haben eine hohe Eigenkapitalquote und sind sehr gerne ein Stiftungskonzern. Denn dadurch können wir unseren Gewinn größtenteils im Unternehmen behalten und reinvestieren. Wir wollen uns kraftvoll weiterentwickeln, und dafür sind

„Wir müssen kämpfen“

Bosch-Chef Stefan Hartung schwört den Elektrokonzern auf schwierige Zeiten ein und kritisiert das Verbrennerverbot.



Stefan Hartung, 58, ist seit 2022 Vorsitzender der Geschäftsführung der Stuttgarter Robert Bosch GmbH.

Foto Verena Müller

wir im Kern ausreichend mit Kapital versorgt. Gleichzeitig müssen wir dafür aber ausreichend Gewinn machen.

Die von Ihnen für nötig erachtete Umsatzrendite von 7 Prozent erreicht Bosch bislang nicht.

Wir haben in den letzten Jahren unsere Forschungs- und Entwicklungsausgaben stark gesteigert. Das schmälert erst einmal die Rentabilität, aber das sind Investitionen, um auch in Zukunft Gewinne zu machen. Wir sind als Unternehmen deutscher Meister bei den Patentanmeldungen. Die 7 Prozent Rendite behalten wir fest im Blick, damit wir uns diese Aufwendungen und auch notwendige Zukäufe leisten können.

Sehen Sie Bedarf und Chancen für größere Übernahmen?

Chancen für Zukäufe gibt es immer auf der Welt. Wenn es passt, sind wir auch nicht abgeneigt. Die Zukunft wird zeigen, was machbar ist.

Haben Sie Interesse an einer Milliardenübernahme des US-Hausgeräteherstellers Whirlpool, wie kürzlich berichtet wurde?

Spekulationen kommentieren wir grundsätzlich nicht.

Bosch ist seit Langem der weltgrößte Autozulieferer. Aber der chinesische Batteriespezialist CATL hat Sie fast eingeholt. Ist Bosch bald nicht mehr die Nummer eins?

Wenn Sie die Batterieproduktion mitzählen, dann kann das passieren. Bosch ist nicht im Batteriegeschäft, und wir werden da auch nicht reingehen, deshalb werden wir das auch gelassen verfolgen. Das wäre eine Konsequenz unserer strategischen Ausrichtung.

Europa ist in der Batterietechnik für E-Autos in eine Abhängigkeit von chinesischen Lieferanten geraten. Auch deshalb, weil heimische Firmen wie Bosch das neue Geschäftsfeld gescheut haben?

Jedes Unternehmen muss für sich selbst entscheiden, welcher der richtige Weg ist. Es kann nicht das Kernziel von Unternehmen sein, europäische Abhängigkeitsprobleme zu lösen. Unternehmen müssen ihr Geschäft erfolgreich betreiben. Ja, die Versorgung mit Batterien für E-Autos mag in Europa ein politisches Thema sein, aber ich bin überzeugt, Bosch hat das damals für sich richtig entschieden. Das finanzielle Risiko war zu hoch.

Bosch und andere Unternehmen haben sehr viel Geld in das E-Auto investiert, aber die Verkaufszahlen sind unerwartet schwach. Was folgt daraus für Bosch?

Dass man immer Demut haben muss vor dem Konsumenten. Der trifft nämlich seine Kaufentscheidung völlig eigenständig. Und im Moment ist es so, dass viele Konsumenten sagen: Nein, ich möchte statt eines E-Autos ein anderes Fahrzeug kaufen. Das heißt nicht, dass es diesen Pfad hin zur Elektromobilität nicht mehr gibt. Den gibt es nach wie vor. Langfristig wird sich das E-Auto durchsetzen – und das ist mit Blick auf die Klimaziele aus meiner Sicht auch gut und richtig so. Aber dieser Wandel kommt nicht linear, sondern in Wellen. Und jetzt sind wir eben im Wellental.

Und wie reagiert Bosch im Wellental? Kämpferisch! Mit besseren Technologien und besseren Produkten.

Wann werden Sie mit dem E-Auto Geld verdienen?

Wir haben in diesem Feld Geschäfte, die werfen jetzt schon Ertrag ab und wachsen

dynamisch. In anderen Bereichen wird das noch etwas dauern. Aber in den nächsten Jahren wird das Elektroauto für uns ordentlich Gewinn abwerfen.

Ab wann?

Das kann und will ich hier nicht genau sagen. Sonst würde ich vielleicht den einen oder anderen Wettbewerber entweder erschrecken oder übermütig machen. Aber ja, das E-Auto wird ein gutes Geschäft für Bosch, insbesondere die Leistungselektronik, die Motoren und Achsen. Wir gehen aktuell davon aus, dass in der EU im Jahr 2030 mehr als zwei Drittel der neuen Autos vollelektrisch sind. Weltweit wird 2030 etwa jedes dritte Fahrzeug ein E-Auto sein, 2035 schon jedes zweite.

Erst gab es zu hohe Erwartungen, wie schnell sich das E-Auto durchsetzt. Dann ist die Stimmung umgeschlagen. Wird das E-Auto inzwischen zu negativ gesehen?

Übertreibungen gehören zum Marktgeschehen. Wie gesagt: Die Entwicklung verläuft nicht linear. Wenn ich zum Beispiel den Kauf von Elektroautos staatlich fördere mit einem Geldbetrag und das dann abrupt beende, dann hat das natürlich Auswirkungen auf die Nachfrage.

War es richtig, dass die Regierung den Kaufzuschuss 2023 gestoppt hat?

Ja, irgendwann muss man Subventionen beenden. Und die Förderung wurde ja auch gar nicht komplett gestoppt: Als Dienstwagen werden reine E-Autos und Plug-in-Hybride weiter steuerlich stark unterstützt.

Die EU will den Verkauf von Neuwagen mit reinem Verbrennungsmotor ab 2035 verbieten. Sollte dieser Plan revidiert werden?

Der Zeitplan wird 2026 überprüft, und das finde ich gut. Das Verbrennerverbot ist ja kein Selbstzweck. Es geht nicht darum, eine bestimmte Antriebstechnik zu verbieten, sondern dafür zu sorgen, dass wir nur noch CO₂-freie Antriebe haben. Wir sollten aber möglichst technologieoffen vorgehen, um von Innovationen profitieren zu können. Das ist beim bisherigen EU-Plan nicht ganz so, wie ich mir das gewünscht hatte. Das heißt nicht, dass man den Plan jetzt rückgängig machen muss, aber es ist gut, dass darüber 2026 noch mal diskutiert wird.

In der Autoindustrie gibt es aber auch die Forderung nach Planungssicherheit. Nach dem Motto: Wir haben uns auf das Verbrenner-Auto 2035 eingestellt und sehr viel investiert. Das kann man jetzt nicht alles wieder ändern.

Ich mag den Begriff Planungssicherheit nicht so gern, das klingt für mich so ein bisschen wie Planwirtschaft. Ein marktwirtschaftliches System zeichnet sich gerade dadurch aus, dass ich nicht genau plane, was da wie passiert.

Bremsen die von der EU jetzt verhängten Zölle auf den Import chinesischer E-Autos nicht den Umstieg, weil sie die Elektromobilität verteuern?

Einerseits kann man als Marktwirtschaftler nicht für hohe Zölle sein. Andererseits ist deren Logik nachvollziehbar: Unfaire Wettbewerbsvorteile, die China seinen nationalen Herstellern gewährt haben soll, sollen durch Ausgleichszölle kompensiert werden. Ich hoffe aber darauf, dass wir am Ende nicht in einem System landen, in dem wir alle unter hohen Zöllen leiden. Erfreulich wäre es, wenn die EU sich mit China auf ein faires Wettbewerbsumfeld einigen könnte. Klar ist das nicht einfach, aber wir müssen einen Weg finden. Zölle allein sind keine Lösung.

Das Gespräch führte Marcus Theurer.

Entscheiden die Milliardäre die US-Wahl?

Das Gezerre um Joe Bidens Präsidentschaftskandidatur beschäftigt die Vereinigten Staaten nun schon seit mehr als zwei Wochen. Ein Ende ist nicht in Sicht, gerade weil neben demokratischen Politikern nach und nach auch diejenigen öffentlich gegen ihren Präsidenten Stellung beziehen, die den Wahlkampf maßgeblich mitfinanzieren: Großspender wie Netflix-Gründer Reed Hastings, Millionenerbin Abigail Disney und Schauspieler George Clooney.

Gerade Clooney war über Jahre ein wichtiger Geldtreiber für Biden unter den Schönen und Reichen Hollywoods. „Ich liebe Joe Biden“, schrieb er diese Woche in der „New York Times“. „Aber wir brauchen einen neuen Kandidaten.“

Es ist ein bedenkliches Zeichen für den Präsidenten. Schon vor seiner katastrophalen Performance im Fernsehduell mit Donald Trump hatte sich das Verhältnis der Finanzen gedreht: Erstmals hatte Ende Mai die Biden-Kampagne weniger Geld in der Kasse als die von Donald Trump. Der Ex-Präsident, der in der kommenden Woche auf dem Partei-

Wichtige Spender wenden sich von Joe Biden ab. Ihr Geld ist nicht so wichtig, wie gedacht.

Von Alexander Wulfers

tag der Republikaner offiziell zum Präsidentschaftskandidaten gekürt werden soll, hat zuletzt wieder mehr Milliardäre um sich scharen können. Lange hatte er vor allem von Kleinspendern profitiert. Trumps Verurteilung im Strafverfahren in New York hat seiner Spendenakquise sogar noch einen Schub gegeben. So gab etwa der Milliardär Timothy Mellon einen Tag nach dem Urteil 50 Millionen Dollar an eine Trump nahestehende Wahlkampforganisation.

Für die Demokraten sind die Aussichten nicht gut: Amerikanischen Medien zu-

folge rechnen sie mit einem Einbruch der Zuwendungen für Biden im Juli. Dieser dürfte erst Mitte August öffentlich werden, wenn die Wahlkampfteams ihre Finanzen der Wahlkommission FEC offenlegen müssen.

Doch was bedeutet der Rückgang der Zuwendungen? Geld mag im Fußball Tore schießen, Wahlen entscheidet es derweil noch lange nicht. Meistens gewinnt zwar in den Vereinigten Staaten der Kandidat mit dem meisten Geld in der Kasse. Laut einer Auswertung der Analysten von „Fivethirtyeight“ aus dem Jahr 2018 gewann 90 Prozent der Duelle um Sitze im Repräsentantenhaus ab dem Jahr 2000 derjenige Kandidat mit den höchsten Ausgaben. Im Senat waren es nur etwas weniger. Auch bei Präsidentschaftswahlen gewann in den vergangenen zwei Jahrzehnten fast immer der Kandidat mit dem meisten Geld, wie Zahlen der Plattform „Open Secrets“ zeigen. Barack Obama sammelte mehr Geld ein als Mitt Romney und John McCain, George W. Bush mehr als John Kerry. Auch Biden verfügte 2020 über ein üppigeres Budget als Donald Trump. Eine Ausnahme gab es: Hillary

Clintons Kampagne hatte deutlich mehr Geld sowohl in der eigenen Kasse als auch in Wahlkampforganisationen, die nicht direkt mit der Kandidatin zusammenarbeiteten, sie aber unterstützten – und verlor trotzdem gegen Trump.

Das alles muss allerdings noch nicht heißen, dass die Wahlkampfausgaben auch den Ausschlag geben. Spender geben denjenigen Kandidaten Geld, von denen sie sich am meisten nach der Wahl versprechen. Das bedeutet eben auch: Wenn die Spender es für wahrscheinlicher halten, dass ein Kandidat gewinnt, geben sie auch mehr. Schwinden seine Chancen, werden sie zurückhaltender – so wie jetzt im Falle Bidens.

Politikwissenschaftliche Forschung hat bis heute keinen starken kausalen Effekt von Geld auf Wahlergebnisse nachweisen können, insbesondere für Amtsinhaber. Gerade Werbung, einer der wichtigsten Ausgabenposten der Kampagnen, ist nicht besonders effektiv darin, die Wahlentscheidung zu beeinflussen. Sie führt zwar zu einem kurzfristigen Schub in den Umfragen, der aber schnell wieder verpufft.

Für Joe Biden bedeutet das: Millionen Dollar in Werbung zu investieren wird einen einzigen missglückten Debattenauftakt nicht ausgleichen können.

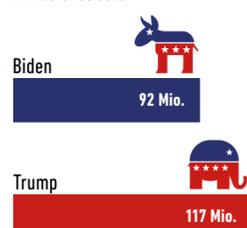
Das heißt nicht, dass die Abkehr der Großspender für Biden kein Grund zur Sorge wäre. Der Rückgang der Spenden ist dann eher ein Warnsignal, dass die

Chancen des Kandidaten schwinden, nicht der eigentliche Grund dafür.

Außerdem dürfe man aus den fehlenden Belegen eines kausalen Effekts „für 2024 nicht schließen, dass Geld keine Rolle spielt“, sagt der Politikwissenschaftler Travis N. Ridout, der an der Washington State University zu Wahlkämpfen forscht. „Es ist ein bisschen wie ein Wettrennen, in dem Kandidaten Geld ausgeben müssen, um die Ausgaben ihrer Gegner auszugleichen – und am Ende haben wenige Wähler sich tatsächlich unentschieden.“ Biden habe zudem 2020 mehrere Bundesstaaten mit einer sehr kleinen Marge gewonnen. In Georgia waren es nur knapp 12.000 Stimmen. Und im amerikanischen Wahlsystem kommt es am Ende auf nur wenige „swing states“ an, von denen Georgia einer ist. „Wenn ein Kandidat imstande ist, in so einem Staat sehr viel mehr Geld auszugeben als der andere und zum Beispiel doppelt so viel Werbung schaltet, dann kann das schon einen Unterschied von 12.000 Stimmen machen“, sagt Ridout. In Umfragen aus Georgia hat Trump derzeit einen Vorsprung von sechs Prozentpunkten.

Trump hat mehr

Kontostand der Präsidentschaftskampagnen in Millionen US-Dollar



Stand 31. Mai 2024
Quelle: Federal Election Commission / FA.Z.-Grafik.nrw.

Es ist heiß an diesem Sommertag in Sderot, bis zu 34 Grad, die Sonne steht hoch am Himmel. Die karge Landschaft hier im Süden Israels, am Rande der Negev-Wüste, nur gelegentlich von Olivenbäumen durchbrochen, bietet wenig Schatten. Die Luft ist drückend, die Stimmung auch.

15 Sekunden dauert es in Sderot vom ersten Warnsignal bis zum Einschlag einer Rakete der Hamas. Die Sirenen erklingen inzwischen zwar nicht mehr so häufig. Aber Normalität, soweit es sie vor dem 7. Oktober überhaupt gab, ist hier noch lange nicht eingeleitet.

Die Stadt Sderot liegt im Gazagürtel, der etwa sieben Kilometer breiten Zone, die auf der israelischen Seite vor der Grenze zum Gazastreifen liegt. Es ist die Gegend, in der wie vielleicht nirgendwo sonst deutlich wird, wie sehr der Konflikt mit den Palästinensern die Wirtschaft Israels beeinflusst. Wie dieser Konflikt einerseits eine einzigartige Innovations- und Widerstandskraft hervorgebracht hat. Und wie er andererseits das Land bis heute davon abhält, ein mit Deutschland vergleichbares Wohlstandsniveau zu erreichen.

Im Gazagürtel hat die palästinensische Terrororganisation Hamas am 7. Oktober 2023 mehr als 1400 Menschen ermordet, in Kleinstädten wie Sderot, in Kibbuzim wie Kfar Aza und Reim, auf dem Nova-Musikfestival. Hier ist auch Monate später die Gefahr von Raketenangriffen nicht gebannt. Hier sind auch die Kämpfe in Gaza nie weit weg. Am Horizont jenseits der Grenze steigt Rauch auf, gelegentlich wird die Stille von der israelischen Artillerie mit einem lauten Knall durchbrochen.

Die F.A.S. ist auf Einladung des Jerusalem Press Club und des Wagniskapitalunternehmens Ourcrowd zu Besuch im Gazagürtel, die auch die Reisekosten tragen. Sderot hatte vor dem 7. Oktober 30.000 Einwohner, fühlt sich aber an diesem Tag wie eine Geisterstadt an, erst langsam kehrt die Bevölkerung zurück. Aber einige sind schon länger wieder hier und arbeiten an ihrem Traum vom großen Durchbruch.

So wie das Team des Batterie-Start-ups Carrar. Das Unternehmen entwickelt in einem Industriegebiet am Rande der Stadt Kühltechnologie für E-Auto-Batterien. Eine bessere Temperaturregelung soll gleich mehrere große Probleme der Elektromobilität lösen: Sie soll die Gefahr von Überhitzung bei zu starker Beschleunigung senken und die Lebensdauer der Batterie verlängern. Carrar will eine bessere Lösung gefunden haben als die großen Autokonzerne, eigene Tests sollen das bestätigen.

Es gibt ein Video von der Sicherheitskamera an der Vorderseite des Gebäudes, in dem Carrar seinen Sitz hat. Darauf sieht man, wie am 7. Oktober ein weißer Pick-up-Truck die ansonsten leere Straße in Richtung des Firmensitzes entlangfährt. Dann steigt aus der schwarz gekleideten Gruppe auf der Ladefläche eine weiße Rauchwolke auf. Da, erklärt Eitam Friedman, Carrars Vizepräsident für Forschung und Entwicklung, habe die Hamas mit einem Raketenwerfer auf das Gebäude geschossen, vor dem er nun steht.

Der Sprengkörper verfehlte das Gebäude nur knapp. Die Fenster zersplitterten durch die Druckwelle.

Friedman würde mit seinem Dreitagebart, mit Polohemd und Jeans auch in eins

Von der israelischen Stadt Sderot aus kann man bis nach Gaza blicken.
Foto Getty



Weitermachen, während die Raketen fliegen

Die Büros sind zerstört, die Mitarbeiter im Krieg. Jetzt müssen Israels Unternehmer besonders einfallsreich sein.

Von Alexander Wulfers

leicht müssen er und andere bald zurück. Zögern würde keiner von ihnen, sagen sie.

Unweit vom Carrar-Büro hat das Robotik-Start-up Bionic Hive im März seine neuen Büros bezogen. Der Umzug war ohnehin geplant. Dann wurden die alten Räumlichkeiten zerstört. Bionic Hive baut Roboter, die Lagerhausregale hochklettern und Pakete transportieren können. Amazon gehört zu den Kunden und Investoren des Unternehmens.

Die Lage in der Gefahrenzone macht es schwieriger, Mitarbeiter zu rekrutieren. „Zwei Mitarbeiter haben die Firma verlassen“, erzählt Liran Raizer, der Gründer und Chef von Bionic Hive. Einer von ihnen habe eine schwangere Frau, da könne er verstehen, dass er lieber nicht in Sderot arbeite. Aber es gebe auch gute Gründe, das Unternehmen genau hier anzusiedeln und nicht wegzuziehen: „Erstens: Wir leben hier.“ Zweitens: „Wir suchen definitiv nach Leuten, die wissen, wie sie außerhalb ihrer Komfortzone klarzukommen. Die findet man hier leichter.“ Die Menschen im Gazagürtel, findet Raizer, hätten nun einmal besondere Fähigkeiten entwickelt. Hinzu kommt – drittens – Förderung durch den israelischen Staat für Start-ups, die sich außerhalb Tel Avivs ansiedeln. Die Mieten sind in Sderot selbstredend auch niedriger als in der teuren Techmetropole.

Nach dem Angriff der Hamas waren die Bionic-Hive-Mitarbeiter im ganzen Land verstreut. „Wir mussten erst einmal eine Karte anfertigen, um zu verstehen, wo alle sind“, sagt Firmengründer Raizer. Nach einigen Wochen der Neuorganisation hat das Unternehmen im Dezember auf drei provisorische Standorte verteilt seine Arbeit wieder aufgenommen. Im März war dann die Rückkehr nach Sderot möglich. „Wir haben sehr viel unternommen, um einen sicheren Raum zu schaffen“, sagt Raizer. „Einige kamen morgens ins Büro und hatten wegen der Sirenen die ganze Nacht nicht geschlafen.“

Der Besprechungsraum, in dem eine Mitarbeiterin Kaffee serviert, ist zugleich der gepanzerte Schutzraum des Gebäudes. Es ist nicht leicht, unter diesen Bedin-

gungen so etwas wie Normalität im Alltag zu erreichen. Firmenchef Raizer versucht es gleichwohl, mit vielen Kleinigkeiten. „Der morgendliche gemeinsame Kaffee, das Besprechen kurzfristiger Ziele, eine Happy Hour alle zwei Wochen – das ist der einzige Weg.“

Das ist nicht die einzige Schwierigkeit, mit der Unternehmen wie Bionic Hive seit dem vergangenen Oktober zu kämpfen haben. Von internationalen Investoren komme derzeit eine „zweigeteilte“ Botschaft, sagt Raizer. Er drückt sich vorsichtig aus: „Das eine ist, was sie sagen. Das andere ist, was sie nicht sagen.“ Er habe sehr viel Unterstützung erfahren. Aber: „Es liegt etwas in der Luft. Wir können nicht genau sagen, warum – aber seit dem 7. Oktober sind unsere Bemühungen um Investitionen viel schwerer geworden.“

Wie Bionic Hive geht es vielen anderen Unternehmen im Land, wie der neue Bericht der Israel Innovation Authority zur Lage der Techbranche zeigt. Investo-

ren für Israel zu begeistern ist schwieriger geworden – anfangs wegen der Bedrohungslage, zuletzt auch, weil sich die öffentliche Meinung angesichts der vielen Tausenden zivilen Todesopfer in Gaza gegen Israel wendet. Die Behörde warnt in ihrem Bericht davor, dass sich der „Schaden an Israels Reputation angesichts der aktuellen Situation“ negativ auswirke.

Die Sache hat Gewicht, denn die Techunternehmen sind für Israel enorm wichtig. 40 Prozent des Wirtschaftswachstums der vergangenen fünf Jahre gehen auf die Hightechbranche zurück. Gerade haben die Ratingagenturen Israels Kreditwürdigkeit herabgestuft.

Schwierigkeiten soll es vor allem mit Investoren aus dem Westen geben. „Softbank hat während des Krieges weiter in Israel investiert“, berichtet ein ranghoher israelischer Mitarbeiter des japanischen Wagniskapitalgebers in Tel Aviv. „Und warum? Weil sie keine Briten sind, keine Amerikaner, keine Europäer. Die Japaner

haben nicht diese negative Grundeinstellung uns gegenüber. Denen ist das egal.“ Ähnlich sei es ausgerechnet in der arabischen Welt: „Den Emiraten ist es auch egal.“ Den Deutschen wiederum sei der Konflikt zwar nicht egal, sagt der Softbank-Mitarbeiter. „Aber die müssen das schlucken. Da wird die Rechnung der Vergangenheit fällig.“

Der Konflikt mit den Palästinensern wirkt sich seit jeher auf die wirtschaftliche Entwicklung des Landes aus. Einerseits hat Israel heute eine der fortgeschrittensten Rüstungs-Techbranchen, die Exporte sind auf Rekordniveau. Viele Start-up-Gründer in der Techbranche haben erste Erfahrungen in diesem Bereich während ihres Wehrdienstes gemacht. Andererseits fallen durch den Konflikt hohe Kosten an. Israels Verteidigungsausgaben betragen zuletzt 4,5 Prozent des Bruttoinlandsproduktes, mehr als doppelt so viel wie in Deutschland. Dazu kommt, dass der Konflikt auch viele privatwirtschaftliche Ressourcen bindet. „Israel ist trotz und nicht wegen des Konflikts gewachsen“, sagt der Ökonom Joseph Zeira, der an der Hebräischen Universität in Jerusalem lehrt.

Besonders schnell wuchs die Wirtschaft bis in die 1970er-Jahre, noch bevor der Hightechsektor entstand. Seitdem ist die Wachstumsrate auf das Niveau eines reichen Landes zurückgegangen, ohne dass Israel zu den fortgeschrittensten Volkswirtschaften aufgeschlossen hätte.

Heute ist die israelische Wirtschaftsleistung pro Kopf um fast ein Fünftel niedriger als die deutsche. Gäbe es den Konflikt nicht, so hat es Ökonom Zeira berechnet, könnte Israel um 30 Prozent reicher sein. Das liege an den Kapitalkosten, die durch eine Risikoprämie höher sind als anderswo. Und es liege daran, dass der Wehrdienst zwar manch nützliche Fähigkeit vermittele, aber am Ende für die jungen Israelis doch drei verlorene Jahre darstelle. Dass Israel so viele erfolgreiche Start-ups hervorbringt, sei nicht der Armee zu verdanken, sagt Zeira, sondern dem exzellenten öffentlichen Schulsystem.

An Optimismus mangelt es manchem in Israel derweil nicht. Am Tag nach dem Besuch der F.A.S. im Gazagürtel spricht Israels ehemaliger Premierminister Naftali Bennett auf einer Techkonferenz in Tel Aviv. Er stimmt einen Ton an, den man von deutschen Politikern lange nicht gehört hat. „Israel wird kurzfristig eine unruhige Zeit haben“, sagt Bennett. „Eine sehr unruhige Zeit. Vielleicht wird es schlimmer, bevor es besser wird. Aber dann stehen uns 50 Jahre phantastisches Wachstum bevor.“

Denn Israel habe immer noch drei große Reserven, aus denen es schöpfen könne: erstens die ultraorthodoxen Männer, die bisher kaum arbeiten. „Das wird sich ändern.“ Zweitens müssten die israelischen Araber mehr Teil Israels werden. Und drittens setze er das Ziel, eine Million Juden aus der ganzen Welt nach Israel zu bringen. Am Ende seien die Menschen das wertvollste, was das Land habe, so Bennett.

Während sich die Techunternehmen in Sderot um einen Anschein von Normalität bemühen, sind Menschen wie Liora Eilon noch weit davon entfernt. Die 71 Jahre alte Frau mit weißen Haaren und sonnengegebter Haut hat die vergangenen 45 Jahre im Kibbuz Kfar Aza gelebt, in dem die Hamas mehr als jeden zehnten Bewohner getötet hat, darunter auch ihren Sohn Tal. Sie sei immer Friedensaktivistin gewesen, sagt Eilon, und sei es noch heute. 35 Stunden lang hat sie mit ihrer Familie in einem gepanzerten Raum in ihrem Haus ausgeharrt, berichtet sie, während vor der Tür die Terroristen warteten. Von ihrem Heim sind nur noch Trümmer übrig, an den Wänden sieht man noch zahlreiche Einschusslöcher. Heute lebt Eilon in einem Studentenwohnheim in Herzlia nördlich von Tel Aviv. Wann die Menschen sich vorstellen können, nach Kfar Aza zurückzukehren? Eilon stellt eine Gegenfrage: „Würden Sie hierher zurückkehren? Mit Kindern? Können wir darauf vertrauen, dass die Regierung, die uns im Stich gelassen hat, uns nicht wieder betrügt?“

Kibbuzim wie Kfar Aza sind ein wichtiger Teil der ökonomischen und gesellschaftlichen Strukturen im Süden Israels. Einstmals sozialistisch organisiert, sind viele heute privatisiert und zahlen ihren Mitgliedern Gehälter, so auch Kfar Aza. Die Kibbuzim leben von Landwirtschaft, aber auch von Industrie. Das Kibbuz Kfar Aza besitzt die Mehrheit an einer Plastikfabrik in der Nähe, die inzwischen den Betrieb wieder aufgenommen hat. Nach der Privatisierung blieben die alten Strukturen wie gemeinsame Mahlzeiten erhalten.

Diese Gemeinschaft hat der 7. Oktober zerschlagen. Im Ortsteil der jungen Erwachsenen, die hier günstig zur Miete leben können, um sie im Kibbuz zu halten, sind alle Häuser zerstört. Davor hängen Plakate mit Gesichtern ermordeter und verschleppter Bewohner. Fünf sind noch Geiseln der Hamas. Der Direktor der Plastikfabrik, ein Vizepräsident und ein Mitarbeiter sind tot. Die übrigen Bewohner von Kfar Aza leben zerstreut in Hotels und Wohnheimen im ganzen Land. Sie bleiben in Kontakt, aber wann und ob hier jemals wieder die alte Gemeinschaft entstehen kann, ist offen.

Und während im Gazagürtel zumindest der palästinensische Raketenbeschuss stark abgenommen hat, kann sich im Norden, an der Grenze zu Libanon, niemand sicher wohnen. Dort saß das Herzstück von Israels prosperierender Foodtech-Industrie, die an neuartigen Nahrungsmitteln arbeitet. Ein zweiter Krieg scheint hier nur eine Frage der Zeit zu sein. Die Gegend ist evakuiert worden, mehr als 60.000 Menschen leben in Notunterkünften. Unternehmen mussten ihre Labors zurücklassen. „Wir sind kein Software-Unternehmen, das nur einen Laptop, Kaffee und schnelles Internet braucht“, beschreibt Jonathan Rathauer, der Gründer von Eggmented Reality, die Lage seines Teams. Das Unternehmen entwickelt Ei-Ersatzprodukte.

In den ersten Wochen nach dem 7. Oktober nutzte Eggmented die Küche einer Notunterkunft als Testküche. 30 Prozent der Mitarbeiter waren zwischenzeitlich zum Militär eingezogen. Ein paar mal ist Rathauer seither noch im alten Standort der Firma in der Stadt Kiryat Shmona gewesen, in enger Absprache mit der Armee, um dort so schnell wie möglich sein Auto mit Ausrüstung vollzuladen – immer bedroht von den Raketen der radikalislamischen Hizbullah-Miliz. Die vergangenen Monate haben an ihm genagt. „In den Wochen nach dem 7. Oktober waren wir alle energiegeladener und haben einfach funktioniert“, sagt er. „Aber ein halbes Jahr später ist man einfach nur erschöpft.“ Aber auch Rathauer hat in dieser Zeit nicht aufgegeben. Ende November hat er neues Geld einwerben können, sonst hätte das Unternehmen vor dem Aus gestanden.

Jetzt geht es auch hier darum, Stabilität zurückzugewinnen. Zum dritten Mal ist Eggmented gerade umgezogen, in ein neues Labor in der Nähe von Nazareth, dieses Mal dauerhaft, denn eine Rückkehr ist nicht absehbar. Den genauen Ort will Rathauer nicht in der Zeitung lesen, zu groß ist die Angst, dass er zum Ziel der Hizbullah werden könnte.



Viele Häuser im Kibbuz Kfar Aza wurden während der Kämpfe im Oktober zerstört.

Foto Omer Messinger

der vielen Ingenieurs-Start-up in München passen. Wenn da nicht die Pistole wäre, die hinten aus seiner Hose ragt. „Ich wollte nie eine Waffe zu Hause haben“, sagt er. „Aber die haben uns gezeigt, dass wir hier nicht sicher sind.“

Die, das sind die Terroristen, denen im Oktober in Sderot 70 Menschen zum Opfer fielen. Auf dem Parkplatz hinter dem Carrar-Gebäude steht eine kegelförmige Betonkonstruktion, die man auf den ersten Blick für eine Toilette halten könnte. Tatsächlich ist es ein mobiler Bunker. Gelegentlich arbeiten Mitarbeiter auf dem Hof. 15 Sekunden, das ist zu wenig Zeit, um von hier in den Schutzraum im Gebäude zu kommen. Also bleibt nur der Kegel aus Beton.

Schon wenige Wochen nach dem Anschlag hat das Carrar-Team die Arbeit wieder aufgenommen, unter erschwerten Bedingungen. Der Krieg ist allgegenwärtig. Zwei Söhne der Pressesprecherin sind als Soldaten in Gaza. Ein Mitarbeiter ist gerade erst aus dem Reservendienst zurück an seinen Arbeitsplatz gekehrt. Viel-



Mapcreator.io/OSM.org F.A.Z.-Grafik sjjs.

Armin Papperger, seit 2013 Vorstandsvorsitzender des Rüstungskonzerns Rheinmetall, war offenbar Ziel eines vereitelten Anschlags. Das berichtete der Nachrichtensender CNN am Donnerstagmittag unter Berufung auf deutsche und US-amerikanische Sicherheitskreise. Demnach hat die russische Regierung geplant, den 61-jährigen ermorden zu lassen. Außerdem habe es eine Liste mit weiteren Führungspersonlichkeiten der europäischen Verteidigungsindustrie gegeben, die umgebracht werden sollten.

Ausgerechnet die Pläne für einen Anschlag auf den Rheinmetall-Chef sollen besonders fortgeschritten gewesen sein. Einige der mutmaßlichen Agenten seien bereits in den Schengenraum eingereist, laut „Spiegel“ haben mehrere verdächtige Personen die Rheinmetall-Zentrale und ausländische Reiseziele des Konzernchefs ausgespäht.

Als wertvollster Rüstungskonzern der EU steht Rheinmetall seit dem Überfall Russlands auf die Ukraine im Februar 2022 besonders im Fokus. Aufgrund seiner Munitionslieferungen ist der Düsseldorfer Dax-Konzern der wichtigste privatwirtschaftliche Rüstungspartner des Landes. Mehrere hunderttausend Schuss hat das Unternehmen bereits geliefert. Mit dem kürzlich begonnenen Bau eines Werks für die Produktion von Artilleriemunition in der Lüneburger Heide wird das Unternehmen diese Lieferungen noch ausweiten können. Munition ist wegen des riesigen Bedarfs im Land Mangelware, Rheinmetall hat bei der Versorgung eine Schlüsselrolle. Neben Munition liefert das Unternehmen auch Panzer, Luftabwehrkanonen und Drohnen.

Was bezweckt Putin mit einem solchen Attentat? Rheinmetall ist ein großer Konzern, die Produktion würde nach einem Attentat auf den Chef wohl kaum gestoppt. „Natürlich sind die Strukturen so, dass da jemand nachrücken würde“, sagt ein ranghoher Rheinmetall-Mitarbeiter. Und ob die unternehmerische Ausrichtung unter einem Nachfolger eine andere wäre, ist auch fraglich. „Da würde sich gar nichts ändern“, ist sich der Manager sicher. Er

meint: „Russland möchte Terror und Angst schüren.“

Russland dürfte es allerdings nicht nur darum gehen, Waffenlieferungen an die Ukraine zu erschweren. Auch im Kreml weiß man, dass die Bänder nicht stillstehen, wenn der Chef ein anderer ist. Vielmehr könnten derartige Anschläge bezwecken, die Haltung in der Gesellschaft zum Ukrainekrieg zu beeinflussen. Der russische Präsident Wladimir Putin versucht seit Kriegsbeginn in der Ukraine, Deutschlands Solidarität mit dem angegriffenen Land zu untergraben, etwa indem er Falschinformationen in den sozialen Medien streuen lässt.

Prominente Fürsprecher der Ukraine wie Papperger sind ihm gewiss ein Dorn im Auge. Der Rheinmetall-Chef war unter den ersten deutschen Firmenchefs, die in die Ukraine gereist sind. Wiederholt hat er Wolodymyr Selenskyj getroffen, ein „Herzensanliegen“ nannte er die „wirkungsvolle und verlässliche Unterstützung“ der Ukraine im Juni bei der Eröffnung einer Reparaturstätte für deutsche Panzer in dem angegriffenen Land. Eben solche Personen einzuschüchtern dürfte auch ein Ziel Putins sein – wer weiß, ob ein Nachfolger Pappergers sich ebenso deutlich positionieren würde.

Die Signalwirkung in die Branche hinein haben die Pläne jedenfalls nicht verfehlt. Ein Unternehmer aus der Rüstungsbranche beteuert zwar, keine Angst zu haben. Aber sein Telefon habe schon seit gestern Nachmittag permanent geklingelt, die Eltern machten sich Sorgen, die Schwester frage, ob sie nun um die Sicherheit ihrer Kinder fürchten müsse. Er ist sich sicher: „Wenn es eine solche Liste wirklich gibt, stehe ich da drauf.“

Die Ukraine ist für ihn ein wichtiger Abnehmer seiner Produkte, öffentlich zeigt er sich solidarisch mit dem Land. Aber angesichts der gestrigen Meldung will er heute lieber nicht mit seinem Namen in der Zeitung stehen. Er will nun Personenschutz durch das Landeskriminalamt einfordern und noch vor dem Wochenende seine Kontakte im Bundeswirtschaftsministerium bemühen. „Man kann nicht erwarten, dass wir uns als

Im Visier Putins

Rheinmetall-Chef Armin Papperger war Ziel eines vereitelten russischen Anschlags. Das hat nicht nur mit seinen Waffen zu tun.

Von Anna Sophie Kühne und Konrad Ringleb



Armin Papperger, 61, ist seit elf Jahren Vorstandsvorsitzender des Rüstungskonzerns Rheinmetall.

Foto Edgar Schoepal

Branche hinter die Ukraine stellen und sich dann in solchen Situationen nicht schützen“, sagt er.

Papperger selbst hat sich bislang nur knapp zu den Anschlagplänen geäußert. Der Financial Times sagte er, der CNN-

Bericht sei wohl nicht aus der Luft gegriffen: „CNN schaut nicht einfach in den Himmel.“ Sein Kollege bei Rheinmetall glaubt, Papperger sei nicht allzu überrascht gewesen von den Nachrichten über die Anschlagpläne. Er verweist

auf die engen Verbindungen des Konzerns in die Ukraine und die Besuche des Konzernchefs in Kiew. „Herr Papperger ist nicht so naiv zu glauben, dass ein Herr Putin das nicht registriert“, sagt er. „Er wusste, was er da tut.“

Rheinmetall ist mittlerweile nicht nur Rüstungslieferant der Ukraine, sondern setzt sich auch für den Aufbau einer eigenen Verteidigungsindustrie im Land ein. Das sei von zentraler strategischer Bedeutung, unterstreicht ein Branchenexperte: „Die Ukraine wäre damit unabhängig von Schwierigkeiten in der Logistik und Ausfuhrkontrolle.“

Im vergangenen Jahr gründete der Dax-Konzern mit dem ukrainischen Staatskonzern Ukrainian Defense Industry ein Gemeinschaftsunternehmen. Das Ziel: Die Rüstungsindustrie in der Ukraine auf eigene Füße zu stellen. Rheinmetall hält mit 51 Prozent der Anteile die Mehrheit an diesem neuen Gemeinschaftsunternehmen.

Der Radpanzer Fuchs, der bei der Bundeswehr seit Jahrzehnten bewährt ist, wird deshalb im Land gefertigt. Er transportiert Soldaten und Verwundete oder dient als mobile Kommandoeinheit. In der Fabrik können 400 solcher Panzer jährlich gebaut werden. Noch in diesem Jahr wird zudem der erste Lynx-Panzer in der Ukraine produziert, ein von Rheinmetall entwickelter moderner Schützenpanzer.

„Insbesondere für den Aufbau der ukrainischen Rüstungsindustrie für klassischen Landkampf ist Rheinmetall entscheidend“, erklärt Militärexperte Christian Mölling vom Forschungsinstitut der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik (DGAP).

Derartige Entwicklungen dürfte der Kreml ganz genau verfolgen. Es ist nicht das erste Mal, dass Russland auf eine Schwächung der europäischen Verteidigungsindustrie zielt, Cyber- und Spionageangriffe sind für die Unternehmen ohnehin an der Tagesordnung. „Es gibt längst einen hybriden Krieg“, sagt ein Branchenkenner, „aber eben unterhalb der Schwelle des Nato-Bündnisfalls.“

Nur – wann ist diese Schwelle überschritten? Es scheint, die westlichen Bündnispartner müssen vorerst nicht darüber entscheiden, ob die Ermordung eines Firmenchefs in einer derart politischen Position wie Papperger dazu gehört. Russland indes hat die Vorwürfe zurückgewiesen. Es handele sich um „Fake News“, ließ der Sprecher des Präsidialamts am Freitag verlauten.

ANZEIGE

Die Zukunft der Mobilität beginnt in Hessen

Autonomes Fahren soll die ÖPNV-Welt revolutionieren. Im Rhein-Main-Verkehrsverbund geht nun ein On-Demand-Verkehr an den Start, bei dem das Fahrzeug erstmals alle Entscheidungen selbst trifft. Sieht so die Zukunft des Nahverkehrs aus?

Langsam rollt das Auto an den Rand der Kreuzung. Der Blinker blinkt, dem Linienbus wird Vorfahrt gewährt, auch Fußgänger dürfen noch passieren. Auf der Mitte der Fahrbahn stoppt der Wagen kurz, lässt noch ein Auto durch und fädelt sich in den Querverkehr ein. Eine ganz normale Szene im Straßenverkehr, passiert so jeden Tag millionenfach. Doch was hier geschehen ist, ist nicht alltäglich. Denn: Kein Mensch hat in diesen Sekunden eine Hand am Steuer des Fahrzeugs gehabt. Die beschriebene Szene ereignete sich in Jerusalem, wo das Unternehmen Mobileye bereits autonome Autofahrten durchführt. Doch seit Ende Juni kommt diese Technik auch in Hessen zum Einsatz. Denn im Rhein-Main-Verkehrsverbund (RMV) sind erstmals Fahrzeuge im ÖPNV unterwegs, die keinen aktiv steuernden Fahrer mehr benötigen. KIRA heißt das Projekt und steht für „KI-basierter Regelbetrieb autonomer On-Demand-Verkehre“, das schon heute eine mögliche Zukunft des öffentlichen Personennahverkehrs zeigen will.

„Mit KIRA wird eine neue Ära des ÖPNV in Deutschland eingeläutet: Die Fahrzeuge bei KIRA haben die Automatisierungsstufe „Level 4“, heißt, erstmals liegt damit die Entscheidung über alle Fahrmanöver beim Fahrzeug“, so Prof. Knut Ringat, Vorsitzender der RMV-Geschäftsführung. „Unser Ziel ist es, dass solche Angebote perspektivisch überall ergänzend zu Bus und Bahn eingesetzt werden. Eine solche Verknüpfung verschiedener Verkehrsmittel ermöglicht eine nahtlose Mobilität von Tür zu Tür, die so flexibel ist wie das eigene Auto. Damit machen wir den öffentlichen Nahverkehr noch attraktiver für viele Menschen und treiben so die Mobilitätswende voran.“

Klassische On-Demand-Systeme, das heißt Kleinbusse, die Fahrgäste flexibel und ohne festen Fahrplan an bestimmten Orten einsammeln und ans Ziel bringen, sind im Rhein-Main-Gebiet und in vielen Teilen Deutschlands bereits fest etabliert. KIRA aber sticht aus diesen Angeboten heraus: Denn bisher saß in diesen Fahrzeugen immer ein Busfahrer eines Verkehrsunternehmens. Das wird in Zukunft nicht mehr nötig sein. „Das setzt in Deutschland sehr hohe Sicherheitsstandards voraus. Damit ist sichergestellt, dass das autonome Fahren mindestens so sicher ist wie mit menschlichen Fahrern“, erläutert Thorsten Möglinger, Projektleiter für KIRA im RMV.



Ein autonomes Shuttle fährt durch eine deutsche Innenstadt: Noch wurde diese Bild durch eine Künstliche Intelligenz geschaffen, doch schon bald könnte genau so die Zukunft des Nahverkehrs in Deutschland aussehen.

BILD MIDJOURNEY

Radar, Lidar, Kameras: In den KIRA-Shuttles steckt modernste Technik

Dafür ist das Fahrzeug bestückt mit modernster Technik: Vier Kurzstrecken- und zwei Mittelstrecken-Radars, 13 hochauflösende Kameras auf der Karosserie, dazu Laserscanner, sogenannte Lidars, ermöglichen es KIRA, mit normaler Geschwindigkeit sicher am regulären Straßenverkehr teilzunehmen. Sechs autonome Shuttles fahren dann durch Teile von Darmstadt und des Kreises Offenbach.

Im Testbetrieb ist ein Sicherheitsfahrer an Bord – und zunächst noch keine Fahrgäste. Dazu Thorsten Möglinger: „Bevor Fahrgäste mitfahren können, müssen die autonomen Shuttles erst einmal ihr Bedienegebiet erkunden und kennenlernen. Wir beobachten während dieser sogenannten Kalibrierungsfahrten, wie sich die KIRA-Fahrzeuge auf den vorgegebenen Strecken und in den jeweiligen Verkehrssituationen verhalten.“ Verläuft alles reibungslos, werden die Shuttles im nächsten Schritt für Interessierte über eine App verfügbar sein. Perspektivisch sollen dann auch alle anderen Fahrgäste von autonomen

On-Demand-Angeboten profitieren. „Gerade in ländlichen Gegenden können solche Shuttles für flächendeckende Mobilität sorgen“, freut sich daher auch Evelyn Palla, Vorstandin für den Regionalverkehr der Deutschen Bahn, auf der Plattform LinkedIn. Gefördert wird KIRA durch das Bundesverkehrsministerium und das Land Hessen, die insgesamt 2,2 Millionen Euro in das Projekt investiert haben.

On-Demand-Verkehre werden nicht nur in Hessen immer beliebter

Im Rhein-Main-Gebiet erfreuen sich On-Demand-Verkehre schon länger großer Beliebtheit. Hier begann alles 2019 mit dem „Hopper“, einem Kleinbus, der ohne Fahrplan und Haltestellen das Nahverkehrsangebot in Offenbach ergänzte. Die Resonanz darauf fiel positiv aus, die Nachfrage wuchs, und damit auch das Bedienegebiet. Im RMV sind mittlerweile zehn verschiedene On-Demand-Angebote unterwegs – alle elektrisch. Das gleiche Bild zeigt sich auch in vielen anderen Teilen Deutschlands:

MOBILITÄTS WENDE AUSGEBREMST? LET'S TALK

Zusammen mit dem Verband Deutscher Verkehrsunternehmen (VDV) hat die ZNV unter dem Titel „Mobilitätswende ausgebremst?“ eine

Veranstaltungsreihe initiiert, die sich für einen attraktiven und zukunftsfähigen Nahverkehr in Deutschland starkmacht. Im Mittelpunkt dieser regionalen Dialog-Formate steht der Austausch von Fahrgästen mit zuständigen Akteuren aus Politik, Kommunen, Wirtschaft und der ÖPNV-Branche. Die zweite Veranstaltung findet am 17. Juli in Stuttgart statt.

„Die bundesweite Entwicklung von On-Demand-Verkehrsangeboten zeigt, dass die Branche Lösungen für die Zukunft findet: Im ländlichen Raum gibt es nun flexible Angebote, wo vorher keine waren. In Städten werden schwach ausgelastete Linienverkehre auf On-Demand-Angebote mit mehreren kleineren Fahrzeugen umgestellt. All das führt dazu, dass die Mobilitätsbedürfnisse unserer Fahrgäste flexibel und mit hohem Komfort bedient werden können. Allerdings ist der finanzielle Aufwand für diese Verkehrsangebote relativ hoch, und es muss daher auch dafür eine langfristige Finanzierungsperspektive geben“, sagt Ingo Wortmann, Präsident des Verbandes Deutscher Verkehrsunternehmen.

Ein weiterer Meilenstein in Richtung Zukunftsmobilität kommt nun mit dem autonomen Verkehr. Dieser kann ein großer Schritt in Richtung Verkehrswende bedeuten, denn fahrerlose Fahrten bringen den ÖPNV nicht nur kostentragend in ländliche Gebiete, sondern liefern auch Antworten auf das Problem des Fachkräftemangels in der Branche: Denn für die Verkehrswende braucht es nicht nur mehr Busse und Bahnen, sondern auch mehr Mitarbeiter bei den Verkehrsunternehmen. Da sie schon jetzt Probleme haben, offene Stellen zu besetzen, können autonome Verkehre Abhilfe schaffen. „Dieser immer schwerer zu deckende Bedarf kann durch den Einsatz autonomer Technik Schritt für Schritt zumindest etwas kompensiert werden. Durch das autonome Fahren entstehen gleichzeitig neue attraktive verwandte Berufsbilder, wie zum Beispiel in der technischen Fahrzeugausbildung. Für Fahrer, die heute in der Branche starten, entstehen neue Entwicklungspfade, was den Beruf attraktiver macht“, stellt Thorsten Möglinger klar.

Neben KIRA in Hessen zeigt sich an immer mehr Orten in Deutschland, wo wir in Zukunft mobil sein werden: In Hamburg wird mit ALIKE ein Projekt zur Erprobung autonomer Elektrobusse im städtischen Verkehr umgesetzt. In Berlin bündelt die BVG mit Jelbi verschiedene Verkehrsmittel wie Fahrräder, E-Scooter, Carsharing sowie Busse und Bahnen in einer App, um die Nutzung nachhaltiger Mobilität zu erleichtern. Karlsruhe entwickelt mit regiomove ein Projekt, das verschiedene Mobilitätsangebote wie Bus, Bahn, Carsharing und Bikesharing in einer App vereint. All diese Zukunftsprojekte haben zum Ziel, noch mehr Menschen dazu zu bewegen, künftig häufiger das eigene Auto stehen zu lassen und sich stattdessen mit öffentlichen Verkehrsmitteln fortzubewegen – vielleicht sogar ganz fahrerlos wie bei KIRA.

Habecks Ironie

Robert Habeck wollte die Grünen immer aus der Nische führen. Kanzlerkandidat wird er ausgerechnet jetzt, nachdem er das Gegenteil erreicht hat. *Von Ralph Bollmann*

Der Tag, an dem die Grünen faktisch ihren Kanzlerkandidaten ausriefen, ging auch diesmal nicht ganz ohne Nickerlichkeiten ab. Aus dem fernen Washington meldete sich Annalena Baerbock zu Wort, von einer Bühne, die auch der vielreisenden Außenministerin nicht jeden Tag zu Gebote steht. Der amerikanische Präsident Joe Biden war da, sein französischer Kollege Emmanuel Macron, der deutsche Kanzler Olaf Scholz sowieso, und zu feiern gab es den 75. Geburtstag des westlichen Verteidigungsbündnisses Nato.

Das alles, die internationalen Kriege und Krisen, befand Annalena Baerbock im Interview mit dem amerikanischen Nachrichtensender CNN für so wichtig und bedeutend, dass sie sich nicht auch noch mit dem Klein-Klein der deutschen Innenpolitik abgeben könne. Kanzlerkandidat werde sie diesmal jedenfalls nicht. Es erinnerte ein bisschen an Baerbocks vorlauten Hinweis aus den gemeinsamen Zeiten an der Parteispitze, sie selbst komme aus dem Völkerrecht, ihr damaliger Ko-Vorsitzender Robert Habeck hingegen vom Kühmelken.

Aber egal, es ist jetzt heraus, Habeck wird der Kandidat der Grünen für die nächste Bundestagswahl sein, er wird die Rolle spielen, die er sich beim letzten Mal so sehnlichst gewünscht hatte. Damals war er es gewesen, der in einem Interview die Fassade der Harmonie einriss und die eigene Gekränktheit offenbarte. „Nichts wollte ich mehr, als dieser Republik als Kanzler zu dienen“, sagte er damals der „Zeit“. „Insofern war

das heute der schmerzhafteste Tag in meiner politischen Laufbahn. Oder sagen wir lieber: der schwerste.“ Er werde jetzt nicht herumrennen und klarmachen, dass er der Bessere gewesen wäre, bekundete er, nachdem er genau dies getan hatte.

Eine Genugtuung ist es für Habeck allerdings nicht, dass er es diesmal machen darf, unter viel ungünstigeren Umständen als damals. Umstände, die er selbst auf fast schon tragische Weise mit verschuldet hat.

Denn die Zeit lässt sich nicht einfach zurückdrehen, wie es die frühere Kanzlerin Angela Merkel mal formuliert hat, auch nicht ins erst kurz vergangene und doch schon so ferne Jahr 2021. Auf bis zu 25 Prozent taxierte die Umfrageinstitute in den Wochen nach der scheinbar gegückten Kandidatenkür damals die grüne Partei. Vieles schien für einen großen Erfolg zu sprechen, vielleicht sogar für den Einzug ins Kanzleramt: Das Klimathema war nach dem Dürresommer 2019 noch ganz oben, als Oppositionspartei hatten die Grünen noch niemandem wehgetan, die Unionsparteien waren zerstritten, und die SPD galt bis kurz vor der Wahl sowieso als chancenlos.

Heute, 2024, schaut es ganz anders aus. Habeck wollte nie Politik fürs grüne Biotop machen, sondern fürs große Ganze der Gesellschaft. Ausgerechnet er hat es aber nun viel erfolgreicher als einst der viel geschmähte Parteilinke Jürgen Trittin geschafft, die Grundsympathie breiter Bevölkerungskreise für die Grünen drastisch zu dezimieren und die eigene Aufbauarbeit an der Parteispitze ein

Stück weit zunichtezumachen. Während in einer Allensbach-Erhebung aus dem Jahr 2019 noch 69 Prozent der Befragten angaben, die Grünen gefielen ihnen ganz oder teilweise, so hat sich dieser Wert heute auf 35 Prozent halbiert.

Natürlich, Regierungsparteien verlieren immer an Sympathie, erst recht in der Mitte einer Wahlperiode. Sie können nicht bloß fordern, sie müssen handeln, und das tut den Leuten im Zweifelsfall auch weh. Trotzdem hat schon lange kein einzelnes politisches Vorhaben mehr die Stimmung so sehr gedreht wie jenes Heizungsgesetz, mit dem Habeck im Frühling des vorigen Jahres eine politische Herbststimmung erzeugte. Viele Wochen lang erklärte er die Kritik daran zur bloßen Kampagne, bis im Frühjahr der Groschen so laut fiel, dass man es geradezu scheppern hörte.

Er habe die Krisenerschöpfung der Leute unterschätzt, sagte er sinngemäß. Und nicht hinreichend wahrgenommen, dass die Dringlichkeit des Gassparens mit dem Abflauen der Energiekrise weniger deutlich geworden war – ein Abflauen, zu dem er mit seiner so unideologischen wie populären Gasbeschaffung im Jahr zuvor erheblich beigetragen hatte. Zeitweise übertrieb er es fast mit den Entschuldigungsfloskeln, und man konnte ihn beinahe so verstehen, als dürfe man den Leuten jetzt gar nichts mehr zumuten.

Der Münchener Soziologe Armin Nassehi, einer der intellektuellen Einflüsterer des Vizekanzlers, hat dieser Tage gerade das passende Buch dazu herausgegeben. „Kritik der großen Geste“, heißt es, und darin sagt Nassehi unter an-



Hier im Wirtschaftsministerium: Robert Habeck betritt sein Büro in Berlin.

Foto: Jens Gyarmaty

derem: „Man kann nur mit der Gesellschaft transformieren, nicht gegen sie.“ Von der Dringlichkeit des Klimaschutzes, warnt der Soziologe, dürfe man nicht auf die Zustimmungsfähigkeit der einzelnen Maßnahmen schließen. Man muss dabei auch an Habecks Theaterstück „Neunzehntein“ denken, in dem er ein wohlwollendes Bild des SPD-Reichswehrministers Gustav Noske zeichnet: Der ist vielen Linken ein Gottseibeius, weil er um der Ordnung willen kommunistische Aufstände niederschlug.

Nicht bloß nach außen, auch innerhalb der Partei ist es durch das Abflauen der Popularitätswerte für Habeck schwieriger geworden. Solange Wähleranteile von mehr als 20 Prozent in greifbarer Nähe schienen, wirkte das disziplinierend. Um den Erfolg nicht zu gefährden, hielten sich die Leute mit allzu esoterischen Wünschen zurück, und Habeck konnte zeigen, das sein Kurs mehr Erfolg versprach. Nachdem die Grünen zuletzt nur noch ihre – durchaus beträchtliche – Stammwählerschaft mobilisieren konnten, liegt die Versuchung sehr nahe, es sich mit dieser Kernklientel wieder gemütlich zu machen.

So ließ Habeck gleich bei seinem ersten größeren Auftritt nach der Baerbock-Abgabe durchblicken, wie er sich das vorstellt. Er sprach im kühlen Neonlicht eines Magdeburger Hörsaals, wo er mit Studenten der örtlichen Universität diskutierte. Ein Zuhörer fragt, ob man mit Fake News nicht strenger umgehen müs-

te, er meint wohl: mit juristischen Mitteln. Habeck hält einen längeren Vortrag darüber, wie man auf politischem Weg überzeugt. Man müsse „in die Widerstandsräume“ gehen, sagt er, „nicht im Bioladen fragen, ob die Leute für ökologischen Landbau sind, sondern bei Aldi und Lidl“.

So ähnlich hatte er es schon 2012 gesagt, als er gerade auf sein erstes Ministeramt zusteuerte. „Wir haben immer Wert darauf gelegt, nicht zu uns zu sprechen, sondern zu den Menschen im Land“, sagte er damals – nicht ohne sich über die realpolitischen Gesinnungsgenossen um den gerade gewählten Stuttgarter Ministerpräsidenten Winfried Kretschmann auch zu mokieren: „Die Südwest-Grünen sind mir manchmal vielleicht ein bisschen bieder. Ich halte es lieber mit dem Prinzip Verantwortung und Lässigkeit.“

Da hatte er den ersten wichtigen Schritt für einen nachhaltigen Aufstieg schon getan. Er war 2008 dem Ruf nicht gefolgt, leichtgewichtig und ohne exekutive Erfahrung als Parteivorsitzender nach Berlin zu gehen – ganz ähnlich wie Olaf Scholz, der ebenfalls erst zu einem genau kalkulierten Zeitpunkt aus Hamburg in die Bundespolitik zurückgekehrt war. Lieber führte er im Kieler Ministeramt erst mal seinen Politikstil praktisch vor – mit der SPD, dann in einer bundesweit beachteten Koalition mit CDU und FDP. Der Verzicht verwandelte sich für ihn in einen Gewinn. „Je mehr man sagt: Was soll ich in Ber-

lin?, desto mehr kommt zurück: So einen brauchen wir in Berlin“, freute er sich selbst.

Als er dann wollte, mochten allerdings die Parteimitglieder nicht mehr: Um gerade 75 Stimmen verlor er die Urwahl um die Spitzenkandidatur 2017. Kurz darauf wechselte er dann doch nach Berlin, in der Doppelspitze mit der damals weithin unbekanntem Baerbock. Auch hier wollte er aber weniger nach innen arbeiten, in die Partei hinein, sondern mehr nach draußen, zu den Wählern. Bald hieß es deshalb, Baerbock sei in den eigenen Reihen besser vernetzt. Vor allem aber trat die SPD-Vorsitzende Andrea Nahles zurück, und die CDU-Chefin Annegret Kramp-Karrenbauer kündigte ihren Rückzug an. Die deutsche Politik sah nach 16 Jahren mit einer Frau im Kanzleramt plötzlich wieder sehr männlich aus. Da wollten wenigstens die Grünen mit einer weiblichen Kandidatin gegenhalten.

Diesmal darf er also, unter ungleich schlechteren Voraussetzungen. Anders als Angela Merkel, die 2002 ihrem Rivale Edmund Stoiber die Kandidatur überlassen musste und drei Jahre später viel glücklichere Umstände vorfand, ist es bei Habeck umgekehrt. Dass er sich wohl trotzdem Kanzlerkandidat und nicht bloß Spitzenkandidat nennen wird, ist mehr noch nach innen als nach außen gerichtet: Gerade dieser Anspruch ist es, der eine Rückkehr der Grünen in eine selbst gewählte Nische verhindern soll.

NAMEN & NACHRICHTEN

„Verspätungswitze können wir besser als ChatGPT“

Kai Strehler, scheidender Social-Media-Chef der Deutschen Bahn, über Pannen und Humor

Herr Strehler, Sie waren fünf Jahre lang für die Social-Media-Kanäle der Deutschen Bahn zuständig, jetzt hören Sie auf. Aus Frust, weil es nicht besser wird mit den Verspätungen?

Nein. Wenn ich mit der Bahn gefahren bin, waren die Züge übrigens fast immer pünktlich. Aber es wird für mich jetzt einfach Zeit für etwas Neues.

Ihr Markenzeichen war, die vielen Beschwerden über die Bahn mit Humor zu kontern. Welchen Beitrag halten Sie selbst für den besten?

Nicht jeder Post war locker-flockig. Aber wenn Sie mich so fragen: Ich fand unsere Antwort auf Beatrix von Storch besonders gelungen.

Die AfD-Politikerin hatte Verspätung und Regenbogen-Lackierung eines ICE kritisiert, Sie montierten ihr Foto in eine Wüstenlandschaft und schrieben dazu: Wir freuen uns, dass Sie Ihr Ziel trotzdem erreicht haben. Die Rückfahrt fällt leider aus.

Wir haben mit einer Kombination aus Humor und Haltung die Werte der Deutschen Bahn verteidigt.

Lassen Sie sich bei solchen Gags von der Künstlichen Intelligenz helfen?

Nein. Uns geht es um Humor von Mensch zu Mensch. Verspätungswitze können wir besser als ChatGPT.

Wie aktiv sind Sie eigentlich privat auf Tiktok, X und Instagram?

Überhaupt nicht. Ich finde es wichtig, auch mal abzuschalten. Außerdem passiert in meinem Leben nicht so viel Spannendes. Und wenn, dann behalte ich es lieber in meinem eigenen Kopf.

Das Gespräch führte Sebastian Balzter.



Kai Strehler, 38 Foto: Tristan Biere



Provence? Oberlausitz! Foto: Agrargenossenschaft See

Von wegen nass

Vollgelaufene Keller, abgesagte Gartenpartys, nasse Füße – ganz Deutschland redet darüber, wie verregnet dieser Sommer ist. Ganz Deutschland? Im Osten von Sachsen und Brandenburg sieht es anders aus. Dort herrscht, wie es die Daten des Helmholtz-Zentrums für Umweltforschung unbestechlich nachweisen, derzeit „außergewöhnliche Dürre“, mit erheblichen Folgen für die Landwirte. Die Agrargenossenschaft See in der Oberlausitz hat gerade mit der Ernte begonnen. Beim Raps liege der Ertrag etwa um ein Drittel unter dem Vorjahr, berichtet Genossenschaftsleiter Andreas Graf (Foto), bei der Gerste seien es 15 Prozent weniger. Der Betrieb hat indes schon vor Jahren angefangen, trockenresistente Pflanzen anzubauen, etwa Lavendel, Soja und Buchweizen. Das zahle sich nun aus, sagt Graf, und fürs Vieh habe man rechtzeitig Futter eingelagert. Auch deshalb bringe ihn die Dürre nun nicht aus der Ruhe. Dabei ist es für seinen Betrieb Graf zufolge sogar ein zusätzlicher Nachteil, dass es im Rest der Republik zuletzt so oft geregnet hat: Der Antrag, wegen der Dürre zusätzliche Flächen zu bewirtschaften, wurde abgelehnt – mangels landesweiter Notlage. Graf kommentiert das sportlich: „Wenn ich Bilder von Überschwemmungen aus anderen Gegenden sehe, dann sitze ich lieber auf dem Trockenen.“

Innovation macht Schule
Unternehmen gesucht!

Inspirierend – trendy – neu: Zukunftsperspektiven für Organisationen zu entwickeln ist eine wichtige Fähigkeit. Wie werden neue Produkte generiert? Welche Dienstleistungen entstehen durch das Denken abseits des Bekannten?

Werden Sie Partner eines bundesweiten Schulprojekts, und rufen Sie einen Innovationspreis aus! Gemeinsam mit der Frankfurter Allgemeinen Zeitung fördern Sie nicht nur die Medienkompetenz von Schülerinnen und Schülern, Sie wecken auch den Unternehmergeist. Entwickeln Sie im Rahmen von Kreativworkshops gemeinsam Ideen, und finden Sie heraus, was die Zukunft von morgen will.

Als F.A.Z. unterstützen wir Sie mit unserer langjährigen Erfahrung:

- ☑ Über 40 Jahre Bildungskompetenz der F.A.Z.
- ☑ Hohe Reichweiten durch die Kommunikation in F.A.Z. und F.A.S.
- ☑ Konzeption und Organisation unter Einbeziehung des großen F.A.Z.-Lehrernetzwerks

Wir freuen uns über Ihre Kontaktaufnahme:

Lana Huerkamp @ l.huerkamp@faz.de ☎ +49 69 75 91-25 29

Jetzt Partner werden!

Frankfurter Allgemeine
ZEITUNG FÜR DEUTSCHLANDS Schulen

Es dampft vor dem Gelände der Theodor-Heuss-Schule in Offenbach. Gerade ist Pausenzeit. Kurz vor Unterrichtsbeginn überqueren drei männliche Schüler die Straße vor dem Schulgebäude, einer trägt seinen Rucksack vor dem Bauch, eine schwarze Kappe auf dem Kopf, in einer Hand hält er eine E-Zigarette, wie manch andere Schüler an diesem Morgen. Wenn er daran zieht, steigt weißer Qualm auf. Es riecht süßlich. Schmeckt besser als normaler Tabak, sagt er. Wie eine „Shisha to go“, beschreibt es einer der Schüler. Viele ihrer Freunde würden lieber „dampfen“ als eine Schachtel Zigaretten zu kaufen. Sei sowieso viel billiger.

So wie in Offenbach sieht es an vielen Schulen in Deutschland aus. E-Zigaretten sind plötzlich cool. Dabei galten die kleinen Dampfmaschinen, auch Vapes genannt, jahrelang als Nischenprodukt. Selbst diejenigen, die vom herkömmlichen Tabak auf die vermeintlich gesündere Alternative umsteigen wollten, griffen zunächst nur zögerlich zur elektrischen Zigarette, die durch eine Heizspirale eine Flüssigkeit verdampfen lässt, die dann eingeatmet wird. Tabak braucht es hierfür nicht. In Onlineforen und Chats wurde jahrelang hämisch über den „Auspuff im Mund“ gespottet – ein Gerät, das aufgrund seines Akkus erst aufgeladen werden musste, um dann nach Synthetik und Plastik zu schmecken. Zu kaufen gab es die Produkte lange Zeit nur in Fachgeschäften oder im Onlinehandel.

Diese Zeiten sind vorbei. Heute finden sich Vapes in Supermärkten, Kiosken und sogar in Snack-Automaten, wo die E-Zigarette neben Schokoriegeln und Limo erworben werden kann. Die neue Popularität verdankt die Branche vor allem einem Produkt, das im Vergleich zu früher beinahe anmutig daherkommt: der Einweg-E-Zigarette. Das Gerät, das die Schüler der Offenbacher Schule rauchen, ist ein kleiner elektrischer Glimmstängel, der äußerlich eher an einen länglichen Textmarker als an eine herkömmliche Zigarette erinnert. Aufgeladen werden muss hier nichts. Die Vapes sind oft poppig bunt verpackt und schmecken süß: mal nach Wassermelone, Zuckerwatte-Eis oder Erdbeerjoghurt. In ihrem Innern befindet sich Flüssigkeit, bis zu 700-mal kann man an ihr ziehen.

Wie gut die Einweg-E-Zigarette schon heute funktioniert, zeigen die Umsatzzahlen des Lobbybündnisses für Tabakfreien Genuss, in dem kleine und mittelständische Unternehmen vertreten sind. Allein der kleine Verband sagte Mitte September 2023 einen im Vergleich zum Vorjahr um 40 Prozent gestiegenen Umsatz in Deutschland voraus. Rund 800 Millionen Euro sollte er betragen, etwa 30 Prozent dieses Marktes gehen auf Einweg-E-Zigaretten zurück. Damit bezieht der Verband nur die Umsätze seiner Mitgliedsunternehmen. Die chinesischen Anbieter, die den Markt dominieren, sind hier noch nicht mal erfasst.

Selbst der größte Tabakkonzern der Welt mischt nun mit. Philip Morris brachte vor einigen Monaten seine erste Einweg-E-Zigarette auf den Markt. Grund genug, sich die Entwicklung einmal näher anzuschauen.

Der Aufstieg der Einweg-Vapes begann vor zwei Jahren, als die Marke Elf Bar auf den deutschen Markt kam. Seitdem sprechen Experten von einer Flut chinesischer E-Zigaretten-Anbieter in



Foto: Stockbyte

Rauchen ist wieder cool

Jahrelang haben immer weniger Jugendliche geraucht. Jetzt sind Einweg-E-Zigaretten der große Trend auf den Schulhöfen.

Von Stefanie Diemand

Europa. Rund 90 Prozent der weltweit produzierten E-Zigaretten kommen heute aus China, einem Land, in dem die Nutzung von Vapes vielerorts gänzlich verboten ist. In Deutschland ist das Unternehmen Imiracle Technology Marktführer. Auch, weil es frühzeitig in sozialen Netzwerken für seine Marken Elf Bar oder Geek Bar geworben hat.

Wenig überraschend kommen die bunten Vapes daher auch bei denen gut an, die in den sozialen Medien besonders aktiv sind: der Generation Z. In einer von Statista veröffentlichten Studie aus dem letzten Monat gaben 36 Prozent der befragten Vape-Raucher an, zwischen 1995 und 2012 geboren worden zu sein. Alle Befragten greifen mindestens gelegentlich zur Einweg-E-Zigarette. Im Gegensatz dazu rauchen nur 3 Prozent der Babyboomer Vapes.

Die großen Tabakkonzerne kontern diese Zahlen damit, dass es insgesamt nur wenige jugendliche Raucher gebe. Einer, der das anders sieht, ist Suchtforscher Daniel Kotz. Er leitet die Deutsche Befragung zum Rauchverhalten (DEBRA), eine zweimonatliche Erhebung zum Konsum von Tabak und E-Zigaretten. „Das Niveau ist weiterhin hoch“, sagt er. In den vergangenen fünf Jahren ist es sogar gestiegen: So haben im Jahr 2023 14,9 Prozent der 14- bis 17-Jährigen geraucht, 2020 waren es nur 10,5 Prozent. Bei den 18- bis 24-Jährigen rauchen heute 37,6 Prozent, während es 2020 noch etwa vier Prozent weniger waren. Kotz ist überzeugt, dass auch Vapes zum zusätzlichen Nikotinkonsum verleiten.

Dabei zielt die E-Zigarette ursprünglich auf Tabakraucher. Sie galt als das Wundermittel, mit dem langjährige Konsumenten auf eine vermeintlich gesündere Alternative umsteigen sollten. „Mit der E-Zigarette bieten wir erwachsenen Rauchern eine potentiell risikoreduzierte Alternative zur herkömmlichen Zigarette“, wirbt beispielsweise das Unternehmen British American Tobacco, das mit Vuse Go eine Einweg-E-Zigarette auf dem Markt hat. So ähnlich klingt es auch beim Marktführer aus China, Imiracle Technology. Dieser wehrt sich gegen die Vorwürfe, junge Menschen zum Rauchen animieren zu wollen. „Wir möchten jedoch noch einmal betonen, dass unsere Vaping-Produkte seit dem ersten Tag der Gründung von Elfbar niemals für Minderjährige bestimmt waren und sein werden“, antwortet ein Sprecher des Unternehmens schriftlich auf eine Anfrage der F.A.S. Warum sieht man die Vapes dann trotzdem auf fast jedem Schulhof?

Vor dem Eingang zur Cafeteria der Theodor-Heuss-Schule hängt seit gut einem Jahr ein Plakat mit durchgestrichener Zigarette - und einer durchgestrichenen Vape. „Rauchen und Dampfen verboten“, steht da. „Das haben wir extra anfertigen lassen“, sagt Lehrerin Victoria Kärtner. Die 35-Jährige unterrichtet seit beinahe einem Jahrzehnt an der Schule. Geraucht hätten viele Schüler schon immer, aber auch in Offenbach würden immer mehr Jugendliche zur E-Zigarette greifen. „Am Anfang haben uns manche Schüler gesagt, dass sie doch gar nicht rauchen würden, sondern nur dampfen.“ Vor Kurzem hat die Schule deshalb die Schulordnung geändert und E-Zigaretten dort explizit mitaufgenommen. Sie dürfen nur in speziellen Raucherbereichen konsumiert werden. „Die erwachsenen Schüler sollen selbst über das Rauchen entscheiden können.“ Die Produkte können es die

Jugendlichen beim schulnahen Rewe kaufen, wo die Zigaretten immerhin hinter einer Vitrine stehen. „Macht aber sowieso keinen großen Unterschied“, sagt Kärtner. Minderjährige Raucher würden leicht einen volljährigen Schüler finden, der die Produkte für sie kauft. „Viele finden es wohl einfach cool, in so einer Dampfwolke zu stehen“, sagt sie.

Dass die Vapes so beliebt bei der jungen Generation sind, liegt auch an der einfachen Handhabung, glaubt Suchtforscher Kotz: Die Geräte müssen nicht umständlich befüllt werden. Man kann jederzeit einen Zug nehmen, um sie kurz darauf wieder in der Tasche verschwinden zu lassen. Nach Gebrauch werden sie einfach weggeworfen. Hinzu kommt, dass die Vapes nicht streng nach Nikotin riechen, wie es bei den herkömmlichen Zigaretten der Fall ist. Kurzum: Rauchen war noch nie so einfach.

In einem Punkt ist die Einweg-E-Zigarette dann dem Tabak aber doch ähnlich: dem Nikotingehalt. Eine Einweg-E-Zigarette reicht für bis zu 700 Züge mit 20 Milligramm Nikotin. Das entspricht etwa zwei Schachteln Zigaretten. Nur sind die Vapes deutlich günstiger: Um die zehn Euro kosten die Einweg-E-Zigaretten durchschnittlich. Wie gefährlich der Qualm für die Gesundheit ist, ist umstritten. Langzeitstudien liegen noch nicht vor. Dass der Dampf der E-Zigarette gesundheitsschädliche Stoffe enthält, wird jedoch von kaum jemandem bestritten. Und trotzdem sind sie überall verfügbar.

Verkauft werden E-Vapes auch in einem Kiosk in der Nähe von Mainz. „In den vergangenen Jahren kaufen die Menschen immer mehr E-Zigaretten“, sagt der Besitzer, der neben Zigaretten und Vapes auch Schreibwaren verkauft. Am beliebtesten seien die Sorten Melone und Blaubeere. Den fruchtigen Geschmack würden die meisten Kunden mögen.

Immer wieder kämen in seinem Kiosk auch Minderjährige, um eine Vape zu kaufen. Sein Kiosk liegt unmittelbar auf dem Schulweg von vielen jungen Menschen. „Ich verkaufe die aber nicht an Teenager“, sagt der Kioskbesitzer. In seinem Geschäft hängt ein Schild, das über die Nutzung ab 18 Jahren aufklärt. Jung seien seine Kunden aber dennoch. Seien ja so bunt, die Dinger, sagt er. Das zieht. Und na ja, andere Kioske würden das ein oder andere Gerät dann doch an Minderjährige verkaufen, sagt er.

Der Mainzer Kioskbetreiber führt E-Zigaretten seit zwei Jahren. Andere Geschäftige waren schon früher dran, er wollte erst mal abwarten, wie sich der Markt entwickelt. Heute glaubt er, dass die E-Zigarette irgendwann einmal die Tabak-Zigarette ersetzen wird.

Suchtforscher Kotz wäre es lieber, wenn die Einweg-E-Zigaretten verboten werden würden. Damit ist er nicht allein: Erst in diesem Monat forderten auch mehrere deutsche Verbände und Organisationen, darunter die Bundesärztekammer, von Bundesumweltministerin Steffi Lemke in einem offenen Brief ein Verbot der Einweg-Vapes.

Auch die Hersteller scheinen sich auf ein mögliches Verbot schon vorzubereiten, und bringen immer häufiger auch Mehrweg-E-Zigaretten auf den Markt. Wiederverwendbare Vapes würden auch für Elf Bar „im Mittelpunkt“ der Produktentwicklung stehen.

Verbot hin oder her, von der rauchfreien Zukunft scheint man in Deutschland so oder so noch weit entfernt.

LESEBRIEFE

Ostgebiete

POLITIK Zu „Auf Polen zugehen“ von Stefan Locke (7. Juli):

Mehrfach wurde über Wiedergutmachung im Hinblick auf Polen berichtet. Der PIS-Chef Jaroslaw Kaczynski hatte gar für von Deutschland verursachte Schäden aus dem Zweiten Weltkrieg eine Summe von 1,3 Billionen Euro genannt. Dabei muss man sich wundern, dass Gebietsverluste Deutschlands an Polen nie zur Sprache gekommen sind. Mit einer Fläche größer als Bayern und Baden-Württemberg waren es die Gebiete von Schlesien, Hinterpommern mit Stettin, Danzig und ein Teil von Ostpreußen. Die dort wohnhaften 9,5

Millionen Einwohner waren geflüchtet oder wurden vertrieben. Und es waren ja nicht nur die Flächen, sondern auch der Inhalt wie Landwirtschaft, Bodenschätze, Immobilien und kulturelle Güter. Heute sollte eine freundschaftliche Zusammenarbeit im europäischen Rahmen gefördert werden. **Hans Röhrs**, Ibbenbüren

Räumliche Ballung

WIRTSCHAFT Zu „Der Ökonom auf dem Gletscher“ von Gerald Braunberger (7. Juli):

In seiner gelungenen Würdigung des Schaffens des vor einem Jahrhundert verstorbenen Begründers der modernen Mikroökonomik hebt Gerald Braunberger elemen-

tere Hinterlassenschaften wie Angebots- und Nachfragekurven, Konsumentenrente oder die Einkommenselastizität der Nachfrage hervor. Obwohl diese Werkzeuge jedem Ökonomie-Studierenden seit dem ersten Semester bekannt sind, sei dessen Erfinder „weitgehend in Vergessenheit geraten“. Keine Erwähnung findet dagegen Marshalls Entdeckung der Industriedistrikte, die er Ende des 19. Jahrhunderts nicht nur im britischen Lancashire, sondern auch am Beispiel der Schneidwarenindustrie in Solingen und Remscheid studierte – nicht umsonst verweist Braunberger auf Marshalls gute Deutschkenntnisse. Marshall ging darauf im vierten Band seiner „Principles of Econo-

mics“ sowie ausführlicher in seinem empirischen Spätwerk Industry and Trade von 1919 ein. Die Vorteile der räumlichen Ballung industrieller Produktion durch „Marshalls Trinity“ von spezialisierten Fachkräften, Zulieferern und Wissensflüssen verloren in der Reifephase der Industrialisierung durch vertikale Integration und Globalisierung an Bedeutung. In den 1980er-Jahren erhielten diese Vorteile aber durch die Renaissance der Regionen neue Aufmerksamkeit. Von Michael E. Porter an der Harvard Business School als Cluster popularisiert, flossen die von Marshall entdeckten Lokalisationsersparnisse in wirtschaftspolitische Strategien weltweit ein. Das mag nicht die

Breitenwirkung seiner mikroökonomischen Werkzeuge erzielen. Die Pionierarbeit zu clustern trägt aber dazu bei, dass sein Name nicht in Vergessenheit gerät. **Prof. Dr. Matthias Kiese**, Bochum

Widerspruchslösung

WIRTSCHAFT Zu „Kampf um jedes Herz“ von Sebastian Balzer und Patrick Bernau (30. Juni):

Die Autoren bezweifeln, dass eine Widerspruchslösung die Zahl der Organtransplantationen entscheidend erhöht. Die Zahlen sagen etwas anderes. Nehmen wir als Beispiel Österreich, wo die Widerspruchslösung gilt. Dort wurden im vergangenen Jahr je eine Million Einwohner 7,5 Herzen gespendet,

in Deutschland waren es dagegen nur 3,6. Für Angehörige und Freunde ist es einfacher, eine Organentnahme zu akzeptieren, wenn nicht sie selbst bei Nichtkenntnis des Verstorbenenwillens entscheiden müssen. Die Widerspruchslösung hat in einer solchen intimen Angelegenheit also entlastende Wirkung. **Prof. Dr. mult. Nikolaus Knoepffler**, Freising

Seitkuola

LEBEN Zu „Das Sommerbärchen“ von Tom Haas und Anke Schipp (30. Juni):

Ich erinnerte mich beim Lesen des Beitrags an – ich glaube, es waren die Neunzigerjahre. Da-

mals trugen Männer wie Frauen auch einen Einheitschnitt. Vorne kurz, hinten lang, abgekürzt: „Vokuhila“. Ich schlage daher vor, den derzeitigen Trend bei den Männerköpfen „Seitkuola“ zu nennen. **Prof. Dr. Frank Hobmeister**, Heusenstamm

Leserbriefredaktion der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung, 60267 Frankfurt/Main, E-Mail-Adresse: sonntagszeitung.leserbriefe@faz.de

Um möglichst viele Leserbriefveröffentlichungen zu können, sind wir leider häufig gezwungen, sie zu kürzen. Wir lesen alle Briefe sorgfältig und beachten sie, auch wenn wir sie nicht beantworten können.

An jenem Donnerstagabend, an dem die Koalitionäre im Kanzleramt um den Haushalt rangen, spielte rund fünf Kilometer weiter westlich die Deutsche Oper Berlin das Stück „Nixon in China“. Es ging um den amerikanischen Präsidenten Richard Nixon, einen konservativen Hardliner, der im fernen Jahr 1972 etwas ganz Ungewöhnliches getan hatte: Er war ins kommunistische China gereist, es war der erste Besuch eines US-Staatsoberhauptes in der Volksrepublik überhaupt. Das konnte er politisch riskieren, gerade weil er als Kommunistenfresser galt.

„Only Nixon could go to China“, nur Nixon habe nach China fahren können: Das ist in der politischen Sprache der Vereinigten Staaten seither die Chiffre dafür, dass eherne Glaubenssätze in der Politik immer nur von jenen umgestoßen werden können, die sie zuvor am vehementesten vertraten. Auf die deutsche Politik übertragen: Nur der Sozialdemokrat Gerhard Schröder konnte die Hartz-Reformen durchsetzen, nur die Christdemokratin Ursula von der Leyen die von der Vorgängerin längst geplante neue Familienpolitik samt Vätermönaten auch wirklich durchsetzen. Der Widerstand ist dann gleichsam neutralisiert.

Die Frage ist seit jener Nacht, ob sich auch Christian Lindner unter diesen Größen einreihen darf, weil er eine haushaltspolitische Flexibilität an den Tag gelegt hat, die man kaum jemand anderem so leicht hätte durchgehen lassen wie dem obersten Verteidiger der Schuldenbremse. Ja, es stimmt: Wenn das Bundeskabinett am kommenden Mittwoch den Haushaltsentwurf für das Jahr 2025 beschließt, dann wird es keinen neuerlichen Überschreitensbeschluss geben, also keine weitere Ausnahme von der Schuldenbremse für den Krieg in der Ukraine, den Lindner längst als eine – wenn auch traurige – „neue Normalität“ betrachtet. Aber er hat an vielen Stellen eben auch alle erdenklichen Spielräume genutzt, auf die seine Vorgänger noch verzichtet hatten. Und über den Streit um die Schuldenbremse geht einigermaßen unter, dass Lindner anders als der Vorgänger Schäuble immer noch Schulden macht, 44 Milliarden Euro im kommenden Jahr.

Sozialdemokraten und einige Grüne haben ihn zwar für sein Nein zu einer weiteren Ausnahme von der Schuldenbremse hart kritisiert und ihn im Gegenzug für seine Verhandlungsführung beschimpft, am lautesten der SPD-Fraktionsvorsitzende Rolf Mützenich. „Ich fand es sehr ungewöhnlich, dass zwei Monate lang dieser Haushaltsentwurf insbesondere unter Beteiligung auch des Bundeskanzlers gestaltet worden ist“, sagte er. „Eigentlich war das immer die Aufgabe des Fachministers gewesen.“

Allerdings ging vor lauter Aufregung um die Schuldenbremse ein wenig unter, dass Lindner seinen Koalitionspartnern jenseits dieser Frage ziemlich weit entgegengekommen ist, was das Nutzen von Haushaltsspielräumen betrifft. Man mag es Pragmatismus nennen oder auch das Ausnutzen von Tricks, wie Lindner früher als Oppositionspolitiker vielleicht gesagt hätte.

Mit den Finanzministern, denen er gegenüberstand, ging er jedenfalls nicht besonders pfleglich um, ob er nun dem Sozialdemokraten Norbert Walter-Borjans in Nordrhein-Westfalen eine „verantwortungslose Schuldenpolitik“ vorwarf oder dem Finanzminister Olaf Scholz das Horten von Rücklagen für spätere Wahlkampfgeschenke. Selbst Wolfgang Schäuble, der Minister der „schwarzen Null“, bekam einiges ab. „Das waren keine bombastischen vier Jahre“, sagte Lindner zu dessen Abschied aus dem Amt.

Diesmal freilich hat er selbst schon früh eine gewisse haushaltspolitische Flexibilität signalisiert. „Ich bin ein Anhänger von Selbstbindungen wie der Schuldenbremse, weil sie Stabilität bringt. Insofern betrachte ich es nicht als Vorwurf, wenn man mich als Falke sieht“, sagt er zwar. „Ich bin aber nicht der bornierte Ideologe, zu dem mich die Befürworter uferloser Staatstätigkeit machen wollen. Ich nutze gerne die Flexibilität, die es gibt, um Probleme zu lösen. Aber alles im Rahmen der Verfassung.“

Um die gestiegenen Kosten für Bürgergeld und erneuerbare Energien zu kompensieren, berechnete er die Konjunkturkomponente im Etat 2024 kurzerhand neu – mit der erstaunlichen Wirkung, dass eine schlechtere Wirtschaftslage nach den Mechanismen der Schuldenbremse den Spielraum für neue Kredite erhöht.

Zusätzliche Luft verschaffte er sich, indem er das Buchungssystem für Bundesanleihen umstellte. Kursgewinne und -verluste wurden bislang jahresaktuell verbucht, was in Zeiten niedriger Zinsen ein hübsches Plus einbrachte, bei hohen Zinsen aber ins Minus führt. Jetzt werden diese Summen rechnerisch über die gesamte Laufzeit verteilt, was



„Ich nutze gerne die Flexibilität, die es gibt“: Finanzminister Christian Lindner

Foto Andreas Pein

Der Finanzminister und seine Tricks

Auf dem Papier hat Christian Lindner die Schuldenbremse verteidigt. Aber dafür hat er eine Menge Kompromisse gemacht.

Von Ralph Bollmann

auch jeder private Anleger bei der Renditeberechnung macht. Verdächtig ist hier allein der Zeitpunkt: Umgestellt wird das System erst jetzt, wenn man den Buchungsposten im Haushalt für die Koalitionsrettung braucht.

Überdies ist die Regierung vom stimulierenden Effekt ihrer eigenen Wachstumsinitiative so überzeugt, dass sie das erhoffte Konjunkturplus gleich mal zur Grundlage ihrer Haushaltsplanungen macht, samt Mehreinnahmen bei Steuern und Sozialbeiträgen.

Und dass er im fernen Jahr 2028, wenn Deutschland das Verschuldungskriterium des Maastricht-Vertrags wieder einhält, die Tilgung der Corona-Schulden strecken will: Das hatte Lindner schon lange im Voraus angekündigt. Das trifft sich insofern günstig, als nach dem Ende des Sonderstopfs für die Zeitenwende just in jenem

Jahr viel Geld fürs Militärische fehlt. Dann ist die aktuelle Regierung zwar gar nicht mehr im Amt. Aber trotzdem muss sie eine Finanzplanung präsentieren, die Einnahmen und Ausgaben für die kommenden Jahre zumindest halbwegs plausibel macht.

Das alles war längst eingepreist, als sich die Koalitionspartner zu ihren letzten Verhandlungsrunden trafen und über die verbliebene Lücke von gut zehn Milliarden Euro berieten. Am Schluss einigten sie sich dann ganz schlicht auf einen Vorschlag, den das Kanzleramt zuvor schon gemacht hatte: Man könnte doch der Bahn wie der Autobahngesellschaft für ihre nötigen Investitionen einfach günstige Darlehen geben, statt ihnen das Geld als Zuschuss zu überweisen. Weil das Mittel sind, die der Bund – hoffentlich – irgendwann zurückbekommt, wäre das

für die Berechnung der Schuldenbremse womöglich gar nicht relevant. Und den maroden Brücken sei doch egal, so das Argument, von welchem Geld sie aufpoliert werden.

Spricht man in diesem Zusammenhang von einem Trick, reagiert der Finanzminister am Telefon ein wenig gereizt. Im Gegensatz zu den anderen Punkten ist dieses Modell aus Lindners Sicht allerdings noch keine beschlossene Sache. „Die Darlehensvergaben an Bahn und Autobahngesellschaft gehören zu den Vorschlägen des Kanzleramts, um den noch bestehenden Handlungsbedarf von acht Milliarden Euro zu schließen“, sagt er. So berichtet es auch andere Teilnehmer der Verhandlungen. Allerdings legt Lindner mit diesem Satz einen breiten Cordon sanitaire zwischen sich und dem Vorschlag.

„Ob und was möglich ist, steht aber ausdrücklich unter einem Prüfverbot“, fügt er hinzu. „Ich werde einen externen Gutachter und den unabhängigen Wissenschaftlichen Beirat meines Ministeriums damit befassen. Verfassungsrechtliche Risiken und unwirtschaftliche Entscheidungen schließe ich aus.“ Falls nicht, könnten der Regierung trotz des bevorstehenden Kabinettsbeschlusses noch einige Debatten bevorstehen. „Dann werden wir eine andere Lösung finden müssen“, sagt Lindner. „Bis zum Ende der Haushaltsberatung Ende November steht in jedem Fall weitere Arbeit an, da ja auch Zahlen etwa zur wirtschaftlichen Entwicklung noch aktualisiert werden müssen.“

Einfach offenlassen, wo die fehlenden Milliarden dann herkommen, kann die Regierung jedenfalls kaum. Schließlich

stehen noch weitere acht Milliarden Euro als „pauschale Minderausgabe“ im Etat, sprich: Die Regierung hofft, dass dieses Geld am Ende ohnehin nicht ausgegeben wird. Das hatte es in der Vergangenheit immer gegeben, weil Planungskapazitäten nicht ausreichten, Fördermittel nicht abgerufen, Anträge nicht gestellt wurden. Frühere Minister hatten sich im Nachhinein immer gefreut, um wie viel günstiger der Jahresabschluss im Vergleich zum beschlossenen Haushaltsplan dann ausfiel. Lindner hält es nun umgekehrt. „Der Haushaltsentwurf ist seriös, aber präziser kalkuliert als zuvor“, sagt er. „Wir hatten aufgrund von Vorsorgen in der Vergangenheit stets Milliarden Euro am Jahresende übrig. Solche Haushaltsreste will ich vermeiden.“

Doch so pragmatisch sich Lindner beim Aufspüren von Haushaltsspielräumen verhielt, so unsicher blieben die Koalitionspartner über seine letzten Absichten bis zum Schluss. Hier hilft vielleicht noch mal ein Blick hinüber zur Deutschen Oper. „Ein Irrer mit einer Handgranate in der Hand hat eine deutlich überlegene Verhandlungsposition“, wird Nixons Außenminister Henry Kissinger in der Aufführung zitiert. Nun ist Lindner gewiss kein Irrer, aber ob er während der 80 Stunden langen Haushaltsgespräche nicht doch eine Handgranate in die Regierungszentrale geschmuggelt hatte, darüber waren sich seine Gesprächspartner nicht ganz sicher. Auch wenn er nicht als Granate kostümiert erschien wie einige der Akteure auf der Opernbühne.

Gerne verweisen sie dann auf seine Biographie, auch Lindner selbst lässt solche Hinweise gelegentlich absichtsvoll fallen. Ende 2011 trat er vom Amt des FDP-Generalsekretärs zurück, als er sah, dass für ihn nichts mehr zu gewinnen war. Damit verschärfte er zunächst die Krise seiner Truppe – und legte zugleich die Grundlage fürs spätere Comeback von Person und Partei. Anfang 2012 verweigerte er der nordrhein-westfälischen Minderheitsregierung unter der SPD-Ministerpräsidentin Hannelore Kraft die Zustimmung zum Landeshaushalt, obwohl die FDP in den Umfragen bei zwei Prozent stand. Er stellte den Wahlkampf unter das Motto „Lieber neue Wahlen als neue Schulden“, am Ende kam er mitten in der tiefsten Krise der Bundespartei auf stolze 8,6 Prozent. Und schließlich verließ er 2017 gegen die Erwartungen vieler die Verhandlungen über eine Koalition mit Union und Grünen. „Lieber nicht regieren als schlecht regieren“, sagt er damals.

Umgekehrt verwiesen manche auf die Hingabe, mit der Lindner sein Ministerium neuerdings von der eigenen Truppe verwalten lässt, dem Zoll: So jemand, wurde gemutmaßt, werde doch vom Staatsamt nicht ohne Not lassen.

Diese Unsicherheit blieb über die ganze Zeit der Haushaltsverhandlungen, trotz aller Signale der Kompromissbereitschaft. Er selbst hätte die Regierung wohl kaum verlassen, und für den Kanzler gibt es keine Möglichkeit, seinen Finanzminister zur Vorlage eines Haushaltsentwurfs zu zwingen. Er hätte ihn höchstens entlassen können – mit allen Risiken und Nebenwirkungen. Am Ende wollte das niemand riskieren.

Womöglich haben das laute Beharren der Sozialdemokraten und das leise Insistieren der Grünen auf einer Ausnahme von der Schuldenbremse dem Finanzminister sogar geholfen, um am Ende trotz aller Flexibilität als Anwalt solider Haushaltsführung vom Platz zu gehen.

Dabei blieb bis zuletzt offen, ob die Alternativen wirklich gangbar gewesen wären. Von einer Grundgesetzänderung, die generell mehr Spielraum für neue Schulden geschaffen hätte oder zumindest eine längere Übergangsfrist nach einem externen Schock, war unter den Beteiligten sowieso keine Rede, anders als in der öffentlichen Debatte. Die dafür nötige Zweidrittelmehrheit wäre im beginnenden Vorwahlkampf am Veto der Union gescheitert.

Und wegen des Kriegs in der Ukraine eine neue Notlage zu erklären, das mochten Scholz und Habeck als verfassungsrechtlich gangbaren Weg betrachten, ein Signal der Entschlossenheit gegenüber großrussischen Expansionsplänen auszusenden. Aber selbst wenn Lindner dazu bereit gewesen wäre: Aus seiner Sicht erschien auch das Risiko viel zu groß, dass die Verfassungsrichter ein solches Vorgehen kurz vor der Wahl abermals gekippt hätten. Als Hauptschuldiger hätte dann vermutlich der Finanzminister gegolten.

Der Soundtrack des Ganzen klingt am Ende ein wenig nach dem Komponisten John Adams, einem Vertreter der Minimal Music. Größtmögliche Spannung kombiniert mit der Wiederholung des Immergleichen, so ungefähr könnte man das Prinzip umschreiben. Einiges deutet darauf hin, dass dieses Stück mit der Kabinettsaufführung am Mittwoch noch nicht aus dem Repertoire gestrichen wird.

Betrug mit Second-Hand-Mode

Auf der Plattform Vinted sollen gute Gebrauchtwaren gehandelt werden. Aber Betrüger mischen Ramsch aus China unter. Die Plattform wird zunehmend unbrauchbar. *Von Sarah Huemer*

Schon nach einer kurzen Frage ist die Unterhaltung beendet. Die Interessentin will wissen, wie sie sichergehen kann, dass die Ohrhinge tatsächlich Originale sind. Für knapp 12 Euro bietet eine Privatverkäuferin den Schmuck auf der Second-Hand-Plattform Vinted an, gelistet als Ohrhinge der beliebten Modemarke „& Other Stories“ (für alle Unwissenden: Die Marke schreibt sich tatsächlich so). Doch auf die Frage will die Verkäuferin erst gar nicht antworten. Statt ihrer potentiellen Kundin weiterzuhelfen, reagiert sie mit einer drastischen Maßnahme: Sie blockiert sie.

Ein kurzes Googeln lässt den Grund dafür erraten. Die Ohrhinge mit dem blau-weißen Muster gibt es für knapp einen Euro im chinesischen Onlineshop Ali-Express. Ebenso wie viele andere Schmuckstücke, die die Verkäuferin auf ihrem Profil anbietet. Ein Zufall? Wohl kaum. Die Vermutung liegt nahe, dass die Verkäuferin den Schmuck günstig einkauft, fälschlicherweise als begehrte Marke ausgibt und andere Nutzer bewusst abzockt. Und damit Erfolg hat. Immerhin werden die Ohrhinge wenig später als verkauft angezeigt.

Sie ist nicht die Einzige, die sich dieser Masche bedient. Auf der Plattform Vinted findet man zahlreiche ähnliche Profile, die Kleidung und Schmuck anbieten, welche laut Beschreibung von einer Marke stammen oder ein ganz besonderes Stück sein sollen – und wo nach einer kurzen Recherche feststeht: Es handelt es sich um Ramsch aus China, den die Verkäufer zu einem gehörigen Aufschlag ihren Kunden unterjubeln wollen.

Betrug gab es zwar schon immer. Doch die Fälle nehmen zu und die Tricks werden ausgeklügelter – oft stellt man erst beim Auspacken den Betrug fest. Das wiederum rüttelt am Fundament des Second-Hand-Marktes: Das Vertrauen schwindet und die Sorge steigt, selbst auf eine Täuschung reinzufallen. „Der Markt ist überschwemmt mit Fakes“, sagt Martina Reiser, die eigentlich anders heißt, so wie alle Nutzer, die in diesem Text vorkommen. Reiser nutzt Vinted seit vielen Jahren, kauft aber immer seltener dort ein.

Dabei hat die Branche in den vergangenen Jahren enormen Aufschwung erlebt. Die Wirtschaftsberatung PwC traut ihr alleine in Deutschland bis zum Jahr 2025 ein Volumen von bis zu sechs Milliarden Euro zu. Onlineplattformen wie das litauische Unternehmen Vinted, das auch in Deutschland gerne genutzt wird, gelten als Erfolgsgeschichte. Privatpersonen können dort ihre getragene Kleidung weiterverkaufen. Der Gedanke: schicke Kleidung, tolle Sneaker und schönen Schmuck aus zweiter Hand günstig bekommen, und so auch noch die Umwelt schonen. Zudem ist Vintage, also Kleidung im Stil der 80er oder älter, zum Modetrend geworden. „Gerade jungen Leuten geht es darum, etwas individuelles und Kurioses zu suchen. Es ist ein Wettbewerb entstanden, bei dem es darum geht, das originellste Teil zu ergattern“, sagt Modeexperte Carl Tillessen.

Doch die Suche danach wird für die Käufer schwieriger. Martina Reiser ärgert das, zumal sie selbst in der Modebranche arbeitet und für das Thema brennt. Über die vergangenen Monate hinweg hat sie Screenshots von Anzeigen für Kleidungsstücke gesammelt, die eigentlich von Shein, Temu oder einem anderen Billigshop stammen – die Verkäufer allerdings verschweigen das. So ist es etwa mit einem korallenroten Sommerkleid, Größe 38, das unter der Angabe „Vintage“ verkauft wird. Dabei gibt es das Kleid auf Ali-Express zu kaufen.

Einige Verkäufer haben sogar die Bilder der chinesischen Hersteller übernommen, so auch im Fall dieses Kleides. Es ist zu bezweifeln, dass sie die Ware überhaupt besitzen. Auch die F.A.S. hat in einem Selbstversuch ein Paar Ohrhinge bestellt, die von der Marke Cos

stammen sollen – eigentlich mit der Intention, sie auf ihre Echtheit zu prüfen. Doch das Päckchen ist bis zum Redaktionsschluss nicht einmal angekommen.

Nicht immer sind die betrügerischen Profile als solche sofort zu erkennen. Manche wirken wie Anzeigen von ganz normalen Verkäufern, die ihren Kleiderschrank ausmisten. Die Nutzer haben ein Profilbild, mischen teils gewöhnliche H&M-Klamotten unter ihre Angebote, haben viele gute Bewertungen sowie Likes für ihre Artikel und fotografieren sie auch selbst. Erst dann, wenn man beispielsweise den Schmuck über die Bildersuche von Google prüft, stellt sich heraus, dass es sich um billige Modelle aus China handelt.

Zwar werden die Betrüger nicht reich, wenn sie ein Paar Ohrhinge für zwölf Euro verkaufen, die sie selbst für einen Euro erworben haben. „Doch sie können über die Masse viel Geld machen. Da entsteht ein richtiges Business“, sagt Hannah Leitner, eine 42-jährige Nutzerin von Vinted. Zumal die Geschädigten kaum wegen der paar verlorenen Euro zur Polizei gehen dürften,



um die Betrüger anzeigen. Sie bleiben also ungestraft, obwohl sie gegen das Gesetz verstoßen.

Bis vor einigen Monaten hat sich Leitner noch über ein Forum auf der Plattform Vinted mit anderen Nutzern über Betrugsfälle ausgetauscht, sie haben sich gegenseitig gewarnt. Doch das Unternehmen hat die Funktion eingestellt, zum Unmut der Käufer. Es sei schwierig geworden, eine sichere und einladende Atmosphäre für die Community aufrechtzuerhalten, begründete Vinted die Entscheidung damals.

Hannah Leitner, Martina Reiser und ein paar weitere Nutzer haben deshalb auf der Social-Media-Plattform Reddit eine neue Gruppe gegründet, wo sich Vinted-Käufer weiterhin austauschen können und Hilfe von anderen bekommen. Nicht nur Ramsch von Shein oder Temu, sondern

auch gefälschte Artikel teurer Marken sind dort Thema. In einem Beitrag mit der Überschrift „Gefälschter Artikel – Rückversand“ sucht ein Mann Rat, wie er mit gefälschten Sneakern von Nike umgehen soll. Der 34-Jährige erzählt im Gespräch, dass ihn der widerliche Geruch nach Industriekleber stutzig gemacht habe. „Dabei sahen die Sneaker im Angebot gut aus und auch die Bilder waren gut gemacht.“ Er habe sich bei Vinted beschwert und am Ende sein Geld zurückbekommen.

Andere wiederum sind weniger zufrieden damit, wie die Plattform mit Betrugsfällen umgeht. Sie werfen Vinted vor, viel zu lax zu sein. Eigentlich soll nämlich ein Algorithmus dabei helfen, dass Angebote überprüft werden, bevor sie überhaupt auf der Plattform sichtbar werden. Zwei Millionen Angebote mit gefälschten Produkten konnte man im vergangenen Jahr entfernen, heißt es vom Unternehmen. „Der Verkauf von Fake-Artikeln ist auf Vinted strengstens verboten.“ Die Realität aber zeigt, dass genug Profile durchrutschen. Auch das Unternehmen gibt zu: „Trotz dieser Maßnahmen kann es immer noch vorkommen, dass gefälschte Artikel auf die Plattform gelangen.“

Manche Nutzer haben es sich deshalb selbst zur Mission gemacht, Betrüger aufzuspüren und der Plattform zu melden. So auch der 21-jährige Lorenz Henninger. Er sucht auf Vinted Kleidung der Marke Patagonia. Neues kauft er aus Klimagründen nicht, sagt er. Sieht er auffällige Anzeigen, meldet er sie. Manchmal sei ein kleiner Schreibfehler auf den Artikeln, der auf eine Fälschung hindeute, oder das Kleidungsstück habe ein Muster, das es im Original gar nicht gebe. Doch selbst dann lösche Vinted die Anzeigen nicht immer, klagt er. Sogar offensichtliche Fälschungen blieben manchmal online. „Das ist eine Lotterie, ob die tatsächlich runtergenommen werden.“ Er fürchte sich manchmal sogar, zu viele Profile zu melden und dann womöglich selbst gesperrt zu werden. In den sozialen Medien gibt es ihm zufolge einige Berichte von Nutzern, die Vinted gesperrt habe.

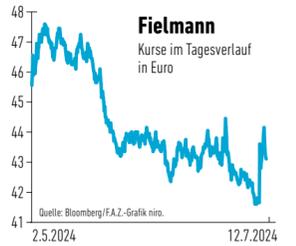
Die Firma wiederum sagt, es habe Anfang des Jahres die Moderationsrichtlinien verschärft und deshalb mehr Konten als üblich gesperrt. „Dabei wurden auch einige Konten fälschlicherweise gesperrt, welche aber nach einer sorgfältigen Überprüfung wieder freigeschaltet wurden.“ Grundsätzlich können Verstöße zu einer zeitlich begrenzten oder dauerhaften Sperrung des Kontos führen, heißt es.

Im Jahr 2023 hat das Unternehmen eine zusätzliche Maßnahme ergriffen: Käufer können teure Designerartikel gegen eine Gebühr über einen Verifizierungsprozess prüfen lassen. Der Artikel wird zu Vinted geschickt, die Experten schauen ihn sich dann genauer an. Das Unternehmen hat für den Prüfprozess kürzlich sogar den Luxusshop Rebelle aufgekauft, der sich auf die Verifizierung von Designerartikeln spezialisiert hat. Doch auch zu dieser Funktion gibt es einzelne Beschwerden in den sozialen Medien. Inwiefern das Konzept Erfolg hat, muss sich also erst zeigen.

Neben dem Prüfen der Profile können sich Nutzer auch schützen, indem sie die Artikel nur über das Kaufsystem von Vinted bezahlen. Dafür gibt es in der App und der Website einen eigenen Knopf. Dadurch ist es möglich, dass die Käufer eine Rückerstattung des Geldes fordern können, wenn der Artikel nicht ankommt oder von der Beschreibung abweicht. Auch das deutet oft auf ein betrügerisches Profil hin: Der Verkäufer beharrt darauf, „nicht über das System“ zu verkaufen, sondern per PayPal oder Überweisung.

So war es im Chat mit einer Verkäuferin, die der Interessentin gleich ihren PayPal-Namen für die Überweisung schickte. Die F.A.S. konfrontiert sie damit, dass die angebotenen Ohrhinge, angeblich von Massimo Dutti, einem Modell auf Temu sehr ähneln. Die Verkäuferin reagiert darauf so: Sie ändert kurzerhand die Beschreibung der Ohrhinge. Sie sollen nun nicht mehr von Massimo Dutti stammen, sondern vom Berliner Modeunternehmen Kauf Dich Glücklich. Wer's glaubt.

TOPS & FLOPS



FIELMANN STEIGT GEWINN

Die Optikerkette Fielmann hat im ersten Halbjahr deutlich höhere Gewinne erzielt. Das operative Ergebnis stieg im ersten Halbjahr um 14 Prozent. Dem schwachen Konsumumfeld konnte das Unternehmen trotzdem, zudem half das aufgelegte Sparprogramm. Der Konzern zeigte sich zuversichtlich für die weitere Entwicklung. Für weiteres Wachstum sollen Übernahmen in den USA sorgen. Der Aktienkurs reagierte zunächst mit deutlichen Gewinnen von bis zu vier Prozent auf die Neuigkeiten. Am Freitag gab die Aktie einen Teil davon wieder ab. Seit Jahresanfang liegt sie noch im Minus.

LUFTHANSA WARNT

Nach einem Gewinnrückgang im zweiten Quartal erwartet Lufthansa für 2024 nur noch ein Ergebnis von 1,4 bis 1,8 Milliarden Euro. Zuletzt war die Fluggesellschaft von rund 2,2 Milliarden Euro ausgegangen. Der Aktienkurs verlor zeitweise stark.



BASF SCHLIESST ANLAGEN

Der Chemiekonzern BASF schließt Ende 2024 und 2025 zwei Produktionsanlagen. Betroffen sind 330 Arbeitsplätze an den Standorten Knapsack und Frankfurt-Höchst.



Als Grund nannte BASF unter anderem alternative Technologien und hohe Energie- und Rohstoffkosten.

WERTVOLLES KI-START-UP

Künstliche Intelligenz (KI) wird auch in der Rüstungsbranche wichtiger. Eine führende Rolle strebt das Start-up Helsing aus München an. Investoren trauen ihm eine Menge zu. Vergangene Woche wurde bekannt, dass Helsing in einer Finanzierungsrunde 450 Millionen Euro erhielt. Damit ist Helsing das wertvollste deutsche Start-up im Feld der Künstlichen Intelligenz.



INFLATION IN DEN USA SINKT

Die Inflation in den USA ist von 3,3 Prozent im Mai auf 3,0 Prozent im Juni gefallen. Die Preise steigen damit weniger deutlich, als die Fachleute erwartet haben. Das stärkt die Hoffnungen, dass die amerikanische Notenbank schon im September die Zinsen senken könnte. Auch in Deutschland geht die Inflationsrate zurück. Im Juni lag sie bei 2,2 Prozent, hat das Statistische Bundesamt bestätigt.



REICHE SCHWEIZER

Die Schweizer sind die reichsten Menschen der Welt. Im Durchschnitt haben sie ein Vermögen von 709.612 Dollar, also rund 650.000 Euro. Das geht aus Zahlen der Schweizer Bank UBS hervor. Demnach rangiert Deutschland mit einem Durchschnittsvermögen von 264.789 Dollar nur auf Rang 17. Das hat auch mit dem geringen Interesse der Deutschen an Aktien zu tun.





Was uns das Jahr 2000 lehrt

Wenn erfahrene Fondsmanager von früher erzählen, kommen sie derzeit häufig auf das Jahr 2000 zu sprechen.

Heute wirkt es manchmal so, als wäre die Situation genau andersherum: Wer Börsenstars wie Nvidia und Microsoft zu wenig Gewicht im Portfolio gibt, sieht dumm aus.

Man kann das für ungesund halten, aber Tatsache ist, dass sich Börsenprofs der Dynamik nur schwer entziehen können.

Eine unerfreuliche Gemeinsamkeit zu den Ereignissen um die Jahrtausendwende gibt es allerdings doch.



kommen etwas weniger für die Kinder aufbringen zu müssen und stattdessen den Finanzmarkt dafür arbeiten zu lassen.

Sie hat nach einiger Recherche im Internet eine Unternehmensanleihe eines britischen Chemiekonzerns gefunden, die ihr rund fünf Prozent Rendite pro Jahr verspricht.

Mit ihren Fragen wendet sich Wolff an die F.A.S., die sie mit dem unabhängigen Honorarberater Christian Schmitz zusammenbringt.

„Ich habe sechs Kinder, alle wollen studieren. Und nun?“

Eine alleinerziehende Mutter hat 200.000 Euro auf dem Konto. Das Geld will sie für das Studium der Kinder verwenden.

Von Sarah Huemer

Turbulent geht es im Leben von Jutta Wolff immer zu. Sechs Kinder hat die Alleinerziehende, vier davon sind in den vergangenen Jahren für das Studium ausgezogen.

Auch über ihre Finanzen braucht sie einen lückenlosen Überblick, immerhin kosten Kinder auch viel Geld.

des täglichen Lebens unterstützt Wolff ihre Kinder gerne. Sie verdient gut, bekommt 4500 Euro netto, dazu noch 1250 Euro Kindergeld.

Nun aber steht Jutta Wolff vor einer wichtigen Frage: Vor Kurzem hat sie aus einer Abfindung 200.000 Euro erhalten, die nun unverzinst auf dem Konto liegen.

Konkret stellt sie sich das so vor: „Ich würde gerne eine fixe monatliche Auszahlung erhalten“, sagt Jutta Wolff, die eigentlich anders heißt und ihren richtigen Namen lieber nicht in der Zeitung lesen will.

Aktuell habe sie zwar keine Probleme, für ihr eigenes Leben und das ihrer Kinder zu bezahlen.

Der Honorarberater hat mehrere Optionen für Jutta Wolff analysiert. Eine davon: Einen Teil des Geldes soll sie in ETF investieren, um die Wertentwicklung an den weltweiten Börsen nachzubilden.

Die andere Hälfte könnte sie in gut verzinstes Tagesgeld oder Festgeld investieren, etwa drei bis vier Prozent sind derzeit möglich.

Was jedoch zu folgender paradoxen Situation führen würde: Jutta Wolff würde aus ihrem Vermögen Geld verwenden, um es für die Kinder und deren Studium auszugeben.

Er regt Jutta Wolff deshalb dazu an, die Verwendung ihres Geldes gedanklich neu zu sortieren.

ungeniger auf die Herkunft des Geldes zu konzentrieren, sondern mehr auf den Verwendungszweck.

Gemeinsam geht der Berater mit Jutta Wolff diese Punkte durch. Erstens: die 2000 Euro pro Monat, die sie für die Kinder braucht.



Mein Geld

Brauchen Sie auch Hilfe in Finanzfragen? Schildern Sie uns gerne kurz Ihre Lage und schreiben Sie uns unter mein-geld@faz.de

Nebenkosten liegen bei 650 Euro, hinzu kommen noch die Ausgaben für das tägliche Leben, Kleidung, Abos und so weiter.

Alles, was dann noch übrig ist, kann Jutta Wolff langfristig anlegen – und so eine höhere Rendite erzielen, die später ihr selbst für die Altersvorsorge oder auch mal den Kindern zugutekommt.

Dieses will Jutta Wolff nun aufstocken. Sie ist froh, dass sie nun weiß, wie sie ihre Finanzen während des Studiums ihrer Kinder organisiert.

WETTER

Wochenende

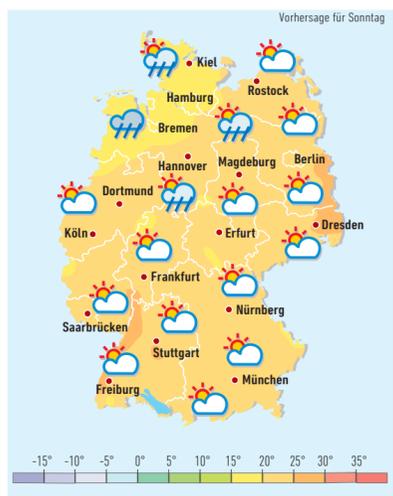
Berlin, Brandenburg, Sachsen-Anhalt, Thüringen, Sachsen: Am Samstag zunächst viele Wolken und gebietsweise Regen, im Tagesverlauf dann immer freundlicher.

Bremen, Niedersachsen, Hamburg, Schleswig-Holstein, Mecklenburg-Vorpommern: Am Samstag meist dicht bewölkt, vor allem bis zum Nachmittag gebietsweise Regengüsse.

Nordrhein-Westfalen, Hessen, Rheinland-Pfalz, Saarland: Am Samstag anfangs örtlich Regen, später wechselnd bewölkt und nur noch einzelne Schauer.

Baden-Württemberg, Bayern: Am Samstag anfangs viele Wolken und vor allem an den Alpen noch Regen, später gebietsweise recht freundlich.

Deutschland



Aussichten

Am Montag gibt es zunächst im ganzen Land viel Sonnenschein. Im Tagesverlauf werden die Wolken von Südwesten zahlreicher und bringen im Süden und Westen zum Teil kräftige Schauer und Gewitter.

Trend bis Freitag

Table showing weather trends from Monday to Friday for North, Middle, and South Germany.



Weitere Wetterinformationen und -daten finden Sie im Internet: www.faz.net

Europa

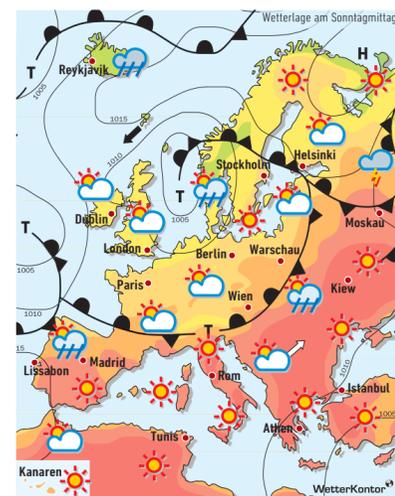


Table of weather forecasts for various European cities including Amsterdam, London, Berlin, Paris, etc.

Wochenende

In Mitteleuropa liegen derzeit nur geringe Luftdruckgegensätze vor. Anfangs scheint häufig die Sonne, im Tagesverlauf werden die Quellwolken zahlreicher.

Trend

Mitteleuropa liegt unter dem Einfluss eines Zwischenhochs. Der Tag beginnt häufig mit reichlich Sonnenschein. Später nähert sich von Frankreich ein Tiefdruckgebiet, das im Laufe des Nachmittags und am Abend von Benelux bis West-Mitteleuropas bleibt.

Welt

Table of weather forecasts for various global cities including Chicago, London, Berlin, Paris, etc.

Das besondere Wetterereignis: Das verheerende Oderhochwasser 1997 wurde durch starke Niederschläge in Schlesien ausgelöst.



Alexander von zur Mühlen, 48, ist im Vorstand der Deutschen Bank verantwortlich für die Regionen Asien-Pazifik, Naher Osten, Afrika und Kontinentaleuropa. Foto Frank Röth

„Made in Germany hat noch immer einen guten Klang“

Alexander von zur Mühlen kümmert sich in der Deutschen Bank um den Austausch mit internationalen Investoren. Er sagt: Das Ausland blickt viel positiver auf uns als wir selbst.

Herr von zur Mühlen, Sie haben viel mit Investoren aus aller Welt zu tun. Was denken die über Deutschland?

Wir Deutsche neigen ja ein wenig dazu, unser Land immer sehr kritisch zu sehen. Im Ausland ist der Eindruck ein ganz anderer: Je weiter man sich geographisch von Deutschland wegbewegt, desto positiver ist der Blick auf unser Land.

Vielleicht liegt es daran, dass man dort schlecht informiert ist.

Nein, das ist keineswegs der Fall. Unternehmen und Investoren verfolgen nicht jedes Detail unserer inländischen Diskussion, sind aber über die groben Entwicklungen überraschend gut im Bilde. Viele loben die generellen Stärken unseres Landes, die hin und wieder bei uns selbst in Vergessenheit geraten. Wir sind noch immer eines der stabilsten Länder der Welt: Hier herrscht Rechtssicherheit, deutsche Geschäftspartner sind verlässlich und unsere Unternehmen sind Weltmarktführer in vielen Bereichen. Wir haben also wirklich sehr viel zu bieten. Ich möchte nur daran erinnern, dass unser Land in weiten Teilen der Welt noch immer mit einem Gütesiegel assoziiert wird, das wir selbst ein wenig aus den Augen verloren haben: Made in Germany hat noch immer einen guten Klang.

Zeichnen Sie da nicht ein zu rosiges Bild? In jüngster Zeit hieß es doch häufiger, Investoren würden sich von Deutschland abwenden.

Das kann ich in der Allgemeinheit nicht bestätigen. Aber natürlich nimmt auch das Ausland wahr, dass die Dynamik unseres Landes nachgelassen hat. Als das britische Wirtschaftsmagazin „Economist“ vor einiger Zeit auf seiner Titelseite fragte, ob Deutschland nun wieder der kranke Mann Europas sei, bin ich häufig darauf angesprochen worden. Investoren sehen, was hierzulande gerade vielleicht weniger gut funktioniert. Aber am Ende wollen sie trotzdem wissen, wo man bei uns aktuell am besten investieren soll.

Was antworten Sie? Durch den russischen Angriffskrieg haben sich die Energiepreise derart vererbt, dass viele Unternehmen in ernsthaften Schwierigkeiten stecken.

Das ist den Investoren natürlich nicht verborgen geblieben. Mich beeindruckt aber, dass sie die Entwicklung der Energiepreise in erster Linie als Chance sehen. Sie fragen sich: Wie kann man als Investor von der Energiewende profitieren, indem man etwa in neue Technologien investiert? Das ist auch der Ansatz, den ich für die Deutsche Bank sehe: Wir sollten die Dinge nicht schlechtreden, sondern Gelegenheiten ergreifen.

Das klingt so, als hätten wir in Wahrheit gar keine ernst zu nehmenden Probleme.

Natürlich gibt es einiges, das angegangen werden muss. Wir müssen uns klar machen: Die Zeiten, in denen Geld überall auf der Welt günstig zu bekommen war, sind fürs Erste vorbei, seitdem die Notenbanken die Zinsen deutlich erhöht haben. Es gibt wieder echten Wettbewerb um Kapital: In Deutschland und Europa müssen wir wieder lernen, uns diesem Wettbewerb zu stellen. Die Amerikaner beispielsweise sind darin besser. Das fängt schon bei der Wahl an: Denken Sie nur an die griffige Bezeichnung „Inflation Reduction Act“ für ihr milliardenschweres Programm zur Wirtschaftsförderung.

Der Name mag griffig gewählt sein, aber es ist fraglich, ob das Programm wirklich gegen die Inflation hilft.

Das bestreite ich auch gar nicht. Ich will nur sagen: Wir können in puncto Marketing noch viel von den Amerikanern lernen.

Die USA haben aber noch einen weiteren Vorteil: Gegen die Größe ihrer Volkswirtschaft kommt der Rest der Welt nur schwer an.

In vielerlei Hinsicht stimmt das. Einiges sehen Investoren aber auch skeptisch. So wurde die deutsche Bundesregierung zwar viel gescholten dafür, dass sie an der Schuldenbremse festhält, aber die USA steuern auf einen Schul-

denstand von fast 140 Prozent der Wirtschaftsleistung zu. Das ist weder nachhaltig noch gesund. Trotzdem bleibt Ihre Feststellung richtig: Ein einzelnes europäisches Land kann nie so auftreten wie die Vereinigten Staaten. Genau deswegen brauchen wir mehr und nicht weniger Europa.

Wie soll das funktionieren? Das Ergebnis der französischen Parlamentswahlen wird die europäische Zusammenarbeit vermutlich erschweren.

Dass der Populismus von rechter und linker Seite in Europa an Zuspund gewinnt, ist problematisch. Es handelt sich jedoch um ein globales Phänomen. Ähnliches erleben wir in vielen Ländern. Das macht die Entwicklung nicht zu einer guten. Aber ob und wie sehr

etwa der Wahlausgang in Frankreich die europäische Zusammenarbeit und auch die Wirtschaft beeinflusst, lässt sich noch nicht absehen.

Nach mehr Kooperation sieht es jedenfalls gerade nicht aus.

Hier kommt es auf die Einsicht aller Beteiligten an. Der wirtschaftliche Einfluss Europas kann nur ausgespielt werden, wenn alle auf unserem Kontinent zusammenarbeiten. Die geopolitischen Spannungen bringen auch neue Chancen mit sich: Europa muss mehr Verantwortung übernehmen, kann sich dadurch aber auch noch stärker als unverzichtbarer Handelspartner etablieren. Wir unterstützen zurzeit viele unserer Unternehmenskunden darin, sich breiter aufzustellen – davon kann auch Europa profitieren. Gerade Deutschland

kann hier mit einem besonderen Pfund wuchern, denn unsere Wirtschaft hat sich über Jahrzehnte als Innovationstreiber und verlässlicher Partner bewiesen. Das ist in diesen unruhigen geopolitischen Zeiten ein Vorteil, den man stärker ausspielen sollte.

Hat die Bundesregierung das erkannt?

Grundsätzlich ja. In China werde ich immer wieder auf einen Besuch von Olaf Scholz angesprochen: Noch zu Zeiten der Pandemie ist der Kanzler im November 2022 zu seinem Antrittsbesuch nach Peking gereist, wo das Coronavirus damals noch stärker wütete. Das hat man dort außerordentlich positiv aufgenommen. Damit will ich nur sagen: Man traut uns die Rolle des verlässlichen Partners durchaus zu.

Gegenseitige Zölle auf Elektrofahrzeuge zwischen China und der Europäischen Union scheint dies trotzdem nicht mehr zu verhindern.

Es bleibt abzuwarten, wie die Gegenreaktion auf die Strafzölle der EU ausfällt. Nach dem, was wir aus China hören, sind wir vorsichtig optimistisch, dass man dort die deutsche und europäische Autoindustrie nicht zu sehr schädigen will. Aus wirtschaftlicher Perspektive ist klar: Zölle sind vermögensschädigend für alle Beteiligten, da gibt es keine Gewinner. Sie sind aber leider aktuell ein Instrument im globalen wirtschaftlichen Wettbewerb, der stärker von Geopolitik geprägt ist.

Sie haben den Auftritt von Kanzler Scholz lobend erwähnt. Macht die Bundesregierung insgesamt eine gute Figur? Angesichts des Streits um den Haushalt kann man daran zweifeln.

Verstehen Sie bitte, dass ich keine Schulnoten verteilen möchte. Aber wenn ich mir etwas wünschen dürfte, wäre das folgende: Um den Fachkräftemangel hierzulande zu lindern, müssen wir mit dem Thema Zuwanderung zielgerichteter umgehen, als wir das bisher tun. Denn wenn wir gezielt um Menschen werben, die sich zum Beispiel in der Pflege oder in Ingenieurberufen einsetzen lassen, hilft das dem Wirtschaftswachstum. Eine starke Wirtschaft ist gut für alle – das müssen wir Unternehmen, aber auch die Politik den Menschen wieder stärker vermitteln.

Sind die Deutschen zu bequem geworden?

So würde ich das nicht formulieren. Aber je wohlhabender eine Industrienation ist, umso schwerer tut sie sich mit Anpassungen. In vielen aufstrebenden Ländern Asiens fällt auf, wie sehr die Menschen dort bereit sind, sich zu verändern. Mitunter haben sie mit Problemen zu kämpfen, die wir hierzulande gar nicht mehr kennen. Das führt aber auch zu einem sehr starken Wunsch nach Aufstieg. Ein Antrieb, der in den Industrienationen manchmal fehlt. Es wäre wünschenswert, wenn wir Deutsche uns beides bewusst machen würden: dass es uns einerseits immer noch ziemlich gut geht, und dass wir uns andererseits weiter reinhängen müssen, um dauerhaft wettbewerbsfähig zu bleiben, weil der Rest der Welt sich in Windeseile weiterentwickelt.

Die Deutsche Bank hat zuletzt wieder Anschluss an die Konkurrenz gefunden. Trotzdem leidet der Aktienkurs immer dann, wenn Unruhe entsteht, zum Beispiel im vergangenen Jahr nach dem Zusammenbruch der Credit Suisse. Woran liegt das?

Das war eine besondere Situation, weil kurzzeitig wieder die Angst vor einer umfassenden Bankenkrise aufkam. Da ist bei einigen ein Stück weit der Erinnerungsmuskel in Bewegung geraten. Auch wenn wir uns die Zuspitzung an den Finanzmärkten vergangenes Jahr so natürlich nicht gewünscht haben, war das im Nachhinein ein guter Test. Wir als Deutsche Bank können mit Fug und Recht sagen, dass wir ihn bestanden haben. Wenn Sie sich anschauen, wie sich unser Aktienkurs und unsere Finanzierungskosten im Vergleich zum Bankensektor entwickelt haben, sieht man: Investoren vertrauen uns und setzen auf die Stärke und Stabilität der Deutschen Bank.

Herr von zur Mühlen, Sie sind mit 48 Jahren der derzeit jüngste Vorstand der Bank. Was machen Sie anders als in früheren Zeiten?

Führung ist heutzutage weniger hierarchisch, das erwarten meine Kolleginnen und Kollegen auch. Ich veranstalte beispielsweise regelmäßige Onlinebesprechungen, in denen ich mich unter dem Motto „Ask me anything“ auch unangenehmen Fragen stelle. Und das nutzen unsere Mitarbeiter auch, ohne Filter und ohne Scheu. Das ist manchmal schonungslos, aber nur so erfahren wir, wo der Schuh drückt und was wir besser machen können. Manchmal geschieht auch Ungewöhnliches: Neulich hat ein Praktikant gefragt, wie er auf dem schnellsten Weg Vorstand werden kann. Da musste ich schmunzeln. Ich hätte mich früher garantiert nicht getraut, so etwas zu fragen.

Das Gespräch führte Dennis Kremer.

DER STEUERTIPP

Besser vermieten auf Airbnb

VON JÜRGEN LINDAUER

Während der Europameisterschaft waren Hunderttausende Fußballfans in Deutschland, von denen einige auch Wohnungen oder Appartements über die Onlineplattform Airbnb gebucht haben. Steuerlich stellen diese Einkünfte beim Vermieter Einkünfte aus Vermietung und Verpachtung dar, die einkommensteuerpflichtig sind. Strittig ist, ab wann die Überlassung von Appartements zusätzlich noch zu gewerblichen Einkünften führt.

Das Problem dabei: Gewerbliche Einkünfte unterliegen der Einkommensteuer, aber zusätzlich auch der Gewerbesteuer, die jedoch regelmäßig angerechnet werden kann. Das Entscheidende aber ist, dass das Appartements zu Betriebsvermögen wird und damit ein Gewinn aus einem Verkauf der Wohnung auch bei einer Haltedauer von mehr als zehn Jahren immer einkommensteuerpflichtig wird. Dazu entschied das Finanzgericht Köln (Urteil vom 22. Juni 2023 – 11 K 315/19). In dem Fall wurden eine Vielzahl von Appartements in einem Boardinghouse vermietet. Die Räume waren voll möbliert und wurden vierzehntägig gereinigt und mit frischer Bettwäsche und Handtüchern ausgestattet. Damit waren diese zwar hotelmäßig eingerichtet, aber eine Ad-hoc-Buchung bei Anreise – wie dies für ein Hotel üblich ist – war in der Praxis sehr unwahrscheinlich und administrativ schwer umsetzbar.

Das Finanzgericht Köln hat rechtskräftig entschieden, dass bei der Vermietung von Wohnungen ein Gewerbebetrieb nur angenommen werden kann, wenn vom Vermieter bestimmte, ins Gewicht fallende, bei der Vermietung von Räumen nicht übliche Sonderleistungen erbracht werden. Oder wenn aufgrund eines besonders häufigen Wechsels der Mieter eine unternehmerische Organisation erforderlich ist, die mit einem gewerblichen Hotelbetrieb vergleichbar ist. Gewerbliche Einkünfte fallen an, wenn die Wohnung hotelmäßig angeboten wird, das heißt auch ohne Voranmeldung jederzeit zur Vermietung bereitgehalten wird und sich in einem Zustand befindet, der die sofortige Vermietung zulässt. Keine gewerblichen Einkünfte entstehen nach diesem Urteil, wenn weitere Leistungen des Vermieters angeboten werden, etwa WLAN, Bettwäsche oder die Reinigung der Wohnung. Für die Vermietung über Airbnb ist das Urteil positiv, da im Normalfall keine gewerblichen Einkünfte vorliegen sollten.

Der Autor ist Steuerberater bei KPMG.

DIE BESTEN ZINSEN

BAUKREDIT 400 000 EURO

Effektivzinsen für 10 Jahre	in %	€/Monat
Interhyp	3,46	1.795
Dr. Klein	3,49	1.805
Haus & Wohnen	3,49	1.805
Gladbacher Bank	3,58	1.837
BBBank eG	3,59	1.840
Commerzbank	3,73	1.883

80% Finanzierung, 2% Tilgung, inkl. Grundbuchkosten

Tagesgeld

Die höchsten Zinsen und Garanzzeit¹⁾

XTB ²⁾	Folgezins	3 Mon.	4,20%
Scalable Capital ²⁾	2,60%	4 Mon.	4,00%
bung ²⁾	1,56%	4 Mon.	3,76%
Consorsbank ²⁾	1,00%	5 Mon.	3,75%
DHB Bank ²⁾	2,90%	3 Mon.	3,75%
Bigbank ²⁾	2,70%	3 Mon.	3,75%

Festgeld für 2 Jahre

Die höchsten Zinsen

Klarna (Klarna App erforderlich)	3,43%
Stellantis Direktbank	3,40%
Opel Direktbank	3,35%
Bigbank	3,30%
Renault Bank direkt	3,30%
Isbank	3,25%

¹⁾ Ohne Mindestanlage. ²⁾ Neukunden-Angebot. ³⁾ Voraussetzung: Erfüllung eines Deposits. Quelle: FHM-Finanzberatung (www.fhm.de/FAZ-2-Gratik) Sie.

Wer sein Geld auf der Bank anlegen möchte, steht häufig vor einem Problem: Auf der einen Seite möchte man sich gerne die hohen Zinsen auf den Festgeldkonten sichern. Gleichzeitig benötigt man aber oft Geld in regelmäßigen Abständen. Sei es, um damit eine kleine Rente aufbessern zu können. Oder die Ausbildung der Kinder zu finanzieren. Oder um regelmäßige Urlaube zu bezahlen. Für diese Konstellationen könnte sich das Konzept der Zinstreppe anbieten.

Die Idee ist ganz einfach: Anleger splitten ihren Anlagebetrag in kleinere Einheiten auf und verteilen diese auf verschiedene Festgeldkonten mit unterschiedlichen Laufzeiten. Dadurch sichern sich Anleger die hohen Zinsen von derzeit rund 3,4 Prozent auf das Festgeld, bleiben aber trotzdem flexibel, da regelmäßig ein Teil des angelegten Geldes frei wird und ausgegeben werden kann. Stehen Anlegern zum Beispiel 30.000 Euro zur Verfügung, könnten sie ein Festgeldkonto mit einer einjährigen, ein zweites mit einer zweijährigen und ein drittes mit einer dreijährigen Laufzeit eröffnen und auf allen drei Konten jeweils 10.000 Euro deponieren. Dadurch entsteht die namensgebende Treppenstruktur, da die Laufzeiten und im besten Fall auch die Zinssätze der Festgeldkonten in Stufen immer weiter ansteigen. Auf diesem Weg werden jedes Jahr wieder 10.000 Euro plus die Zinserträge des jeweiligen Festgeldes frei.

Dieses Verfahren lässt sich beispielsweise auch gut während einer Baufinanzierung mit Sondertilgung anwenden: Hausbauer können dann mit der Zinstreppe regelmäßige Sonderzahlungen einplanen, mit denen sie den Immobilienkredit schneller abbezahlen und dessen Zinskosten senken können.

Am meisten verdienen diejenigen, die für jede Laufzeit die Bank mit dem höchsten Zinssatz auswählen. Das macht aber einige Arbeit, weil viele Konten eröffnet werden müssen. Wer lieber wenig Verwaltungsaufwand und mehr Übersichtlichkeit haben möchte, kann die Festgeldkonten auch alle bei einer einzigen Bank eröffnen. Das Finanzportal biallo.de hat für die F.A.S. die Banken heraus-

Die Treppenstrategie für hohe Zinsen

Festgeld bringt Rendite, ist aber nicht sehr flexibel. Da hilft ein kleiner Trick.

Von *Laurenz Jäger*

Bestes Angebot für 3-jährige Zinstreppe



Ertrag nach 3 Jahren **2079 €**

2. Klarna (Schweden): 2059 €
3. Bigbank (Estland): 1990 €

Bestes Angebot für 5-jährige Zinstreppe



Ertrag nach 5 Jahren **3068 €**

2. Bigbank (Estland): 2961 €
3. Yapi Kredi (Niederlande): 2901 €

Bestes Angebot für 10-jährige Zinstreppe



Ertrag nach 10 Jahren **5486 €**

2. Bigbank (Estland): 5381 €
3. Cronbank (Deutschland): 4685 €
Quelle: Biallo.de/FAZ-Grafik.fbx

rausgesucht, bei denen es für eine drei-, fünf- und zehnjährige Zinstreppe mit jeweils einem Festgeldkonto pro Jahr in Summe am meisten Zinserträge gibt (siehe Grafik). Dabei handelt es sich ausschließlich um Banken aus der EU. Das garantiert, dass im Fall einer Pleite der Bank mindestens 100.000 Euro über die Einlagensicherung geschützt sind. Biallo hat die Auswahl zudem auf Banken aus Ländern beschränkt, die von der Kredit-Ratingagentur Standard & Poor's ein gutes bis zuverlässiges und stabiles Rating erhalten haben (AA bis AAA).

Legt man 30.000 Euro auf einer dreijährigen Zinstreppe mit drei gleich großen Tranchen zu 10.000 Euro an, erhält man Biallo zufolge derzeit bei der niederländischen Leaseplan Bank den höchsten Zinsertrag. Sie zahlt dann insgesamt rund 2000 Euro Zinsen. Für eine Fünf-Jahres-Treppe ist man bei dieser Bank ebenfalls am besten aufgestellt. Möchte man dagegen eine zehnjährige Zinstreppe mit zehn Tranchen zu 3000 Euro anlegen, erhält man derzeit bei der Yapi Kredi Bank mit rund 5500 Euro den höchsten Zinsertrag, da diese auch auf lange Festgeldkonten noch hohe Zinsen anbietet. Wer das Geld bei einer deutschen Bank anlegen möchte, bekommt dafür im Moment bei der Cronbank die besten Zinserträge.

Aktuell sind die Zinsen überall noch verhältnismäßig hoch. Da die Europäische Zentralbank die Zinsen jedoch vor einigen Wochen gesenkt hat, ist langfristig davon auszugehen, dass die Zinsen fallen werden. Bei ihrer nächsten Sitzung in der kommenden Woche sieht es zwar erst mal noch nicht nach einer weiteren Leitzinssenkung aus. Aber spätestens im nächsten Jahr könnte sie das tun, wenn die Inflation nicht überraschend stark ansteigt. Mit der Zinstreppe kann man sich also die jetzt noch hohen Zinsen sichern.

Wenn man die jährlichen Rückzahlungen aus den einzelnen Tranchen nicht benötigt, hat die Zinstreppe noch einen weiteren Charme: Legt man das zurückgezahlte Geld jedes Jahr wieder an, verlängert sich die Zinstreppe unendlich. Dazu legt man die Auszahlung bei einer dreijährigen Zinstreppe für drei Jahre, bei einer fünfjährigen für fünf Jahre an.

Im Szenario steigender Zinsen ist das besonders attraktiv. Denn dann sind die Festgeldzinsen in der Regel höher, je länger die Laufzeit ist. Bei sinkenden Zinsen, wie sie derzeit zu erwarten sind, ist das weniger einträglich, erzeugt aber trotzdem weiter laufende Auszahlungen. Das frei werdende Geld könnte dann auch anderweitig angelegt werden.

So oder so: „Die Zinstreppe gleicht längerfristige Zinsschwankungen aus, und Anleger wahren sich noch einen gewissen Handlungsspielraum, falls die Zinsen mittelfristig doch wieder anziehen sollten“, sagt Sebastian Schick von biallo.de. Es gebe aber einiges zu beachten: Für deutsche Anleger beträgt der Steuerfreibetrag auf Zinserträge 1000 Euro (auch, wenn sich die Banken im Ausland befinden). Auf alle Zinseinnahmen darunter fallen also keine Steuern an. Auf jährliche Zinseinnahmen, die darüber liegen, müssen dagegen 25 Prozent Abgeltungsteuer plus Solidaritätszuschlag und gegebenenfalls Kirchensteuer gezahlt werden. Insgesamt beträgt der Steuersatz damit aber in keinem Fall mehr als 28 Prozent. Dies ist bei der Anlage einer Zinstreppe zu berücksichtigen, gerade wenn höhere Beträge angelegt werden, sodass die Zinserträge die 1000 Euro schnell übersteigen.

Um die Steuern gering zu halten, können Anleger Festgeldkonten mit jährlicher Zinszahlung auswählen. Bei diesen erfolgt die Zinsschüttung nicht erst am Laufzeitende, sondern jedes Jahr, wodurch die Zinserträge kleiner gehalten werden. Das hat auch keinen Nachteil, weil Festgeld mit einer Zinsschüttung zum Ende der Laufzeit in der Regel keinen Zinseffekt bietet. Das heißt, die Zinsen aus den ersten Jahren werden nicht später mitgezinst.

Außerdem gilt es, die Einlagensicherung von 100.000 Euro je Anleger pro Bank zu beachten. Möchte man einen größeren Betrag anlegen, empfiehlt es sich, die Summe auf mehrere Banken zu verteilen. Dabei ist es auch sinnvoll, einen gewissen Spielraum zu lassen. Denn legt man 100.000 Euro bei einer Bank an, sind die gewonnenen Zinsen dann bereits nicht mehr von der Einlagensicherung abgedeckt.

Frankfurter Allgemeine Zeitung MBA, Management und Weiterbildung Verlagsspezial | Bildungsmarkt

MBA als Karriere-sprungbrett

Ein MBA-Studium – ob in Teilzeit oder Vollzeit – kann ein entscheidender Karriereschritt sein. Doch welche Herausforderungen bringt ein solches Studium mit sich? Und welche Chancen bieten die zahlreichen MBA-Programme in Deutschland?

Von *Jürgen Hoffmann*

Rouven Lippe studiert am Zentrum für Weiterbildung der Universität Hamburg Health Management Master of Business Administration (MBA). Begonnen hat er sein Managementstudium im März 2023. Damals war der gelernte Physiker in einer Führungsposition bei Philips und wollte durch den berufs begleitenden Studiengang „den theoretischen Background dazugewinnen“. Vor drei Monaten trennten sich der 44-Jährige und sein Arbeitgeber. Trotzdem ist Lippe in dem Kurs mit 20 Studierenden geblieben. Ab September will er mit seiner Masterarbeit beginnen. Bewerbungsgespräche mit anderen Medizintechnikunternehmen hat er bereits geführt. Lippe: „Das Studium macht Spaß, der Austausch mit den Kommilitonen ist bereichernd, aber für Berufstätige ist es anstrengend. Etwa jedes zweite Wochenende geht von Freitag bis Sonntag für Vorlesungen drauf.“

Teilzeit- oder Vollzeitstudium?

Neben dem Studiengang Gesundheitsmanagement MBA in Hamburg gibt es zwischen Nordsee und Alpen schätzungsweise gut 200 MBA-Programme für Berufstätige. Sie machen rund 90 Prozent aller MBA-Angebote aus. Kurse und Studiengänge gibt es an staatlichen Hochschulen und bei privaten Anbietern. In der Regel müssen Studierende 18 bis 24 Monate für ein Teilzeitstudium ansetzen. Vollzeit-MBA-Studiengänge sind mit elf bis 16 Monaten etwas kürzer – für die Weiterbildung mithilfe eines MBA-Fernstudiums rechnet man mit etwa zwei Jahren. Zielgruppe der Anbieter berufsbegleitender Präsenzstudiengänge sind vor allem Angestellte, die die Höherqualifikation als Karriere-sprungbrett sehen. Ein Ingenieur etwa, der Projektmanager werden möchte, eine Unternehmensberaterin, die den Teamleiterposten im Auge hat. Professor Dr. Jens Wüstemann, Präsident der Mannheim Business School,



Foto Privat

Rouven Lippe studiert seit März 2023 am Zentrum für Weiterbildung der Universität Hamburg Health Management MBA. Ab September will er mit seiner Masterarbeit beginnen.



Foto Privat

Marisa Mahalingam absolvierte von 2020 bis 2022 einen Teilzeit-MBA-Studiengang. Inzwischen arbeitet sie als Projektleiterin beim Hygiene-produkterhersteller Wepa.

braucht, bekommt er sie“. Mahalingam, die mittlerweile als Projektleiterin beim Hygiene-produkterhersteller Wepa arbeitet, bezeichnet das im Studium erworbene Wissen über internationale Wirtschaft und Unternehmensführung als „absoluten Karriere-Changer“. Es seien Themen behandelt worden, „mit denen ich ansonsten niemals Berührungspunkte gehabt hätte“.

Der Aufbau eines Netzwerkes über Kommilitonen und Dozenten sowie der Erwerb praxisrelevanter Know-hows, das sofort im Job angewendet werden kann, sind zwei Argumente für ein berufsbegleitendes MBA-Studium. Am häufigsten nennen Alumni als Pluspunkt, dass sie ihren Arbeitsplatz nicht aufgeben mussten. Jens Wüstemann warnt allerdings: „Man bekommt weiter Gehalt, muss aber Studium, Beruf und Privatleben unter einen Hut bringen. Das bedarf einer sehr guten Koordination.“ Auch andere Fachleute stellen klar: Disziplin und Durchhaltevermögen gehören zu den persönlichen Voraussetzungen, die man für ein berufsbegleitendes Studium mitbringen sollte.

Probevorlesungen besuchen

Um die passende Business School zu finden, sei es sinnvoll, Probevorlesungen zu besuchen, mit Studierenden und Alumni zu sprechen – idealerweise mit solchen, die einen ähnlichen beruflichen Background haben. Eine gute Orientierungshilfe und ein Qualitätsindikator sind außerdem renommierte Rankings beispielsweise der „Financial Times“ oder von „Bloomberg Businessweek“ sowie Gütesiegel der renommierten Akkreditierungsorganisationen AACSB International, EQUIS und AMBA.

Billig ist ein berufsbegleitendes MBA-Studium nicht. Die Kosten variieren von Anbieter zu Anbieter zwischen unter 5000 bis über 40.000 Euro. Diesem Investment gegenüber stehen die besseren Verdienstmöglichkeiten nach Abschluss des Managementstudiums. Laut Studien des Graduate Management Admission Council steigen in Europa die Gehälter mit einem berufsbegleitenden MBA im Schnitt um rund 30 Prozent. Unabhängig davon: Die MBA-Bildungskosten sind als Werbungsausgaben steuerlich absetzbar. Die Voraussetzungen: Es liegt eine berufliche Veranlassung vor, und es handelt sich um ein Weiterbildungsstudium. Marisa Mahalingam rät Interessenten außerdem: „Sprecht mit eurem Arbeitgeber etwa über bezahlte Freistellung für die Vorlesungen oder Arbeitsstundenreduzierung während der Studienzeit.“

erläutert: „Im Gegensatz zu einem Vollzeitstudium, das in der Regel Personen wählen, die beruflich eine ganz neue Richtung einschlagen wollen, also zum Beispiel Branche oder Funktion ändern oder sogar in ein anderes Land gehen wollen, schreiben sich zu einem Teilzeitstudium häufig Berufstätige ein, die sich in ihrem bestehenden Umfeld weiterentwickeln wollen – entweder in dem Betrieb, in dem sie bereits arbeiten, oder einem anderen Unternehmen der Branche.“

Künstliche Intelligenz als MBA-Schwerpunkt

Bei der Wahl ihres Studiengangs achten die meisten Interessierten darauf, dass die Inhalte einen engen Bezug zu ihrer Arbeitswelt haben. So besteht neben den traditionellen MBA-Fächern wie Leadership, Strategie und International Business derzeit besonders großes Interesse am Thema Künstliche Intelligenz (KI). Mehr als die Hälfte der angehenden Studierenden wählen KI in ihrem MBA als Schwerpunkt. Weitere Felder, die im Fokus stehen, sind Technologiemanagement, digitale Transformation, Datenanalyse und E-Commerce.

Dass ein berufsbegleitendes Studium Karrieretüren öffnen kann, zeigt das Beispiel von Dr. Anke Peters. Sie hat vor neun Jahren an der Düsseldorf Business School studiert. Damals arbeitete sie noch als wissenschaftliche Hilfskraft am Lehrstuhl für Germanistische Mediävistik Heinrich-Heine-Universität

(HHU) – „ganz weit weg von Management- oder betriebswirtschaftlichen Themen“, wie die heute 41-Jährige sagt. Mit den neu gewonnenen Kenntnissen von Controlling bis Personalführung stieg sie bis zur Leiterin des Kanzlerbüros der Exzellenzuniversität Bonn auf. „Das Gelernte hat meinen beruflichen Werkzeugkoffer perfekt ergänzt“, sagt sie. Hilfreich sei die räumliche Nähe gewesen: Die Seminare fanden in der Orangerie des Schlosses Benrath, nur einen Steinwurf entfernt von ihrer Wohnung, und im Oeconomicum auf dem Campus der HHU statt. Peters empfiehlt ein berufsbegleitendes MBA-Studium, auch wenn Seminare, Nachbereitung und Prüfungen viel Zeit kosten: „Es lohnt sich: Man eignet sich kostbares Wissen an, verändert die Perspektive und lernt interessante Menschen kennen.“

Neue Netzwerke knüpfen

Das hat auch Marisa Mahalingam so erlebt. Die 32-Jährige absolvierte von 2020 bis 2022 als Angestellte des Rechenzentrumsanbieters NTT Global Data Centers EMEA in Mannheim das Teilzeitstudium, „um meine Karriere nicht unterbrechen zu müssen und das Gelernte direkt anwenden zu können“. Sie habe in den zwei Jahren „ein Netzwerk aus tollen Menschen aufbauen können, die unterschiedlicher nicht sein können, aber ähnliche berufliche Ambitionen haben“. Zwar seien die Ex-Kommilitonen weltweit verstreut, „aber wenn jemand Unterstützung

V.i.S.d.P.: Christina Lynn Dier, Fazit Communication GmbH, Pariser Straße 1, 60486 Frankfurt am Main

Anzeigen: Ingo Müller (verantwortlich) und Jürgen Maukner, REPUBLIC Marketing & Media Solutions GmbH, Mittelstraße 2-4, 10117 Berlin, www.republic.de
Weitere Angaben siehe Impressum dieser Zeitung.

One of a kind!

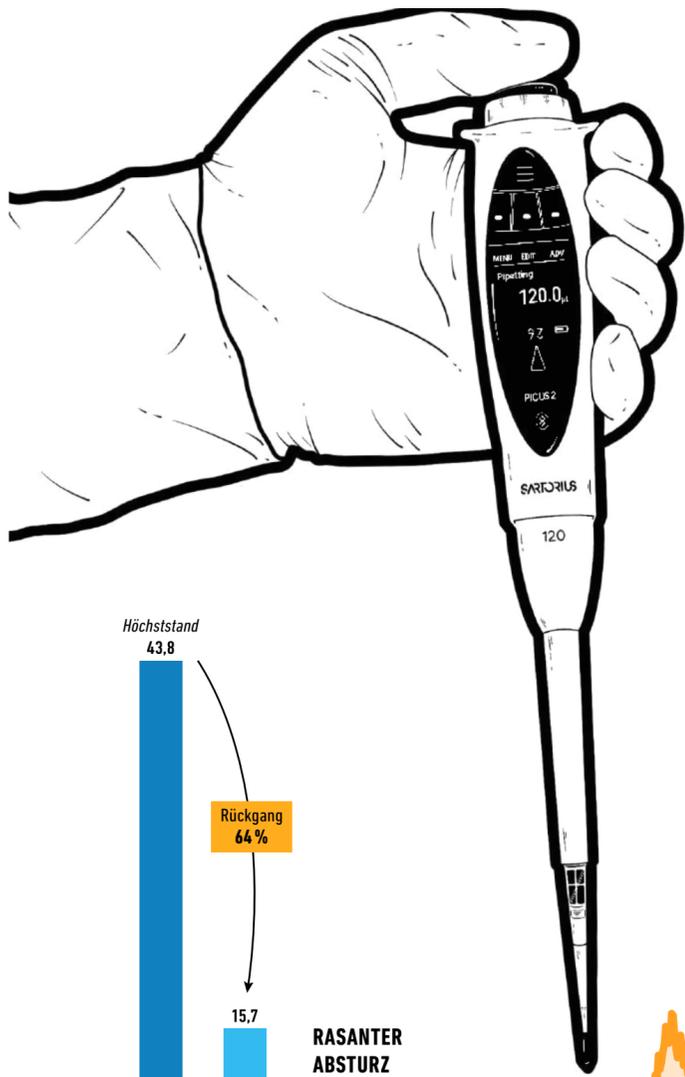
You will hardly find a better place at which to unlock your full potential. Study at Germany's leading business school and experience research and teaching at the highest international level.

We offer you programs for all career stages:

- Mannheim MBA (Full- or Part-Time)
- Mannheim Executive MBA
- ESSEC & MANNHEIM Executive MBA
- Mannheim Master in Management Analytics & AI (Full- or Part-Time)
- Mannheim Master in Sustainability and Impact Management
- Mannheim Master of Accounting & Taxation

MANNHEIM BUSINESS SCHOOL

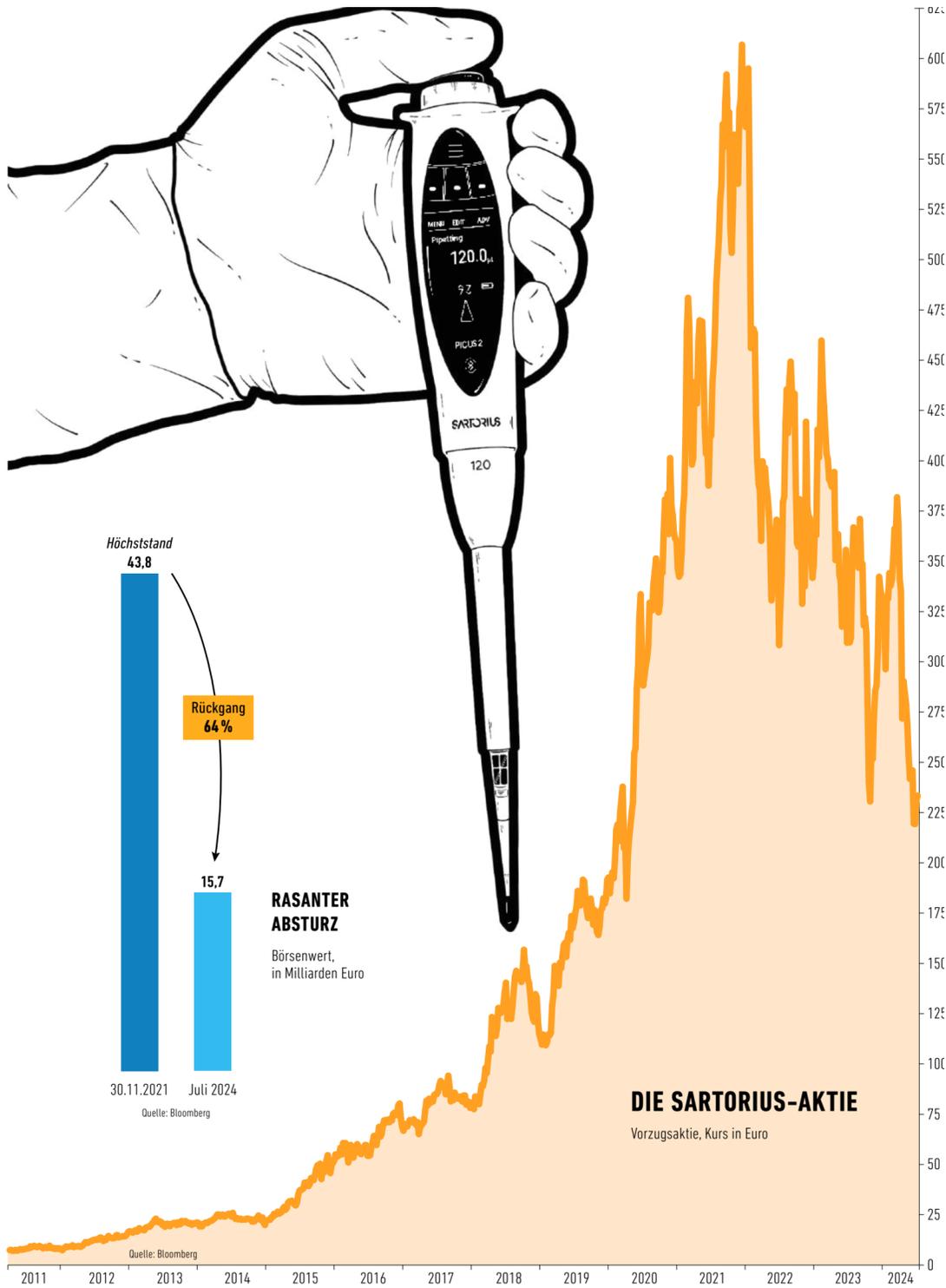
www.mannheim-business-school.com



Das Drama um die Wunderaktie

Die Aktie des Laborausrusters Sartorius schlug jahrelang Nvidia & Co. Dann ging es plötzlich bergab.

Von Dennis Kremer und Nicole Gomes Rodrigues (Grafik)



An den Börsen dieser Welt gibt es seit Jahren nur ein Thema: den scheinbar immerwährenden Kursanstieg der großen amerikanischen Technologieaktien wie Amazon oder Nvidia. Doch deren Erfolgsbilanz überdeckt, dass sich an den Finanzmärkten zugleich viele Enttäuschungen ereignen. Eine der größten hat sich in Deutschland zugetragen, und zwar in einem Unternehmen, das sich unter Kennern einen fabelhaften Ruf aufgebaut hatte. Die Rede ist vom Laborausrüster Sartorius aus Göttingen.

Nie gehört? Sartorius ist ein Dax-Unternehmen mit rund 15.000 Mitarbeitern, gegründet im Jahr 1870 vom Göttinger Mechaniker Florenz Sartorius (1846–1925). Er erfand eine Präzisionswaage und legte damit die Grundlage für einen Weltkonzern. Heute ist Sartorius einer der wichtigsten Zulieferer der Pharmaindustrie. Waagen verkauft die Firma immer noch, aber viel wichtiger ist längst ein anderes Geschäftsfeld: Sartorius liefert Behälter für Nährlösungen, sogenannte Bioreaktoren, die heute für die Produktion von Medikamenten aller Art außerordentlich wichtig sind.

Dass die Göttinger Firma ihr Geschäft gut beherrscht, fiel auch an der Börse dem ein oder anderen auf. Eine gut planbare Umsatz- und Gewinnentwicklung in jedem Jahr schafft schließlich Verlässlichkeit im Portfolio. Zudem hat der Vorstandsvorsitzende Joachim Kreuzburg das Unternehmen seit seinem Amtsantritt im Jahr 2003 jedes Jahr klug weiterentwickelt. Ein solides Geschäftsfeld in Kombination mit einem kompetenten Management: für Anleger eine ideale Mischung.

Dann kam Corona – und aus dem soliden, aber auch ein wenig langweiligen Wertpapier wurde plötzlich eine Wunderaktie. Wer den Sartorius-Aktienkurs zwischen dem Jahr 2011 und dem Beginn des Jahres 2021 verfolgte, konnte wahrhaft Wunderliches feststellen: Mit einem Kurszuwachs von imposanten 4900 Prozent (siehe Grafik) war Sartorius in dieser Zeit nicht nur in Deutschland herausragend. Sondern ließ auch amerikanische Börsenstars wie Amazon (1700 Prozent Kursplus) und Nvidia (3300 Prozent) weit hinter sich.

Allerdings ist aus dem Sartorius-Wunder danach ein Drama geworden. Anleger, die im Jahr 2021 in der Hoffnung auf weitere Zugewinne die Aktie kauften, müssen seit dem Höchststand im November 2021 ein Minus von rund 65 Prozent verkraften. Was ist passiert?

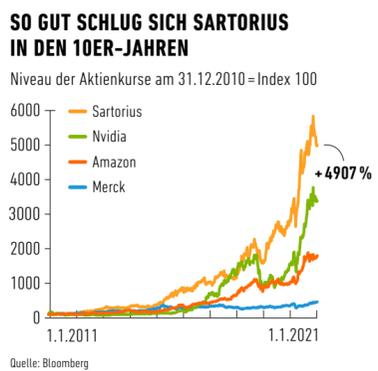
Die einfachste Erklärung für den gewaltigen Absturz hat mit der Pandemie zu tun. Als Corona ausbrach und in Windeseile ein Impfstoff gegen das Virus gefunden wurde, waren die Sartorius-Produkte plötzlich heiß begehrt. Keiner der wichtigen Impfstoffhersteller kam ohne Bioreaktoren und Filter aus Göttingen aus. Die Nachfrage war so groß, dass Sartorius mit den Lieferungen nicht hinterherkam.

Sartorius-Chef Kreuzburg wies früh darauf hin, dass diese Sonderituation nicht unbegrenzt andauern könne. Auch wenn der Gewinn vor allem im Jahr 2022 noch einmal kräftig wuchs, wandte sich die Börse bereits ab: Eine Wiederholung der Zuwächse war für die Zeit nach der Pandemie einfach nicht vorstellbar, der Aktienkurs fiel.

Hinzu kam ein zweiter Punkt, der den Kursrückgang in der Folge weiter verstärken sollte: die Zinswende der Notenbanken. Die deutlichen Zinserhöhungen als Reaktion auf die gestiegene Inflation veränderten auch für die Sartorius-Aktie vieles. Denn erstens machen höhere Zinsen das Kapital teurer, das Sartorius benötigt, um beispielsweise neue Produktionsstätten aufzubauen. Zweitens sind Pharmaunternehmen dann weniger interessiert daran, teures Geld einzusetzen, um in ihren Lagern größere Mengen an Sartorius-Produkten vorzuhalten. Zumal die Lager aus der Corona-Zeit vielfach noch immer gut gefüllt sind.

Und schließlich verändern höhere Zinsen auch die Kalkulationen, die Börsenprofis vornehmen. Wenn Anleihen nämlich mit einem Mal wieder höhere Erträge einbringen, sind Aktien weniger attraktiv. Dies gilt insbesondere für Unternehmen wie Sartorius, bei denen es aufgrund der jüngsten Veränderungen an „Visibilität“ fehle, wie Analyst Alexander Neuberger vom Bankhaus Metzler sagt. Einfach ausgedrückt: Wie erfolgreich Sartorius in Zukunft wirtschaften wird, lässt sich derzeit schwer prognostizieren.

In der kommenden Woche könnte es dazu mehr Orientierung geben: Dann gibt das Unternehmen seine jüngsten Geschäftszahlen bekannt. Die Mehrheit der Analysten, die das Unternehmen regelmäßig beobachten, erwartet eine bessere Gewinnentwicklung im zweiten Halbjahr. 60 Prozent empfehlen die Aktie zum Kauf, zum Verkauf rät derzeit niemand. Dabei spielt auch eine Rolle, dass viele den jüngsten Kursabsturz als übertrieben ansehen. So sehr eine Erholung allen Sartorius-Aktionären zu wünschen wäre: Dass die Göttinger noch einmal Amerikas Techgiganten hinter sich lassen werden, ist nicht zu erwarten.



Steuer-Hoffnung für Anleger

Geld anzulegen geht manchmal auch schief. Aktienkurse können fallen, Fonds an Wert verlieren, Optionen wertlos verfallen. Normalerweise können solche Verluste dann steuerlich mit Gewinnen aus anderen Geldanlagen oder anderen Einnahmen verrechnet werden. Nur die Differenz muss dann versteuert werden. Allerdings gibt es Einschränkungen, die die Anleger kräftig ärgern. Nun gibt es Hoffnung: Der Bundesfinanzhof hat Zweifel, dass die Ausnahmen verfassungsgemäß sind. Ohne Einschränkungen werden zum Beispiel Verluste aus dem Verkauf von Fondsanteilen oder Anleihen behandelt. Sie können dann mit Zinseinnahmen, Dividenden und Gewinnen und Ausschüttungen von Fonds verrechnet werden. Das mindert die Steuerlast erheblich. Sie können aber nicht mit Einnahmen verrechnet werden, die keine

Optionen und Zertifikate haben Anlegern Ärger mit dem Fiskus gebracht. Ein neues Urteil verbessert ihre Lage.

Von Dyrk Scherff

Kapitalerträge darstellen, zum Beispiel aus Vermietung oder dem Gehalt. Viel restriktiver wird der Handel mit einzelnen Aktien behandelt. Hier können Verluste nur mit Gewinnen aus Aktienverkäufen verrechnet werden – immerhin jederzeit und in Höhe der Aktiengewinne. Verbleibende, nicht verrechnete Aktienverluste können in folgende Jahre vorgetragen werden (kein Rücktrag möglich). Am schlechtesten ist seit 2021 die steuerliche Behandlung von Verlusten von Termingeschäften, also gewissen Optionsgeschäften, Zertifikaten und den speziellen CFDs (Contract for Difference), also Differenzgeschäften. Mit ihnen setzen Anleger ähnlich wie bei klassischen Einzelaktien auf die Kursveränderungen der Aktien, aber mit weniger Geld, und ohne Miteigentümer am Unternehmen zu werden. Termingeschäfte werden auch zur Absicherung von

Kurs-, Währungs- oder Zinsrisiken genutzt. Für all diese Geschäfte können Verluste nur in der Höhe von 20.000 Euro mit Gewinnen verrechnet werden und nur mit Erträgen aus solchen Geldanlagen. Das fand ein Anleger unfair und klagte. Er hatte mit CFDs 250.631 Euro Gewinn gemacht und wollte sie mit Verlusten in Höhe von 227.289 Euro verrechnen. Dann hätte er nur die Differenz von rund 23.000 Euro versteuern müssen. Durch die gesetzliche Begrenzung der Verrechnung sollte er aber etwa 210.000 Euro versteuern (neben den erlaubten 20.000 Euro konnte er noch Verluste aus den Vorjahren geltend machen). Der Bundesfinanzhof (BFH) hat nun auch Bedenken an der Regelung angemeldet, weil sie eventuell nicht mit dem Grundgesetz vereinbar ist, wie er in der gerade veröffentlichten Begründung dar-

legt. Er sieht den Gleichheitsgrundsatz verletzt. Aber schon jetzt können Anleger profitieren. Denn der BFH hat auch entschieden, dass die Vollziehung des Steuerbescheids ausgesetzt werden muss. Das heißt, der Anleger muss erst mal darauf keine Steuern zahlen, bis der Fall endgültig geklärt ist. Dies können sich auch andere Anleger mit Verlusten aus Termingeschäften nutzen machen. Für Bescheide, die noch nicht rechtskräftig sind, oder künftige Verluste können sie mit Verweis auf das Urteil ebenfalls die Aussetzung der Vollziehung beantragen. Dazu sollten sie das Aktenzeichen des Falles angeben (VIII B 113/23). Sie können auch Einspruch einlegen, dann müssen sie trotzdem erst mal die Steuern in der vom Finanzamt festgelegten Höhe zahlen. Wenn die Regelung später verfassungswidrig ist, würden sie zu viel gezahlte Steuern zurückbekommen.

Nach Meinung von Michal Kühn, Steuerberater und Partner in der Kanzlei Flick Goeke Schaumburg, kommt der Gerichtsfall gar nicht so selten vor. Aus seinen Gesprächen mit Banken und Mandanten sieht er mehrere Zehntausend betroffene Anleger. Er hofft, dass deswegen das Bundesfinanzministerium die Finanzämter anweist, wegen der Gerichtsverfahren die Bescheide in diesem Punkt für vorläufig zu erklären. Bis dahin rät er zu Einspruch und Antrag auf Aussetzung der Vollziehung. Dabei könne auch noch ein weiteres ähnliches und aktuelles Verfahren angeführt werden (AZ VIII R 11/24). Selbst für die eingeschränkte Verrechnung von Aktienverlusten gibt es Hoffnung. Hier ist beim Bundesverfassungsgericht ein Verfahren anhängig (AZ 2 BvL 3/21). Auch hier können Anleger Einspruch einlegen und eine Aussetzung der Vollziehung beantragen.

Das Potential im Altbau ist groß, doch die Hürden für den Umbau sind hoch.
Foto Mauritius



Baut doch einfach um!

In einem alten Haus neue Wohnungen zu schaffen ist so teuer wie kompliziert. Fachleute fordern deshalb, endlich die Bauordnungen anzupacken. Niedersachsen hat nun geliefert. Deutschlands erste Umbauordnung im Überblick. *Von Anna-Lena Niemann*

Schluss mit Stellplätzen

Dieser Punkt der Umbauordnung dürfte nicht alle begeistern. Bauherren spart er aber sehr viel Geld. Wer durch einen Umbau oder eine Aufstockung mehr Wohneinheiten schafft, ist nicht mehr verpflichtet, dazu auch noch Auto-Stellplätze zu bauen. Das galt eigentlich bundesweit und geht noch auf die Reichsgaragenordnung von 1939 zurück. Konnte ein Bauherr aus nachzuweisenden Gründen keinen Stellplatz bauen, musste er bei seiner Baubehörde beantragen, eine Stellplatzabläse zu zahlen. Die geht wiederum an die Gemeinde und kann, je nach Festlegung, auch mal einen fünfstelligen Eurobetrag kosten.

Niedersachsen und Bremen entkoppeln Wohnungsbau und Parken nun voneinander. Gerade Tiefgaragen, ohne die es innerstädtisch kaum geht, sind enorme Kostentreiber. Und weil sie ohne Beton kaum auskommen, auch besonders CO₂-intensive Gebäudestrukturen.

Runter mit den Standards

„Es müssen nicht immer die Goldstandards sein beim Bauen“, sagt Verbandchef Pakleppa. Die meisten wohnten schließlich in Bestandsgebäuden, in denen der Brandschutzstandard aus vergangenen Jahrzehnten gilt. Die alle im Sinne heutiger Standards zu ertüchtigen sei schon aus Kostengründen nicht möglich. Und tatsächlich verlangt die novelierte Landesbauordnung das im Zuge von Umbauten auch nicht mehr. Nebenbei hat das Parlament auch dafür gesorgt, dass Holzbauten bessere Chancen haben. Bisher mussten Brandschutzwände zwangsläufig aus Massivbauteilen gefertigt sein. „Es braucht jetzt einen Nachweis, dass die Holzbaukomponenten die gleiche Brandschutzqualität haben, aber dann ginge der Einsatz“, erklärt Architektin Patz.

Leichter nehmen es die Behörden zudem mit dem Schallschutz. Eine moderne Schallschutzdecke nach deutschen Standards sei heutzutage fast doppelt so dick wie eine in den Niederlanden oder in Frankreich, sagt Patz, die diese Norm ohnehin kritisch sieht. Die Aussicht, das in jedem Geschoss eines Altbaus nachrüsten zu müssen, weil man das Dachgeschoss ausbauen will, sei für viele ein weiterer Grund gewesen, das Vorhaben bleiben zu lassen. Mit der Novelle ist diese Pflicht vom Tisch.

Dass auch die Grenzabstände bei Umbauten reduziert worden sind, könnte Umbauten oder Aufstockungen in Zukunft attraktiver machen, als einfach einen Neubau an gleicher Stelle zu pflanzen. Wer seinen Altbau aufstockt, muss weniger Abstand zu Nachbarhäusern einhalten. Aus einem viergeschossigen Haus könnte ein fünfgeschossiges werden. Ein Neubau müsste die üblichen Abstandsregeln einhalten, mehr Etagen herauszuquetschen ist damit in dichten Vierteln oft ausgeschlossen.

Ein Vorbild für alle?

Es deutet einiges darauf hin, dass Niedersachsen und Bremen nicht die einzigen mit einer Umbauordnung bleiben werden. Die Bundesarchitektenkammer sieht in der Novelle einen Testballon. „Bei Erfolg wird sie ganz sicher Nachahmer finden.“ Fürs Baugewerbe urteilt Hauptgeschäftsführer Pakleppa: „Könnten wir in allen 16 Bundesländern so bauen, würden auch wieder mehr bezahlbare Wohnungen entstehen.“ Er hofft, die Novelle möge zur Blaupause werden. Tatsächlich sind andere Bundesländer an dem Thema schon dran, etwa Bayern, Baden-Württemberg oder Hamburg. Allerdings ist noch nicht klar, was in ihren Länderbauordnungen am Ende wirklich stehen wird. Interessensgruppen wie die Bundesstiftung Baukultur, die Architektenkammern sowie Architects for Future werben in Gesprächen auch auf Bundesebene für Umbauordnungen. Würde die Bauministerkonferenz hier die Musterbauordnung anpacken, wäre vieles leichter.

Damit es noch attraktiver wird, umzubauen, fehlt Christina Patz aber ein Punkt: Wer ein Gebäude abreißen will, soll das zukünftig nur mit einer Genehmigung dürfen, fordert sie. So wie es bis zur Jahrtausendwende üblich war.

Luftschlösser sind schneller gebaut als Zweizimmerwohnungen. Wie soll endlich gelingen, was alle wollen, aber niemand so richtig hinkommt – günstiger und schneller neuen Wohnraum für Hunderttausende zu schaffen? Vielleicht so: häufiger mit dem arbeiten, was links und rechts der Stadtstraßen schon steht. Umbauen statt neu bauen und Standards senken, statt immer neue in die Welt zu setzen. Das, in Kurzfassung, könnte der Schlüssel sein. Doch was verlockend simpel klingt, scheitert an der Realität hinter der Amtsstubentür. Knapp 3500 Normen und Richtlinien regeln hierzulande die Bautätigkeiten, die meisten beziehen sich auf den Neubau. Umbauen, aufbauen, ausbauen? Wer wagt denn so was!

Dabei fordern die Architektenkammern seit Jahren, die Bauordnungen der Länder und die Musterbauordnung zu reformieren. Seit 2021 setzt sich zudem die Organisation Architects for Future für sogenannte Umbauordnungen ein. Wenn schon Energie in Stein und Beton eines Hauses geflossen sind, ist es klimafreundlicher, die Mauern so lange wie möglich zu erhalten und im Zweifel an heutige Bedürfnisse anzupassen – auch dann noch, wenn sie dem effizientesten Passivhaus-Neubau weichen würden.

Dafür, den Bestand stärker in den Fokus zu nehmen, spricht noch mehr: Landauf, landab fehlt Wohnraum. Das ist längst kein exklusives Großstadtproblem mehr, inzwischen spüren auch Kleinstädte und Landgemeinden den Druck. Doch einen leer stehenden Gasthof im Dorfkern in ein Wohnhaus mit fünf Einheiten zu machen ist mitunter genauso knifflig, wie in der Millionenstadt verwaiste Dachgeschosse auszubauen. Wie groß das Potential ist, sickert aber langsam durch.

In seiner „Deutschlandstudie 2019“ zeigt der Architekturprofessor Karsten Ulrich Tichelmann, dass allein durch Aufstockungen auf Wohngebäude der Fünfziger- bis Neunzigerjahre rund 1,1 bis 1,5 Millionen Wohnungen entstehen könnten. Damit sich aber auch Bauherren finden, die solche Projekte umsetzen wollen – ohne vermögende Überzeugungstäter zu sein –, muss der Gesetzgeber einige Hürden beseitigen.

Niedersachsen hat das jetzt als erstes Bundesland getan, Bremen ist mitgezogen, allerdings etwas weniger ambitioniert. Die Novelle der Landesbauordnung nennt die Bundesarchitektenkammer einen Paradigmenwechsel. Felix Pakleppa, Hauptgeschäftsführer des Zentralverbands Deutsches Baugewerbe, stimmt zu. Er sagt: „Die Novelle ermöglicht auf vielen Ebenen eine Abkehr von dem in der Vergangenheit eingeschlagenen Weg immer höherer und teurerer Standards.“ Das sei nachhaltig, ressourcenschonend und könne die geringe Bautätigkeit im Bestand ankurbeln.

Altes darf bleiben
Für Christina Patz, Expertin fürs Bauen im Bestand im Verein Architects for Future, ist das der größte Wurf der niedersächsischen Novelle: Wer umbauen will, muss nicht gleich das gesamte Gebäude angehen. Unabhängig davon, ob ein Haus Bestandschutz genießt. „Wenn aus einer Ladenzeile im Erdgeschoss eine Wohnung werden soll, dann ist es bisher so, dass plötzlich das ganze Gebäude angeschaut und auf Neubaustandard gebracht werden muss“, erklärt sie. Damit ist jetzt Schluss. Der neue Paragraph 85a besagt, dass an die vorhandenen Bauteile keine höheren Anforderungen gestellt werden, als sie im Baujahr der Immobilie gefordert waren. Das Gebäude ist ja schon einmal mit all seinen Komponenten geprüft und genehmigt worden. Auch wenn das 1970 passiert ist – das Urteil hat Bestand und soll nicht mehr rückwirkend „entzogen“ werden, als Bedingung für einen Umbau oder einer Etage oder weil die Besitzer einen Teil des Gebäudes anders nutzen wollen.

Das gilt etwa für Wände, Böden, Decken, Treppen oder Dächer, wenn die Bauherren ihr Haus aufstocken oder umbauen. Voraussetzung ist, dass das Gebäude standfest bleibt, die Bauteile also in der Lage sind, die neuen Lasten aufzunehmen. Außerdem darf der Brandschutz durch die Umbauten nicht eingeschränkt sein. Die Bundesarchitektenkammer geht davon aus, das Paragraph 85a die größte Wirkung entfalten könnte: „Dieser neue Paragraph hat das Potential, den Umbau zu erleichtern und damit Eigentümerinnen die Entscheidung zu erleichtern, ein Gebäude nicht unnötig abzureißen.“

Ohne Genehmigung
In einem Punkt will sich das Land Niedersachsen auch selbst entlasten. Für manches Umbauprojekt braucht es keine Baugenehmigung mehr. Wer sein Dachgeschoss ausbauen und zur schmackhaften Wohnung machen will, muss weder zig Formulare einreichen noch monatelang auf die behördliche Freigabe warten. Das gilt selbst dann, wenn zum Wohnglück noch Dachgauben kommen sollen. Es reicht, das Vorhaben der zuständigen Behörde anzuzeigen. Läuft das Projekt nicht gerade einem Bebauungsplan zuwider, bestätigt die Gemeinde innerhalb eines Monats, dass dem Vorhaben nichts entgegensteht. Prüfen muss sie die Baumaßnahme nicht. Die Handwerker dürfen loslegen.



Thomas Baumgärtel

EM-Banane

F.A.Z.-Edition von Thomas Baumgärtel

Zur Fußball-Europameisterschaft in Deutschland hat Thomas Baumgärtel, der „Bananensprayer“, die „EM-Banane“ für F.A.Z.-Leser entworfen. Der Fruchtstiel der Banane erstrahlt in Schwarz-Rot-Gold, und der Bananenkörper ist ein stilisierter Fußball. Jedes nummerierte und signierte Exponat ist ein handgespraytes Stencil-Unikat, das sich durch den Sprühnebel von den anderen unterscheidet. Technik: Spraylack auf Büttenspapier, handgesprayt mit zwei Schablonen (Stencil).



Signatur



Auflage

EM-Banane, 2024;
Format: 40 x 50 cm



Thomas Baumgärtel ist einer der bedeutendsten deutschen Künstler und der Mitbegründer der German Urban Street und Pop Art. Er markiert seit 1986 die bedeutendsten Kunstorte der Welt mit seiner Banane. Sie ist das inoffizielle Logo und Qualitätssiegel der internationalen Kunstszene.

Sichern Sie sich eines der 99 Exemplare mit unikärem Charakter im Format 40 x 50 cm zum Preis von 690 Euro zuzüglich 39,90 Euro Versandkosten.

Exklusive, limitierte Kunstwerke von namhaften Künstlern, die von erfahrenen Kunstexperten für F.A.Z. Selection zusammengestellt werden.

faz.net/selection, Info: (069) 75 91-1010, Fax: (069) 75 91-80 82 52

Frankfurter Allgemeine
SELECTION



Was den täglichen Bedarf angeht, sind die Menschen auf Mackinac Island passabel versorgt.
Foto Interfoto

Auf dieser Insel warten süße Träume

Auf Mackinac Island scheint die Zeit stehen geblieben. Statt Autos gibt es Kutschen, viktorianische Häuser verbreiten Charme der alten Welt. Wer hier lebt, muss aber einige Kompromisse eingehen.

Von Roland Lindner

Autos waren in den USA nicht überall eine willkommene Erfindung. Als sie sich Ende des neunzehnten Jahrhunderts auf den Straßen verbreiteten, sorgte das für einigen Unmut. Menschen beklagten sich über den Lärm und die Abgase – und darüber, dass die Fahrzeuge Pferde verschreckten, die sich nun mit ihnen die Straßen teilen mussten. Einige Gemeinden verhängten Autoverbote, darunter im Jahr 1898 auch Mackinac Island, eine kleine Insel inmitten der Großen Seen, die zum Bundesstaat Michigan gehört. Befürworter des Verbots beschrieben Autos damals als „gefährliche pferdelose Kutschen“ oder gar „mechanische Monster“.

Anders als anderswo hat das Verbot auf Mackinac Island Bestand. Die Insel ist bis heute eine autofreie Zone, mit ganz wenigen Ausnahmen, zum Beispiel für Rettungsfahrzeuge oder Feuerwehrautos. Jenseits von Fahrrädern sind Pferdekutschen das wichtigste Fortbewegungsmittel, entsprechend viele Pferdedäpfer liegen auf den Straßen herum. Die isolierte Lage und die eingeschränkten Transportmöglichkeiten geben der Insel ihren besonderen Charme, das lokale Tourismusbüro beschreibt sie als Ort, „wo das Pferd König ist“ und „wo es scheint, als sei die Zeit stehen geblieben“.

All das bringt freilich einige logistische Herausforderungen mit sich. „Man bekommt hier nicht alles, was man will“,

sagt Laura Eiseler, eine pensionierte Lehrerin, die seit mehr als 50 Jahren auf der Insel lebt. Wer hierherzieht, muss also bereit sein, einige Kompromisse einzugehen.

Mackinac Island – gesprochen „Mekkinah“ – ist nur rund elf Quadratkilometer groß. Etwa 80 Prozent der Fläche sind öffentliches Parkgebiet, das heißt, der Wohnraum ist enorm begrenzt. Die Häuser und Hotels sind überwiegend in viktorianischem Stil gebaut, was neben den allgegenwärtigen Pferdekutschen den Eindruck unterstreicht, die Insel sei aus der Zeit gefallen. Die Prachtadresse schlechthin ist das Grand Hotel, das es seit 1887 gibt. Es war Kulisse in Hollywoodfilmen und reklamiert für sich, die längste Veranda der Welt zu haben – gut 200 Meter. Ein Zimmer kann hier gut und gerne 1000 Dollar für eine Nacht kosten. Allgemein sind die Preise in den Hotels und Bed & Breakfasts auf der Insel ziemlich üppig.

Je nach Jahreszeit hat Mackinac Island zwei völlig verschiedene Gesichter. In der Tourismussaison herrscht Hochbetrieb, sie geht von Anfang Mai bis Ende Oktober, und in dieser Zeit kommen rund eine Million Besucher. In den anderen Monaten herrscht das genaue Gegenteil von Trubel.

Weniger als 600 Menschen leben das ganze Jahr hier, und wenn die Touristen weg sind, bleiben sie weitgehend unter sich. Die meisten Hotels und Restaurants sind dann geschlossen, die Einheimischen haben nur noch wenige Lokale wie die Mustang Lounge oder Kingston Kitchen, wo sie sich treffen können. Auch viele Häuser, die nur als Zweitwohnsitze oder für Saisonpersonal genutzt werden, bleiben im Winter unbewohnt. Selbst die meisten der rund 600 Pferde, die hier im Einsatz sind, verlassen die Insel im Herbst und werden in Farmen in anderen Teilen Michigans untergebracht, bevor sie dann im Frühjahr wiederkommen.

Larry Rellinger gehört zu den Bewohnern, die nur in der Tourismussaison vor Ort sind. Er verkauft hier mit seiner Maklerfirma Mackinac Island Realty seit Jahrzehnten Immobilien. Der Markt auf der kleinen Insel ist überschaubar, im Moment hat Rellinger rund eine Handvoll größerer Häuser im Angebot, sie kosten von 1,9 Millionen bis 4,3 Millionen Dollar. Der Makler verkauft auch bebaubare Grundstücke, die Preise reichen von 45.000 bis mehr als 200.000 Dollar. Der Makler erzählt, dass die meisten seiner Kunden schon eine Verbindung zu Mackinac Island hätten. Sie seien zum Beispiel hier geboren oder hätten hier gearbeitet und wollten zurückkommen, wenn sie in Rente gehen. „Niemand findet das einfach auf einer Landkarte und sagt: Ich will hierherziehen.“

Die Bewohner von Mackinac Island haben einen etwas rauen Charme und sind eine verschworene Gemeinschaft. Laura Eiseler erzählt, sie werde bis heute nicht als echte Einheimische wahrgenommen, obwohl sie schon so lange hier lebt. Sie hat vor 25 Jahren selbst ein Haus auf der Insel gebaut und sagt, das habe sie damals 200.000 Dollar gekostet. Heute müsste sie für ein ähnliches Haus mehr als 500.000 Dollar zahlen, schätzt sie, nicht nur wegen der allgemeinen Inflation, sondern auch, weil es so teuer sei, Waren auf die Insel zu transportieren.

Was den täglichen Bedarf angeht, sind die Menschen auf Mackinac Island passabel versorgt. Es gibt den gut sortierten Supermarkt Doud's Market – nach Angaben seiner Inhaber das älteste Lebensmittelgeschäft in den USA – und auch einen kleinen Baumarkt. Aber darüber hinaus müssen viele Dinge auf dem Festland beschafft und dann aufwendig transportiert werden, erst mit dem Schiff auf die Insel und dann mit einem

von Pferden gezogenen Karren vor die Haustür. Eiseler erinnert sich, sie habe kürzlich einen 3 Dollar teuren Beutel Blumenerde bestellt, und der Transport dafür habe zusätzliche 4,50 Dollar gekostet, also mehr als die Erde an sich. Für viele Bewohner ist Amazon eine wichtige Einkaufsoption geworden.

Wie die Ruheständlerin erzählt, liefert der Onlinehändler Bestellungen an Abonnenten seines Prime-Programms gratis aus und übernimmt die Kosten für den Transport mit den Pferdekarren. Vor ein paar Jahren hat Amazon sogar einen Werbespot über seine Paketauslieferung per Pferd in Mackinac Island produziert, um die Botschaft zu vermitteln, auch mit widrigen logistischen Bedingungen umgehen zu können.

Neben den Pferden ist Mackinac Island auch für Fudge berühmt, ein toffeeähnliches Zuckerkonfekt, das in diversen Geschmacksrichtungen wie Schokolade, Pistazie oder Erdnussbutter angeboten wird. Es gibt mehr als ein Dutzend Fudge-Geschäfte, in denen die Süßigkeit vor Ort auf großen Marmorplatten hergestellt wird.

Jedes Jahr im August findet ein Fudge-Festival statt. In der Hochsaison werden täglich fünf Tonnen Fudge auf der Insel produziert, dafür werden jede Woche zehn Tonnen Zucker auf die Insel gebracht. Laura Eiseler sagt, Fudge sei vor allem etwas für Touristen und werde von den Einheimischen nur wenig gegessen. Touristen werden auf Mackinac Island daher auch „Fudgies“ genannt.

Die Abgeschiedenheit hat die Inselbewohner erfinderisch gemacht. Zum Beispiel in Form des jährlichen Rituals der „Ice Bridge“, also Eisbrücke. Im tiefen

Winter ist das Wasser zwischen Mackinac Island und dem Festland bisweilen zugefroren, und es können keine Boote mehr fahren. Die einzige offizielle Verbindung nach außen sind dann Flüge, aber das ist nicht billig, und bei besonders unwirtlichem Wetter steht auch der Betrieb des kleinen Flughafens auf der Insel still. Also machen die Einheimischen den See zum Highway, wenn sie die Eisschicht für stabil genug halten. Sie holen ihre für diesen Zweck aufgehobenen Weihnachtsbäume heraus und markieren mit ihnen eine Straße auf dem Eis, dann fahren sie mit Schneemobilen zwischen der Insel und dem Festland hin und her.

Von den Behörden wird das zwar geduldet, aber nicht gerne gesehen, zumal schon einige Menschen zu Tode gekommen sind, weil das Eis eingebrochen ist. Wie es scheint, ist diese Tradition vom



Klimawandel bedroht. Inselbewohnerin Eiseler erzählt, in den vergangenen Jahren habe es die „Ice Bridge“ wegen höherer Temperaturen bisweilen nur für sehr kurze Zeiträume oder gar nicht gegeben.

Wie wenig sich ansonsten auf der Insel ändert, zeigt sich daran, dass sie am längsten amtierende Bürgermeisterin in den USA hat. Margaret Doud hält den Posten seit mehr als 49 Jahren. Wandel stehen die Menschen hier eher argwöhnisch gegenüber.

Es sorgte zum Beispiel für einige Aufregung, als das Grand Hotel vor wenigen Jahren von seiner Inhaberfamilie an einen Finanzinvestor verkauft wurde – was Konsequenzen für die Einheimischen hatte, wie Eiseler erzählt. Anders als unter den früheren Eigentümern sei der Swimmingpool nun allein Hotelgästen vorbehalten, und gewöhnlichen Inselbewohnern sei es nicht mehr möglich, Tagespässe zu kaufen.

MOBILITÄT DER ZUKUNFT 2024 KONGRESS

24.-25.09.2024



Gernot Döllner
Vorsitzender des Vorstands
AUDI AG



Herbert Diess
Vorsitzender des Verwaltungsrats
The Mobility House

DER WEG IN DIE ZUKUNFT:

SICHER DIGITAL NACHHALTIG



Barbara Frenkel
Mitglied des Vorstandes
Beschaffung
Porsche AG



Dr. Jörg Rheinländer
Vorstandsmitglied
der HUK-COBURG
Versicherungsgruppe



Prof. Dr. Meike Jipp
Bereichsvorstand Energie und Verkehr
DLR - Deutsches Zentrum
für Luft- und Raumfahrt



Prof. Johan Rockström
Director of the Potsdam Institute
for Climate Impact Research (PIK)



Volker Grüntges
Seniorpartner
bei McKinsey



Augustin Friedel
Senior Manager bei MHP –
A Porsche Company

WIE BLEIBT UNSERE INDUSTRIE ZUKUNFTSFÄHIG?

An zwei Kongresstagen – mit einem Schwerpunkt zum Thema künstliche Intelligenz am 24.09.2024 – diskutieren wir mit mehr als 20 namhaften Experten und Expertinnen aus Wissenschaft, Industrie und Start-ups die aktuellen Entwicklungen eines komplexen Transformationsprozesses und liefern spannende Insights zu folgenden Themen:

- Ist künstliche Intelligenz die Schlüsseltechnologie für eine klimaneutrale Zukunft?
- Welche Anreize benötigt die Elektromobilität?
- Revolutionieren Big Data und KI die Versicherungsbranche?
- Wie kann sich die deutsche Automobilindustrie gegen die Konkurrenz aus China wehren?
- Welche neuen Denkansätze braucht es in Entwicklung und Produktion, damit Mobilität bezahlbar bleibt?

Neben einem spannenden Programm mit inspirierenden Speakern, Entscheidern und Akteuren aus der Automobil- und Zuliefererindustrie, der Wirtschaft, der Politik und den Medien bleibt genügend Zeit zum persönlichen Austausch. Der Veranstaltungsort, die Business Lounge der Allianz Arena München, bietet hierfür den perfekten Rahmen.

Alle Informationen unter www.ams-kongress.de

*Preis für beide Veranstaltungstage inkl. MwSt., versandkostenfrei

KOMBI-TICKET



JETZT SICHERN
FÜR 989 €*



Auf der Insel geht es beschaulich zu.
Foto Andria Hautamaki/Redux/Laif



Kiftsgate ist in seiner mehr als hundertjährigen Geschichte ein Pilgerziel für Gartenliebhaber geworden.
Fotos Sabina Rüber

Parcours der Pracht und Poesie

Formale Strenge und wilde Fülle gekonnt vereint: Kiftsgate ist ein englischer Bilderbuchgarten. Und Heimat eines bezaubernden Monsters.

Von Christa Hasselhorst

Jetzt ist die Zeit, wo das Monster zu Höchstform aufläuft. Mit meterlangen Tentakeln umschlingt es benachbarte Bäume, lässt sich durch keinen Ast in seinen Umarmungen aufhalten. Das Monster, die Schenswürdigkeit von Kiftsgate Court Gardens, ist eine hinreißende weiße Rambler-Rose. „Ja, es ist ein Monster“, lacht Anne Chambers, die heutige Eigentümerin von Kiftsgate, über die berühmteste Rose ihres Gartens. Diese wuchert fast 30 Meter lang und 20 Meter hoch entlang der doppelten Wide Border, vollgestopft mit unzähligen Stauden. Es ist eine wogende, wallende florale Orgie, in unterschiedlichen Höhen abgestuft und farblich delikat abgestimmt von Rosé und prallem Pink zu Lila, Violett und Magenta in allen Nuancen. Dazwischen grünlaubiger Frauenmantel und Wollziest mit samtigem grauen Laub als Vermittler. Rosen wie die himbeerrote 'Bengal Scarlet' oder die lachsrosa 'Nathalie Nypels' setzen Tupfer.

Dafür belohnt die Monster-Rose mit herrlicher Blütenpracht, gefolgt von Tausenden kleiner Hagebutten. In Kiftsgate debütierte sie vor rund hundert Jahren, Annes Großmutter Heather hatte sie eingepflanzt. Etliche Jahre später kam der renommierte Rosen-Experte Graham Stuart Thomas zu Besuch und identifizierte sie als eine Form der Wildrose *Rosa filipes*. Mit dem Namen 'Kiftsgate' brachte sie der Züchter Murrell dann 1954 auf den Markt. Seitdem ist sie berühmt für die hauchzarten weißen Schalenblüten und berüchtigt für unbändigen Ausbreitungsdrang. Sie gilt als die starkwüchsige und schnellwachsende Rambler-Rose. Gerüchte, sie habe schwächere Bäume schon zusammenbrechen lassen, wurden bisher nicht widerlegt. Hier in Kiftsgate ist sie zur Blütezeit die Attraktion mit ihrem spektakulären üppigen Blütenflor, der aus der Ferne wie ein Schwall frischen Schnees wirkt, Dornröschen lässt grüßen.

Doch Kiftsgate, außerhalb des Städtchens Chipping Campden in Gloucestershire, ist nicht nur wegen dieser und anderer Prachtrosen ein gefragtes Pilgerziel für Gartenliebhaber. Es ist einer dieser typisch englischen Gärten, die überwältigen. Ein Twist aus Cottage Garden, Überschwang und Üppigkeit, Sinnlichkeit und Lässigkeit plus eine Prise Eleganz. Dazu ein besonderes Gespür für effektvolle Inszenierung. Den Besuchern offenbart sich die Anlage als ein Theaterstück voller Poesie in vielen Akten. Man geht seitwärts hinterm Herrenhaus in den Garten und hält schon gleich den Atem an: Vor den Augen breitet sich eine tieferliegende Terrasse aus. Vier mit Buchs gefasste Quadrate quellen buchstäblich über vor Pfingstrosen, Bartfaden, Fuchsien, diversen Storchschnabel-Sorten und zahlreichen Rosen. Formale Strenge und wilde Fülle sind hier gekonnt vereint.

Dreht man sich um, beeindruckt die Fassade des 1887 erbauten Hauses mit

dem Dreiecksgiebel über einem Säulenbalkon im Georgian Style. Auf schmalen Graspfad geht es entlang der doppelten Wide Border, vollgestopft mit unzähligen Stauden. Es ist eine wogende, wallende florale Orgie, in unterschiedlichen Höhen abgestuft und farblich delikat abgestimmt von Rosé und prallem Pink zu Lila, Violett und Magenta in allen Nuancen. Dazwischen grünlaubiger Frauenmantel und Wollziest mit samtigem grauen Laub als Vermittler. Rosen wie die himbeerrote 'Bengal Scarlet' oder die lachsrosa 'Nathalie Nypels' setzen Tupfer.

Gelb vor Neid wird man beim Anblick der übermannshohen Lilien, die in Weinrot und Purpur aus diesem Dschungel herausragen. Mit Grazie eskortieren sie als exotische Ausrufezeichen den Weg, lassen den Garten fast in der Luft schweben und verströmen ihren betäubenden Duft.

Der verfolgt einen bis in den weißen Senk-Garten. So war er einst entworfen worden, als Heather Muir und ihr Mann 1919 als neue Eigentümer einzogen. Sie war eine Amateurin, die mit Leidenschaft und exzellentem Geschmack die Basis für Kiftsgate heutigen Ruhm schuf. Obendrein erhielt sie Nachhilfe von einem begnadeten und berühmten Nachbarn. Lawrence Johnston gestaltete von 1907 an auf seinem Anwesen Hidcote Manor einen Arts-and-Crafts-Garten, beeinflusst unter anderem von der Gartengestalterin Gertrude Jekyll. Hid-

cote und Kiftsgate lagen keinen Kilometer auseinander und bald tauschten zwei Garten-Enthusiasten über viele Jahre hinweg Erfahrungen und Pflanzen aus. Dennoch entstanden zwei völlig unterschiedliche Anlagen: Hidcote, linear, streng, geometrisch wie eine Fuge von Bach, Kiftsgate, ein überschwänglicher Jubel wie Mozarts Ouvertüre zur „Zauberflöte“. Eher ein feminines Eden, was kein Wunder ist: Schließlich ist es das grandiose Resultat von drei Generationen Frauen, Großmutter Heather, Tochter Diany und Enkelin Anne.



Heather legte die ersten farbigen Beete, Hecken und Wege an und den weißen Garten. Der beherbergt längst nicht mehr nur weiße Blumen, der achteckige Brunnen mit beruhigendem Plätschern in der Mitte wurde von Heathers Tochter Diany in den 1960er-Jahren hinzugefügt. Der formale Charakter dieses Bereichs wird aufgehoben durch ein wogendes Meer von großen Hortensienbüschen, rund zwanzig Sorten in zarten Rosé-Tönen oder cremefarben. Dazwischen Funken, Japan-Anemonen, Rhododendren, Malven – die Pflanzliste allein für diese



Border ist reichhaltig, und so ist auch der Anblick, alles ist miteinander verwoben, passt farblich perfekt, wirkt herrlich natürlich – und ist doch bis in die kleinste Blüte perfekt platziert.

Weiter geht es durch den Rundbogen in einer Blutbuchenhecke zur doppelten, endlos scheinenden Rosenrabatte. Vor allem altmodische Strauchrosen sind dort in duftender Anmut vereint. „Damit es vor und nach der Blüte nicht fade ist, haben wir Stauden und Sträucher dazu gepflanzt“, zeigt Anne auf Säckelblume, Deutzia und Storchschnabel. Wer bisher Prachtspieren verschmähte, hier wird er bekehrt. Die puschligen Blütenrispen begleiten Wege in allen Nuancen der Barbie-Pink-Skala, hinreißend die Zwergspiere 'Sprite'. Und mittendrin thront das „Monster“, auf das sich viele Besucher zuerst aufgeregt stürzen. Am Ende des Rosenpfades beruhigt eine formale Eibenhecke den Puls wieder.

Gleich dahinter wird's aber wirklich wild. Im „Wild Garden“ beweist Anne, dass Kiftsgate nicht nur herrlich nostalgische Historie ist, sondern die Zeichen der Zeit, sprich den Klimawandel, erkannt hat. „Nach etlichen Misserfolgen mit einer Wildblumenwiese haben wir uns entschieden, hier Wildstauden und Gräser zu pflanzen.“ So bezaubert jene Bilderbuch-Szenerie, von der alle träumen: eine große Wiese, in der dottergelbe Butterblumen und Margeriten leuchten, darüber poppen die lila Blütenbälle des Zier-

lauchs 'Purple Sensation' auf. Daneben liegt der Obstgarten mit alten knorrigen Apfel-, Mispel- und Quittenbäumen. Unter ihnen blüht im Frühling ein schäumendes Meer himmelblauer Prärieliilien, Tulpen und Narzissen. Danach grüßt die Moderne, ein großer, als Oval angelegter Hügel öffnet sich zu einer Allee neu gepflanzter Tulpen-Bäume. Der Grashügel ist mit Kartoffelrosen als wirksamem Windschutz bepflanzt, das Ganze wirkt wie ein Amphitheater.

Theatralisch ist die neueste Attraktion von Kiftsgate auf jeden Fall. Einst gab es, ein *must* für jeden Landsitz, einen Tennisplatz. Dessen Boden wurde stets schlechter – und das Spiel von Eigentümerin Anne und Ehemann Johnny Chambers ebenso. Das war der Moment, in dem beide die Chance sahen, ihr eigenes gestalterisches Statement zu setzen. Glücklicherweise war der Tennisplatz von formalen Eibenhecken umschlossen. In diesem Hortus liegt nun ein Wassergarten der besonderen Art. „Wir wollten etwas gestalten, das unsere Freude an zeitgenössischem Design und Material widerspiegelt“, beschreibt Anne diesen auf stille Art spektakulären Raum. In einem rechteckigen Wasserbecken schwimmt ein Graskquadrat. Das Becken ist gefasst von schmalen, weißem Pflaster, Trittsteine führen vom Beckenrand zur Gras-Insel. Am Ende des Beckens wiegen sich 24 vergoldete Philodendron-Blätter auf langen Edelstahl-Stielen im kleinsten Windhauch, spiegeln sich im schwarzen Wasser. Was für eine Inszenierung, kontemplativ mit einem Touch Drama. Betreten übrigens verboten, nur vom Rand aus darf man dieses grüne Gesamtkunstwerk bestaunen.

Wer Kiftsgate besucht, sollte sich Zeit nehmen, um den Reichtum der Pflanzen zu genießen, die Ästhetik der Gestaltung zu erkennen, Inspiration für den eigenen Garten zu klaben. All das geht hier phantastisch, denn nichts ist überkandidelt. Aber um das Herz rettungslos zu betören, muss man in den unteren Garten hinabsteigen. Kiftsgate liegt auf einem Steilhang, am Eingangsweg bietet sich auf einer kleinen Terrasse ein Panoramablick über die *rolling hills*, die idyllischen sanft geschwungenen Hügel der Cotswolds, die sich bis zum Horizont ausbreiten. Weit unten, viele Treppen hangabwärts, als Etüde für diese pastorale Landschaft, liegt ein Pool. Auf die Idee, ihn in Form eines Halbmonds anzulegen, kann wohl nur ein Engländer kommen. In diesem Fall war es in den 1960er-Jahren Annes Mutter Diany. Er ist längst ikonisches Symbol dieses berühmten Gartens geworden, und das gesamte untere Plateau mit Tempelchen, mediterranen Pflanzen und Sitzbänken wirkt märchenhaft. Geht der Blick zurück nach oben, erscheint das Herrenhaus im gelben Sandstein mit seinen Säulen wie eine italienische Villa, gerahmt von majestätischen Monterey-Pinien. Großartig, was drei gärtnernde Damen in 105 Jahren geleistet haben.



Opulenz liefert nicht nur die berühmte Rambler-Rose von Kiftsgate (oben links). Der weiße Garten setzt wogende Hortensien um den achteckigen Brunnen in Szene, der halbmondförmige Pool ist das Herz der märchenhaften Hänge.

Passt auf, es ist kein Geheimnis, schlägt es nach! Die Schauspielerin Taraji P. Henson moderierte Ende Juni die Gala zu den BET (Black Entertainment Television) Awards, hieß Künstlerinnen wie Ice Spice, Megan Thee Stallion und Will Smith willkommen. Doch sie hatte noch etwas anderes auf dem Herzen: Donald Trump und die Pläne seiner Freunde von der „Heritage Foundation“, einem rechtskonservativen Think Tank, für eine mögliche weitere Amtszeit. Henson stand auf der ausgeleuchteten Bühne, und der Applaus wurde lauter, als sie rief: „Project 2025 ist kein Spiel, schlägt es nach!“ Damit bezog sie sich auf ein über 900-seitiges Manifest, in dem dieser Think Tank sein Programm für einen Umbau des amerikanischen Staates darlegt.

Um die Wirkung dieses Auftritts zu verstehen, muss man wissen, dass das „Time“-Magazin Taraji P. Henson, die als Schauspielerin aus der Serie „Abbott Elementary“ und aus Filmen wie „Hidden Figures“ bekannt ist, unter die „hundert einflussreichsten Menschen der Welt“ wählte. Und die BET-Awards werden seit 2001 vom größten afroamerikanischen TV-Sender verliehen; mehr als drei Millionen Zuschauer sahen die Gala.

Schon während der Sendung teilten Tausende Menschen Hensons Bemerkungen über das „Project 2025“. Über die Forderungen, die die „Heritage Foundation“ einem nächsten republikanischen Präsidenten stellte, war schon zuvor häufig berichtet worden; die „New York Times“ widmete ihnen bereits im vergangenen Sommer eine große Geschichte. Die Pläne des Think Tanks, die von mehr als hundert rechtskonservativen Organisationen unterstützt werden, decken sich mit vielem, was Trump immer wieder sagt: Man will die Verwaltung mit treuen Gefolgsleuten besetzen, Migranten ohne Papiere massenhaft abschieben und Klimaschutzregeln zurücknehmen.

Bislang diskutierten öffentlich vor allem Journalisten, Wissenschaftler und Politiker das „Heritage“-Papier, das auf der Website des „Project 2025“ (<https://www.project2025.org/>) unter dem Stichwort „Policy“ zu finden ist. Aber nach Hensons Auftritt schien es von einem Medienthema zum Gegenstand einer breiten öffentlichen Debatte zu werden. Nach der Preisverleihung schnellte die Zahl der Posts zu dem „Projekt“ in den sozialen Medien in die Höhe. Medien berichteten von einer sprunghaften Vermehrung der einschlägigen Google-Suchen, die zeitweise sogar populäre Suchbegriffe wie „Taylor Swift“ oder „NFL“ hinter sich gelassen hätten – der entsprechende Google-Index sei von 18 vor den BET Awards auf über 90 im Anschluss angestiegen, so „USA Today“. X-Threads, die die wichtigsten Punkte der „Heritage“-Plattform zusammenfassen, gingen viral – innerhalb von zwölf Tagen nach der Sendung sahen zum Beispiel achtzehn Millionen Menschen einen entsprechenden Post der Anwältin Emily Galvin-Almanza. Aktivisten kündigten für Ende Juli eine „Anti-Project 2025“-Demonstration auf dem New Yorker Times Square an.

Manche Kommentatoren bringen Trumps plötzliche Distanzierungsversuche der vergangenen Tage mit dieser erhöhten Aufmerksamkeit in Verbindung. Der republikanische Präsidentschaftskandidat hatte in seinem Netzwerk „Truth Social“ geschrieben, er wisse nichts von „Project 2025“ und habe keine Verbindung dazu. Glaubwürdig wäre das höchstens insofern, als Trump angeblich auch sonst nicht liest und daher vielleicht tatsächlich nicht die 900 Seiten durchgearbeitet hat. Formal darf der Think Tank auch keinen Wahlkampf machen und betont seine Unabhängigkeit. Ideologisch entsprechen viele der Pläne jedoch dem, was Trump öffentlich sagt und was seine Regierung umsetzen wollte – zum Teil erfolglos, weil Gerichte sie bremsen. Personell gibt es viele Überschneidungen: 240 ehemalige Mitarbeiter aus Trumps Regierung zählte der Sender CNN, die entweder direkt am „Project 2025“ beteiligt sind oder die es durch ihre Organisationen unterstützen. Darunter sind mindestens vier ehemalige Kabinettsmitglieder wie der ehemalige Wohnungsbauminister Ben Carson.



Die Schauspielerin Taraji P. Henson bei den BET Awards am 30. Juni 2024 in Los Angeles
Foto Getty

Alle können wissen, was kommt

Seitdem die Schauspielerin Taraji P. Henson vor einem Millionenpublikum vor den Gefahren des „Project 2025“ warnte, diskutiert in den USA endlich eine breite Öffentlichkeit darüber, was eine zweite Amtszeit von Donald Trump konkret bedeuten würde. Um was für ein Programm handelt es sich, das der Think Tank „Heritage Foundation“ da entworfen hat?

Von Frauke Steffens

Trump bewirbt nun wieder aggressiv eine eigene, „Agenda 47“ genannte Plattform, die auch Grundlage der Beschlüsse auf dem republikanischen Parteitag kommende Woche sein sollen. Darin finden sich etliche Gemeinsamkeiten mit den Forderungen von „Heritage“, aber auch Unterschiede. So will Trump zusichern, dass er keine Kürzungen im Social Security genannten steuerfinanzierten Rentensystem und bei der Alters-Krankenversicherung Medicare vornehmen werde. In der Partei

gibt es durchaus Kräfte, die solche Festlegungen dringend vermeiden wollen.

Trump's damaliger Berater Steve Bannon gab schon am Anfang von dessen Präsidentschaft die Parole vom „Abbau des Verwaltungsstaates“ aus. Das „Project 2025“ und andere Beiträge im Umfeld von Trump setzen inzwischen mehr auf die Nutzung des Staates zu ihren Gunsten. Der „schlanke“ Staat war dabei stets mehr Rhetorik als Realität. Der vorgebliche freie Markt war auch unter republikanischen Präsidenten ein gelenk-

ter; Milliarden-Subventionen flossen an die Agrar- oder die Waffenindustrie, entweder direkt oder in Form massiver Steuererleichterungen. Und große Behörden wurden nicht nur von Demokraten, sondern auch von Republikanern ins Leben gerufen: Richard Nixon setzte 1970 die Environmental Protection Agency (EPA) ein, George W. Bush im Jahr 2003 das für Abschiebungen zuständige Immigration and Customs Enforcement (ICE). Trotzdem gehört die Forderung nach dem Abbau des Einflusses der

Zentralgewalt zum Kernrepertoire des amerikanischen Konservatismus, radikalisiert in der Verschwörungserzählung des „Deep State“.

Die Variante von „Heritage“ klingt nach radikaler „Säuberung“ und Neubesetzung mit linientreuen Beamten. Kevin Roberts, Präsident der „Heritage Foundation“, sagte kürzlich, man habe nichts weniger vor als eine „zweite amerikanische Revolution“ – die werde unblutig bleiben, wenn die Linke dies „zulassen“ werde. Während manche in den autoritären Forderungen eher eine Wunschliste der extremsten Kräfte sehen, warnen Kommentatoren wie Jeff Sharlet oder Jeet Heer vor faschistischen Tendenzen.

Wie ernst sie es meinen, unterstrichen etliche Trump-Freunde in dieser Woche erneut bei der „National Conservatism Conference“ in Washington. Medien wie das „New York Magazine“ machten in den Reden der versammelten rechten Politiker viele Parallelen zu den Empfehlungen des „Project 2025“ aus. Da war etwa Chris DeMuth von der „Heritage Foundation“, der die Ehe zu einer Einheit aus Mann und Frau erklärte – so tut es auch das einleitende Papier des „Project 2025“, genannt „Leadership Mandate“, also Auftrag zur Führung. Dort wird gefordert, dass alle Formulierungen, die sich auf die Rechte von queeren Menschen beziehen, aus offiziellen Regierungsdokumenten verschwinden, und damit wohl auch die dazu gehörige Politik.

Redner wie der in einschlägigen Kreisen prominente Philosoph Yoram Hazony spielten bei der „NatCon“ auch auf die Theorie des „Großen Austauschs“ an, wonach Weiße sich unbedingt mehr als bisher fortpflanzen müssten, um nicht „ausgetauscht“ zu werden. Und Senator Josh Hawley sagte, er bekenne sich zum christlichen Nationalismus. Christliche Nationalisten und Evangelikale, die Trump schon während seiner ersten Amtszeit stützten, brachten eine Wunschliste in das „Project 2025“ ein. So findet sich dort die Forderung nach dem Verbot von Pornographie, der Trump eher kühl gegenüberstehen dürfte. Auch das Versenden von Abtreibungsmitteln, die für die Mehrzahl aller Schwangerschaftsabbrüche verwendet werden, soll mit Hilfe des „Comstock Act“, eines Gesetzes gegen „obszöne“ Postsendungen aus dem 19. Jahrhundert, verboten werden.

„Project 2025“ ist in den vergangenen Tagen von einem Thema des „Beltway“, also der Politik-Insider, zu einem Thema des ganzen Landes geworden. In den sozialen Medien schreiben Schauspieler und Sportgrößen darüber, aber auch Leute mit Berufen, die nichts mit Politik oder Medien zu tun haben. Für die Republikaner kann es zum Problem werden, wenn auch Menschen, die ihnen sonst wohlgesinnt sind, sich von den Vorhaben bedroht fühlen. Die Pläne der „Heritage Foundation“ würden zum Beispiel auch Veteranen treffen. Sie machen dreißig Prozent der Angestellten im öffentlichen Dienst aus – diese Zahl wollen die Autoren drastisch senken.

Auch viele Eltern meldeten sich in den sozialen Medien zu Wort – sie hatten zum ersten Mal gelesen, dass die Trump-Freunde das Erziehungsministerium abschaffen und das öffentliche Schulsystem weiter schwächen wollen. Natürlich wurden auch Falschinformationen geteilt: So enthält der Plan keine Empfehlung, Verhütungsmittel zu verbieten. Wohl aber streben viele Republikaner seit Langem an, Verhütungsmittel aus der Medicaid-Krankenversicherung für Arme sowie aus den Versicherungsplänen herauszunehmen, die Arbeitgeber anbieten müssen. Das ist gemeint, wenn von einem angeblich drohenden „contraceptives ban“ die Rede ist; es würde besonders für arme Menschen eine deutliche Verschlechterung ihrer Lage bedeuten.

Die Diskussion um „Project 2025“ und Trumps Distanzierungsversuche zeigen vor allem eines: Solange die Pläne von Wissenschaftlern und Journalisten besprochen wurden, tangierte es Trump und seine Unterstützer kaum. Nervös werden sie nun erst jetzt, wenn ihre Zukunftsvorstellungen im Mainstream kritisiert werden. Die Demokraten hatten bereits Wahlkampf-Materialien zu „Project 2025“ produziert; Präsident Joe Biden bezeichnet es als Gefahr für die Demokratie. Die Reaktionen der letzten zwei Wochen zeigen, dass es aus der Perspektive der Demokratischen Partei eine gute Idee ist, möglichst viel darüber zu reden. Es mag sein, dass nicht jede Forderung von „Project 2025“ von einem Präsidenten Trump umgesetzt werden würde – doch Trump selbst spricht so oft von Massenabschiebungen, von der Inhaftierung politischer Gegner und von Militäreinsätzen gegen Demonstranten, dass viele Amerikaner es nicht darauf ankommen lassen wollen.

Die Schauspielerin Henson verabschiedete sich bei der BET Gala mit den Worten: „Nächstes Jahr um diese Zeit könnte es sehr anders aussehen, wenn ihr nicht wählt.“

Jenseits der Bestseller

Lohnt es sich heute noch, einen kleinen Verlag zu gründen?

Was sich im Moment am besten auf dem Buchmarkt verkauft, ist „Romantasy“, ein Genre, das Liebesromane und Fantasy vereint und, ein Tiktok-Phänomen, gern mit einem limitierten Farbschnitt verkauft wird: „Ruthless Vows“ von Rebecca Ross gehört hier aktuell zu den Spitzenreitern („Kein Gott, kein Krieg, kein Monster kann sie entzweien“). Und wer sich daneben gerade in eine Art Taylor Swift des deutschen Buchhandels zu verwandeln scheint, ist Elke Heidenreich. Jedenfalls kam in dieser Woche die Nachricht, dass die Autorin mit ihrem Buch über das Alterwerden in Deutschland den bisherigen Hardcover-Bestseller des Jahres geschrieben hat. „Für das erste Halbjahr ist ‚Altern‘ das erfolgreichste Buch“, teilte Media Control mit.

Heidenreich erzählte im Video auf dem Youtube-Kanal des Hanser-Verlags, dass man auf sie zugekommen sei, eine Reihe sei geplant, die sich mit den großen Themen des Lebens beschäftige, und sie habe sich gewundert, dass man sie für das Thema Altern gewinnen wollte. Dann habe sie sich allerdings daran erinnert, dass sie 81 sei und gedacht „Wer, wenn nicht ich?“. Das ist natürlich lustig. Der amerikanische Präsident, ebenfalls 81 Jahre alt, hätte sicher anders reagiert. Nebenbei ist die von der Hanser-Berlin-Verlegerin Lina Muzer herausgegebene Reihe aber auch ein sehr guter Verkaufstrick: Ein Essay auf großzügig bedruckten 112 Seiten wird für 20 Euro verkauft, das ist schon richtig teuer. Vielleicht liegt der Luxus, den sich viele leisten wollen, darin, dass man ein großes Lebensthema kompakt behandeln bekommt. Ist ja auch praktisch.

Kann man inmitten der für viele Verlage sonst eher angespannten Buchmarktlage jenseits von New-Adult-Titeln und einem „Old-Adult“-Erfolg wie diesem Gewinn machen? Peter Kraus vom Cleff, Hauptgeschäftsführer des Börsenvereins, wies in einem Bilanzbericht für die Jahre 2023/24 soeben darauf hin, dass „vom Young- und New-Adult-Boom nicht alle Verlage und Buchhandlungen gleichermaßen“ profitierten. „Gerade die kleinen, unabhängigen Verlage mit ihren Programmen abseits des Mainstreams haben wirtschaftlich stark zu kämpfen“, betonte er und warnte – trotz eines insgesamt zu verzeichnenden Umsatzwachstums – vor einer Gefährdung der Vielfalt auf dem Buchmarkt.

Vor diesem Hintergrund ist es fast ein Wunder, dass es in den vergangenen Jahren immer wieder Gründungen unabhängiger Verlage gab, wie den Korbinian-, den Eisele-, den Kanon- oder den AKI-Verlag, wobei Letzterer ein Imprint des Kampa-Verlags ist, was es ihm ermöglicht, anders als die anderen, die wirklich alles selbst machen, an den Vertriebsstrukturen eines größeren zu partizipieren.

In diesen Wochen geht wieder eine Neugründung mit dem ersten Programm an den Start: Gutkind heißt dieser in Berlin von Ulrike von Stenglin geleitete Verlag. Der Name geht zurück auf den Gründervater der Bonnier-Familie, zu deren Firmengruppe er gehört: Gutkind Hirschfeld flüchtete 1801 vor antisemitischen Anfeindungen nach Dänemark. Dort änderte er seinen Namen in Gerhard Bonnier. Unter den Autorinnen und Autoren sind bekannte Namen: Delia Owens sowie, mit einem gemeinsamen Roman, der gleichzeitig in Amerika erscheint und schon für Netflix verfilmt wird, Keanu Reeves und China Miéville. Gerade erst, so erzählt es die Verlegerin im Gespräch, sei der autobiographische Roman des Schauspielers Sabin Tambrea aus der Drukkerei gekommen, immer wieder ein aufregender, glücklicher Moment. Als sie vor 16 Jahren in der Buchbranche angefangen habe, sagt Ulrike von Stenglin, habe es ganz andere Grundlagen gegeben, jetzt müsse man sich schon fragen, wie es so funktionieren könne, dass alle ihre Jobs behalten können. Und hofft, wie alle anderen, auf die perfekte Mischung aus Leidenschaft, Kalkül, Momentum und Glück.
Julia Encke



Der Sommer ist da!

Ob wir dieses Jahr wegfahren oder zu Hause bleiben – Bücher lesen, Musik hören und Filme anschauen werden wir auf jeden Fall. Dazu ein paar Empfehlungen.

	Roman	Sachbuch	Musik	Für Kinder	Bewegte Bilder	Mal wieder
Julia Encke	Zeruya Shalev: „Nicht ich“. Berlin Verlag, 24 Euro. Eigentlich Shalevs erster Roman, den sie noch vor „Liebesleben“ geschrieben hat, der sehr viel experimenteller ist – und nach dem 7. Oktober beim Lesen eine ganz neue Aktualität entfaltet.	Steffen Mau: „Ungleich vereint“. Suhrkamp, 18 Euro. Ein, auch im Blick auf die bevorstehenden Wahlen, erhellendes und in der oft polemischen Debatte besonderes Buch, weil es so differenziert ist.	James Blake ft. Bon Iver: „I need A Forest Fire“ (Polydor). Lässt immerzu, seitdem ich dazu die William-Forsythe-Inszenierung „Blake Works I-II“ des Staatsballetts in Berlin gesehen habe. Ab Januar 2025 wieder in der Deutschen Oper.	Andrea Paluch: „Hier wird Politik gemacht! – Das Reichstagsgebäude“. Karibu, 24,99 Euro. Eine Führung durch den Reichstag in Berlin hat Andrea Paluch auf die Idee gebracht, zusammen mit der Illustratorin Stephanie Marian für Kinder zu erklären, was darin eigentlich passiert.	„Alles steht Kopf 2“. Wer verstehen will, wie und von wem das Gehirn einer 13-Jährigen gesteuert wird, wenn die Pubertät Alarm schlägt, ist nach diesem spektakulär-lustigen Kampf zwischen Zweifel, Peinlich, Wut und Freude auf jeden Fall schlauer.	Uwe Johnson lesen, weil Charly Hübner es in seiner hinführenden Hommage tut, nachdem er das Elternhaus verlassen hat und mit Johnson ein neues Zuhause findet. Charly Hübner: „Wenn du wusstest, was ich weiß...“ Der Autor meines Lebens“. Suhrkamp, 20 Euro.
Peter Körte	Anne Weber: „Bannmeilen. Ein Roman in Streifzügen“. Matthes & Seitz, 25 Euro. Wer in Paris den Périgord überquert, betritt eine andere Welt: die Banlieue. Ein Entdeckungsbuch, federleicht und klar geschrieben, politisch aufgeladen.	Ronald Reng: „1974 – Eine deutsche Begegnung“. Piper, 24 Euro. Eine Reise in die eigene Jugend, in eine verschollene Zeit, ein dichtes Gewebe aus Politik, Fußball, Populärkultur und Biographien, die all dem Gesichter geben.	Beyoncé: „Cowboy Carter“ (Columbia). Wie Giselle Knowles-Carter mich lehrte, was ich nicht für möglich gehalten hätte: Country zu mögen.	Noch einmal die Abos bei Netflix, Spotify und DAZN verlängern.	Chris Markers Standbild-Kurzspielfilm von 1962, „Am Rande des Rollfelds“ (Mubi), zusammen mit Terry Gilliams Science-Fiction-Dystopie „Jewel Monkeys“ von 1995 (Prime): zwei seltsame Geschwister.	Im Kant-Jahr mal wieder Hegel lesen und über dessen Aussage (in der „Differenz des Fichteschen und Schellingschen Systems der Philosophie“) nachdenken, Kant habe den Verstand mit Vernunft und die Vernunft nur mit Verstand behandelt.
Karen Krüger	Beatrice Salvioni: „Malnata“. Penguin Verlag, 24 Euro. Zwei sehr ungleiche Mädchen, die eine um Konformität bemüht, die andere eine rebellische Außenseiterin, freunden sich miteinander an. Und auf den Straßen marschieren Mussolinis Schwarzhemden. Eindringlich und intensiv.	Victoria de Grazia: „Der perfekte Faschist. Eine Geschichte von Liebe, Macht und Gewalt“. Wagenbach, 38 Euro. Eine jüdische Opernsängerin aus New York heiratet einen bürgerlichen Faschisten aus Mussolinis engstem Kreis. Es war nie unterhaltsamer, ein historisches Sachbuch zu lesen. Faktenreich und mit herrlich lakonischem Unterton.	Keine Musik, aber was für die Ohren: Fatma Aydemirs Familiensaga „Dschinn“ über die deutsch-türkische Familie Yilmaz als NDR-Hörspiel in sechs Kapiteln. In dieser konzentrierten Form eigentlich noch besser als das Buch, also fast jedenfalls. Gibt es in der ARD-Audiothek.	Wissen-CDs für Kinder sind oft schrill und laut. Mai Thi Nguyen-Kim und Marie Meimberg dagegen beantworten in der Doppel-CD-Reihe „BibiBiber hat da mal 'ne Frage“ (Oetinger Audio) sehr nett und unaufgeregt Fragen wie: Sind wirklich alle Dinos tot? Warum leuchten Sterne? Dazu gibt es Musik, die alle im Auto aushalten.	„Il giovane Berlusconi“ (Der junge Berlusconi), dreiteilige Dokuserie auf Netflix über den „Cavaliere“ in jungen Jahren, bevor er in die Politik einstieg. Sehr erhellend. Man versteht auf einmal besser, worin die oft beschriebene Anziehungskraft Berlusconis bestand.	Sibilla Aleramos autobiographischen Roman „Eine Frau“. Eisele Verlag, 25 Euro. Er wurde erstmals 1906 veröffentlicht und gab danach den Ton für den literarischen Feminismus in Italien an. Gerade ist er in einer Neuausgabe erschienen, mit einem Nachwort von Elke Heidenreich.
Tobias Rüter	Daphne Palasi Andreades: „Brown Girls“. Luchterhand, 20 Euro. Fünf New Yorker Mädchen auf der nach oben offenen Richterskala der Erschütterungen des Erwachsenwerdens in der Welt von heute.	Steffen Mau: „Ungleich vereint“. Suhrkamp, 18 Euro. Warum der Osten anders bleibt, der Westen auch, und warum das kein Hindernis sein muss, gute Politik für alle zu machen, also auch für Menschen, die noch nicht ganz so lange hier leben.	Lizzy McAlpine: „Older“ (Indigo Blue/RCA). Nicht, dass es Alternativen zu Taylor und Billie bräuchte. Aber diese große amerikanische Songwriterin wäre eine.	„Das Walter-Trier-Memo-Spiel“ (Favoritenpresse). Der Illustrator der Kästner-Kinderbücher ist noch immer nicht so bekannt wie deren Geschichten. Aber so vergisst man seine Motive aus „Emil“ und dem „Klassenzimmer“ nie mehr!	Um die Wartezeit bis zur neuen Staffel von „The Bear“ (Disney+, ab 14. August) zu überbrücken, hilft mir selbst kochen – auch wenn man dann nicht weniger Hunger beim Zuschauen hat.	Erica Jong: „Angst vorm Fliegen“. Ecco, 25 Euro. Neu übersetzt von Lilian Peter. Angeblich ein Skandalbuch, heimlich durchgeblättert im Regal der Eltern von Schulfreunden, aber eigentlich immer: ein feministischer, witziger Klassiker.
Mark Siemons	Albert Ehrenstein: „Räuber und Soldaten“. Matthes & Seitz, 24 Euro. Mord und Totschlag auf Konfuzianisch: Der chinesische Klassiker „Die Räuber vom Liang-Schan-Moor“ in einer urtaubstausig kurzen Nacherzählung von 1927.	Philipp Felsch: „Der Philosoph. Habermas und wir“. Propyläen, 24 Euro. Philosophie, flott und elegant auf ihren bundesrepublikanischen Symbolgehalt hin abgeklopft.	Lou de la Falaise: „Sans espoir ni desespoir“ (Portissol Musique). Wäre schön, wenn der Pariser Olympiasommer so leicht und unbeschwert würde wie dieses kleine Album und sein toller Hit „Laissez courir“.	„Alles steht Kopf 2“, jetzt noch im Kino. Wieder ein rasantes Neuro-Spektakel, diesmal im Kopf einer Pubertierenden, und mit Zweifel, Peinlich und Ennui in den Hauptrollen.	„Extremely inappropriate!“ (Netflix). Zeitreise eines Rüpel aus dem Jahr 1986 in die schöne neue Achtamkeits- und Diversitätswelt von 2024: eine nicht allzu subtile japanische Trash-Serie mit doppeltem Verfremdungseffekt.	„Die Schrift. Verdeutschung von Martin Buber und Franz Rosenzweig“. 4 Bände. Deutsche Bibelgesellschaft, 62 Euro. Die hebräische Bibel, als lasse man sie zum ersten Mal: eine geniale sprachschöpferische Übersetzung.
Harald Staun	George Saunders: „Jag der Befreiung. Stories“. Luchterhand, 25 Euro. Die tote Dystopie ist immer nur eine Stufe entfernt, in der kaputten und künstlichen Welt des amerikanischen Literaturprofessors. Und trotzdem stellen sich die Figuren noch die ungeheuerliche Frage: „Warum nicht einfach versuchen, glücklich zu sein?“	Onur Erdur: „Schule des Südens“. Matthes & Seitz, 28 Euro. Erdurs spannende Spurensuche nach den „kolonialen Wurzeln der französischen Theorie“ ist das beste Gegenstück gegen die momentan so virulente Verteufelung eines an Genauigkeit interessierten Denkens.	The Last Dinner Party: „Prelude to Ecstasy“ (Island). Fünf Londoner Kunststudentinnen bringen Pomp und Pathos und Perücken zurück in den Pop. Vielleicht hält das nur einen Sommer lang, aber dieser Sommer ist jetzt!	„Alles steht Kopf 2“. Die phantastische Reise ins Innere eines Teenagerseelchens. Gerade noch im Kino oder später auf DVD oder im Stream.	„Neue Geschichten vom Pumuckl“ (RTL+ oder ab 28. Juli auf DVD). Allein für die Wiederauferstehung der Stimme Hans Clarins nimmt man den Spuk in Kauf, den die sogenannte KI überall sonst anrichtet.	Rainald Goetz: „Abfall für alle. Roman eines Jahres“. Suhrkamp, 19,50 Euro. Noch mal unfassbare 25 Jahre zurückblättern, als das, was kommt, noch aufgeforder war als das, was vergeht. Oder, um mit Goetz zu sprechen: „Wie es war, als man noch nicht tot war und nicht daran dachte, wie es weiter geht.“
Anna Vollmer	Kurt Lanthaler: „Vorbericht in Sachen der Zona Cesarini“. Folio Verlag, 25 Euro. Wer der EM schon hinterhertrauert, kann einfach diesen Fußballroman lesen. Und wer froh ist, dass sie endlich vorbei ist, ebenso. Denn um Faschismus, Einstein und das Leben von Emigranten geht es auch.	Cal Flynn: „Verlassene Orte. Enden und Anfänge in einer menschenleeren Welt“. Matthes & Seitz, 34 Euro. Eine Insel voll verwilderter Kühe, verlassene botanische Gärten – wie könnte die Welt aussehen, wenn die Menschen weg, ihre Spuren aber noch da sind? Wer Flynn liest, lernt: anders, als man denkt.	Die britisch-amerikanische Band Anohni and the Johnsons ist gerade auf Tour. Wenn Sie dies lesen, haben Sie die Konzerte in Europa leider knapp verpasst, aber das macht nichts. Anohnis Stimme ist immer ein Ereignis, egal wo und wie man sie hört.	Sid Sharp: „Der Wolfspelz“. Nord Süd Verlag, 22 Euro. Wölfe im Schafspelz kennt jeder, Bellowider Rückwärtler, die Hauptfigur dieser Bilder-Geschichte, ist das Gegenteil – und wird vom Schaf zum Wolf. Ob das mal gut geht?	Paola Cortellesi: „Morgen ist auch noch ein Tag“. Es soll in Italien Frauen geben, die seit Jahrzehnten nicht im Kino waren – bis dieser Film kam. Mit seinem spektakulären, berührenden Ende.	Wie kann ein Buch von schweren Themen, der Schoa, unerfüllter Liebe, geheimer Homosexualität erzählen und trotzdem ganz leicht sein? Giorgio Bassani weiß es, „Die Gärten der Finzi-Contini“ (Wagenbach, 16 Euro) ist einer der besten Romane überhaupt. Im Sommer sowieso.
Elena Witzeck	Sheena Patel: „I'm a Fan“. Hanser/Blau, 20 Euro. War in UK ein „Überraschungserfolg“: Junge Frau geht mit verheiratetem Promi ins Bett, stakt dessen andere Affäre, sinniert über kulturelle Vorherrschaft auf Social Media und die grausame Selbstbezogenheit mancher Männer.	Niclas Seydack: „Geile Zeit“. Tropen, 22 Euro. Generationenporträt, über das man sich schön aufregen kann. Auch zum Nachdenken darüber, was man als Millennial noch gegen sein Jammerlappenmagie tun könnte.	Sommeralbum von The Decemberists, weil es sich beim Musikhören lohnt, die alten Zeiten zu feiern, wenn ringsherum alles durcheinandergeht. Name passt auch: „As It Ever Was, So It Will Be Again“ (Yabb Records).	Tijan Sita und Lena Schneider: „Lila Leuchtflecken – Geh nicht nach Nimmerland“. Beltz & Gelberg, 15 Euro. Magische Geschichte vom Bachmannpreisräuber und seiner Frau mit Bildern der deutsch-französischen Illustratorin Ariane Camus.	Seit „The Lobster“ gibt es nichts, was man von Yorgos Lanthimos verpasst haben sollte, das gilt auch für „Kinds of Kindness“, und wer Geschichten anprobiert wie Kleider, kann bei mir sowieso mit ewiger Ehrfurcht rechnen.	Vor den Landtagswahlen noch mal durch „Frauen bei der Arbeit“ von Helga Paris blättern und für einen Moment in die Köpfe ihrer Porträtierten kochen. Geht zum Beispiel im Museumshop von C/O Berlin.

Kino

„EINE BERAUSCHENDE HYMNE AN DAS LEBEN.“ ELLE

ISABELLE HUPPERT

MADAME SIDONIE IN JAPAN

JETZT IM KINO

Madame Sidonie in Japan

BERLIN: Astor Film Lounge, Bundesplatz Kino, Cinema Paris, Delphi LUX, Kino in der Kulturbrauerei, Yorck Kino, Union Friedrichshagen, Thalia Potsdam

DÜSSELDORF: Bambi

DRESDEN: Filmtheater Schauburg, Programm kino Ost

FRANKFURT: Cinema

HAMBURG: Blankeneser, Koralle, Passage

HANNOVER: Kino am Raschplatz

KÖLN: Filmpalette

LEIPZIG: Passage Kinos

MÜNCHEN: ABC-Kino, Kino Sölln, Leopold, Monopol München, Neues Rex, Rio Filmpalast (MÜNCHEN), Theater Film

NÜRNBERG: Metropolis, Cinecitta'

STUTTGART: Atelier am Bollwerk, Cinema, EM

Nataschas Tanz

BERLIN: Filmkunst 66, Klick Kino, Kino in der Brotfabrik, Ladenkino, Tilster Lichtspiele

BREMEN: City 46

DORTMUND: Romy Kino

DRESDEN: Zentralkino

DÜSSELDORF: Bambi Filmstudio

FRANKFURT AM MAIN: Mal Seh'n Kino

GERA: Metropol

HAMBURG: Studio Kino

JENA: Kino am Markt

LEIPZIG: Passage Kino

MÜNCHEN: Monopol Kino, Arena

MÜNSTER I.W.: Cinema

NÜRNBERG: Cinecittà

PFORZHEIM: Kommunales Kino

SAARBRÜCKEN: Filmhaus

STUTTGART: EM Kinos

TÜBINGEN: Atelier

WEINGARTEN: Linse Kulturzentrum

F.A.Z. Frühdenker

Der Newsletter für Deutschland.

Jetzt anmelden unter faz.net/faz-fruehdenker

Auktionen, Kunsthandel und Galerien

Bücher kauft bundesweit wissenschaftlich oder bibliophil Antiquariat Bulong ☎06466/ 8996108

Partnersuche und Bekanntschaften

Partner auf Augenhöhe
Erfolgreiche Topmanagerin (49, 176cm, 75kg), promoviert, finanziell unabhängig, warmherzig, humorvoll, bodenständig, kommunikativ und mit Tiefgang, sucht Partner auf Augenhöhe mit Intelligenz und Herzenswärme bis max. Ende 50. Raum Ffm/DA und Umgebung. Ich liebe wandern, die Berge, eine einsame Hütte genauso wie ein 5-Sterne-Hotel, ein gemütliches Glas Wein, ausgehend und gut organisiert. Und wünsche mir doch manchmal eine Schulter zum Anlehnen. Habe Kids zwischen Grundschule und Teenie, die jede zweite Woche bei mir leben. Entspanntes Kennenlernen in meinen kinderfreien Wochen. Wenn es passt, gerne mehr. Chiffre ZF250000688 F.A.Z., Postfach 820219, 81802 München

Kraftfahrzeuge
Wir kaufen Wohnmobile + Wohnwagen 03944-36160 www.wm-aw.de Fa.

An- und Verkauf
Bordeaux + Burgund
Wein-Ankauf von privat
☎ 0151 197 222 33
marco@marco-artwork.com

Auktionen, Kunsthandel und Galerien
Ankauf von Bordeauxweinen zu Höchstpreisen
Serious, professionelle und diskrete Abwicklung.
Keine Aufschläge oder Lotgebühren, faire Nettogehälter
C&D Weinhandels-Gesellschaft mbH
Tel.: 07236-890740 · Fax: 07236-890749 · info@c-d.de

Suche Hutschenreuther und Rosenthal
☎ 0178 9243772

Reise
Deutschland
Rantum / Sylt, Komfortferienwohnung frei vom 27.07.-10.08. www.kuschka.com
☎ 0171 7536109

Ausland
TOSKANA-MEERBLICK Ferienhaus
privater Pool (Gegenstromanlage), Natur pur!
www.toskana-urlaub.com ☎49(0)8662-9913

Immobilien kaufen

Wohnimmobilien
Ausgefällene Maisonettewohnung
189 qm mit Garage über den Dachern von Duisburg (4. + 5. Etage) in direkter Lage zur City, Uni und allen öffentlichen Einrichtungen zu verkaufen.
VB 430.000 € Mieter sind z.Zt. vorhanden.
Tel. 0172 2545255 auch per WhatsApp

Ausland
KITZBÜHEL
Genehmigter Baugrund ca. 2500 m² im Städtgebiet
Sonnenseite - unverbaubare Aussicht
Verkauf direkt vom Eigentümer
Anfragen bitte mit Mail an: rascokitz@gmail.com

Hotels
zur Pacht oder zum Kauf gesucht
Wir suchen für bekannte Hotelketten sowie für bonitätsstarke Investoren Hotels ab 50-300 Zimmer zur Pacht oder zum Kauf. Ihr Angebot bitte an:
Bill Immo Hospitality GmbH, Hotel Immobilien Management
Tel. 0761/88 14 22 00, Fax: 88 14 22 08
E-Mail: info@bill-immohospitality.com, www.bill-immohospitality.com

STARNBERGER SEE / Gemeinde Berg
Neubau 09/2021
hochenenergetische Wärmepumpe,
Lebensmittelbereich:
langlaufender, 100 % indextierter MV
Nettokaltmiete EUR 56.000,- p.a.
KP EUR 1,32 Mio. provisionsfrei
verkauf@fmzprojekt.com

Jezt inserieren auf anzeigenannahme.faz.net

Draußen ist Berlin-Mitte, Chausseestraße, kurzbehaarte Touristen, versprengte Hipster, einfalllose Architektur, grauer Sommer 2024. Drinnen, als wäre da eine Zeitschleuse, ist Berlin-Kreuzberg, späte Neunziger, helles Licht, junge Menschen mit türkischen Wurzeln. In den Räumen des Neuen Berliner Kunstvereins hat der Regisseur Thomas Arslan zusammen mit dem Kurator Marius Babias eine Ausstellung entwickelt. Ein Blick auf das eigene Werk, das in den Neunzigern beginnt, erst an der Berliner Filmhochschule dffb, dann mit einer Trilogie über Jugendliche in Kreuzberg, rund ums Kottbusser Tor, Immigranten der zweiten und dritten Generation, damals im Kino kaum repräsentiert.

Auf drei Monitoren laufen Sequenzen aus „Geschwister – Kardesler“ (1997), „Dealer“ (1999) und „Der schöne Tag“ (2001). Arslan, 1962 in Braunschweig geboren, in Ankara zur Grundschule gegangen, in Essen aufgewachsen als Sohn eines türkischen Vaters und einer deutschen Mutter, hat die Filme erst wieder gesehen, als er ihre Digitalisierung begleitete. Er hat auch alte Drehbücher, Locationfotos, Storyboards ausgegraben und entstaubt, eine Auswahl liegt in mehreren Vitrinen im ersten Raum der Ausstellung. Er lacht, weil er seine eigenen Anmerkungen neben den kleinen Storyboard-Zeichnungen nicht mehr lesen kann, und wir lachen darüber, dass im Film die Sitze in der U-Bahn schon damals dieses Wimmelmuster hatten, so hässlich wie die Aufwärmtrikots der Fußballer heute. Und natürlich haben wir uns an einem EM-freien Tag verabredet.



Thomas Arslan
Foto n.b.k. / Jens Ziehe

Die Ausstellung ist nur ein Anlass, es gibt auch eine Retrospektive seiner Arbeiten im Arsenal-Kino, und da ist Arslans neuer Film „Verbrannte Erde“, Teil zwei einer Trilogie, der erste, „Im Schatten“, liegt 14 Jahre zurück. Auch aus diesen beiden Filmen gibt es Ausschnitte auf drei weiteren Monitoren im ersten Raum. Mišel Matičević als Trojan wirkt da zunächst sehr jung, die Bewegungen sind energisch, 14 Jahre später ist er massiger, nicht mehr so alert, ein Gangster in der Midlife-Krise. Und ein Einbrecher mit Prinzipien, Arslan hat sie für den ersten Film auf einem Zettel notiert, der in der Vitrine gegenüber liegt.

Einfache Überlebensregeln: keine großen Teams, keine Jünger, die sind zu risikofreudig. Geduld, Sitzfleisch beim Auskundschaften. Unauffällige Kleidung, die Lederjacke ist heute die von damals, Trojan vergräbt noch immer die Hände in den Seitentaschen. Gelegentlich, das wird er später sagen, liest er Architekturzeitschriften zur Fortbildung, weil reiche Menschen in



Der Gangster Trojan (Mišel Matičević) in Thomas Arslans Film „Verbrannte Erde“

Foto Reinhold Vorschneider / Schramm Film

Hart an den Rändern

Eine Geschichte vom Gangster, der aus der Zeit gefallen ist: Thomas Arslans neuer Film „Verbrannte Erde“ kommt ins Kino, dazu gibt es in Berlin eine Ausstellung über sein Werk und eine Retrospektive. Eine Begegnung.

Von Peter Körte

ihnen so freimütig ihre Wohnräume zur Schau stellen.

Wir fahren mit Trojan in den Film. Er parkt, observiert, bricht in eine Villa in Essen ein, stiehlt wertvolle Uhren, die sich dann nur schlecht verkaufen lassen. Arslan hätte gern mehr Szenen in Essen gedreht, aber das Folkwang-Museum erteilte keine Drehgenehmigung. Dort hängt Caspar David Friedrichs Bild „Frau vor untergehender Sonne“, das Trojan klauen soll. Im Film ist es nun in Berlin, und in der Vitrine vor uns liegt eine Replik. Das Bild wurde abfotografiert, das Foto im Originalfor-

mat bearbeitet, sodass die Oberfläche der eines Ölgemäldes gleicht.

Trojan, der Profi, ist so leicht nicht zu erschüttern. Auch wenn er ein wenig aus der Zeit gefallen ist. Das ist, wenn man so will, Arslans Film ja auch in seiner minimalistischen, verknüpften Erzählweise, die ihre Vorbilder bei Melville, im Film Noir, aber eben auch bei Robert Bresson erkennen lässt. Und die aus der Inspiration der Bücher lebt, die sich in einer der Vitrinen finden: Goudards „Einführung in eine wahre Geschichte des Kinos“. Oder die Filmkritiken von Frieda Gräfe in der Zeitschrift

„Die Republik“. Was man damals eben begeistert las.

„Verbrannte Erde“ kommt ohne Polizei aus, ohne die Ermittlerlangeweile, die öden Routinen, die einen Fernsehkrimi wie den anderen aussehen lassen. Arslan arbeitet mit den Basiselementen, den Archetypen des Genres, er verschiebt, variiert, arrangiert neu. Es ist ein schlankes Erzählen, da ist kein Gramm Fett, alles ist klar, funktional, logisch strukturiert – und gerade aus der Reduktion entsteht ein Überschuss. Trojan und sein Team stehlen das Gemälde. Alles hat geklappt, obwohl er dem jungen Mann, der die Überwachungskameras hacken soll und der eine Simulation des Museumsraums entwickelt hat, sofort misstraut. Das Danach wird zum Problem. Der Auftraggeber verzögert. Er will nicht zahlen, aber er will das Bild haben. Sein Handlanger (Alexander Fehling) ist Trojans Gegenspieler.

Im Grunde bräuchten alle Akteure keine Namen. Wie in Monte Hellmans Film „Two-Lane Blacktop“, wo die Charaktere „The Driver“, „The Girl“, „The Mechanic“ heißen, könnte man auch hier von der Fahrerin (Marie Leuenberger), dem Einbrecher, dem Handlanger, dem Auftraggeber reden. Trojan und sein Team versuchen, das Bild wieder an das Museum zu verkaufen. Der Handlanger will das verhindern. Es gibt Verrat, es fließt Geld, es kommt zu einem Showdown in der Nähe der Warschauer Brücke, der von Ferne ans Finale von Mi-

chael Manns „Heat“ erinnert. Mehr Spoiler müssen nicht sein.

Das Faszinierende an dem Film sind die urbanen Räume, an denen das alles passiert. Arslan hat gezielt Nicht-Orte, Un-Orte ausgewählt: Parkplätze, Parkhäuser, Industriebrachen, Lagerhallen, ununiforme Hotelzimmer, in denen Trojan absteigt, der Mann ohne festen Wohnsitz, der seinen Besitz in einer Reisetasche mit sich trägt. Ein Nomade des modernen Lebens. Man findet diese Orte noch im nachverdichteten Berlin des 21. Jahrhunderts, sie haben eine dokumentarische Härte und Direktheit. In 20 Jahren wird man sich das ansehen und sagen: So sah Berlin damals aus. Wie man beim Ansehen von Arslans alten Filmen sofort sieht: Das war Kreuzberg vor 25 Jahren.

Dieses Gespür für Schauplätze, für die signifikanten Orte in Städten zieht sich von Anfang an durch Arslans Arbeit. In einem Raum der Ausstellung ist auf der einen Seite der kurze Dokumentarfilm „Am Rand“ zu sehen, den Arslan 1990 als Student gedreht hat. Christian Petzold war sein Tonmann, so wie Arslan dann bei Petzolds Dokumentation über die Bundesstraße 2 die Kamera übernahm.

Direkt gegenüber dann „Am Rand Revisited“, den hat Arslan im Dezember 2023 eigens für die Ausstellung gemacht, an denselben Orten wie 1990, wenn sie denn überhaupt noch zugänglich waren. Damals waren es Bilder von Brachen der gerade abgeräumten Mauer in Kreuzberg, Treptow, Wilhelmsruh, heute sind da fast überall die Spu-



Ein Blick in die Ausstellung im Neuen Berliner Kunstverein

Foto n.b.k. / Jens Ziehe

Uwe Johnson ist eh der Größte

Schule des Lesens in bedrohlichen Zeiten: Der Schauspieler Charly Hübner hat ein sehr charmantes Fanbuch über den Autor der „Jahrestage“ geschrieben.

Man kann sich die Szene nur zu gut vorstellen: Da steht der Schauspieler Charly Hübner, an dessen ebenso massiger wie verletztlicher Gestalt aller intellektueller Dünkel abprallen muss, mit zwei Schriftstellern zusammen und wagt diesen dann doch intellektuellen Dünkel todesmutig herausfordernden Satz: „Uwe Johnson ist eh der größte deutsche Schriftsteller des 20. Jahrhunderts“ – so einer wie Homer, Tolstoj, Proust in ihrer Zeit eben. Hübner selbst steigt mit dieser Szene in sein jetzt bei Suhrkamp erscheinendes Fanbuch über Uwe Johnson ein, das seiner Eloge auf Motorhead, die Heavy-Metal-Band, folgt, die 2021 herauskam (nicht bei Suhrkamp). Und erzählt weiter: „Danach entstand eine nicht spannungslose Stille.“

Die Denkblasen der beteiligten Autoren kann man sich dazudenken: So etwas sagt man nicht, kann man doch so nicht sagen. Weitere Leute kamen dazu, die Stille schlug in Empörung um. Wenn man überhaupt vom Größten reden könne, so müssten selbstverständlich doch erst einmal Thomas Mann, Franz Kafka oder Bertolt Brecht in Erwägung gezogen werden! Aber Hübner bleibt bei seiner Meinung, und die Begründung will er in diesem Buch liefern.

Mit der Szene gibt er den persönlich-selbstironischen Ton vor, der den „kleinen Jubeltex“ gründiert und gegen die Skrupel der Betriebsprofis absichert. Hübners Johnson-Begeisterung geht auf die Tage nach dem Untergang der DDR zurück, als er gerade Abitur gemacht hatte und mit seiner Zukunftseuphorie den mit dem Verschwinden ihres Staats hadern den Eltern derart auf die Nerven ging, dass diese ihn vor die Tür setzten. Er kam in einem Forsthaus unter und las dort alle möglichen Klassiker, die ihm ein Buchklub zuschickte, irgendwann auch den Roman „Jahrestage“. „Johnson hatte mich sofort.“

Und zwar nicht nur, weil es „Weltliteratur aus der Heimat“ ist, aus Mecklenburg, woher auch Hübner kommt. Von Anfang an war dieses Buch mit seinen oft vertrackten Wort- und Gedankenstellungen für ihn vielmehr die Schule einer besonderen Art des Lesens: „Johnson zwingt uns dazu, gleich von vornherein zu verweilen,

nicht zu eilen.“ Der Schlüssel zu diesem Autor sei die Langsamkeit – „da entsteht sein Sog“. Es sei ein ruhiges und zugleich aktives, ganz und gar aufmerksames Lesen, das die „Jahrestage“ einfordern. Das hat Hübner viel später auch professionell erfahren, als er vergangenes Jahr zusammen mit Caren Miosga den gesamten Roman 74 Stunden lang eingesehen hat. Wer dort hineinhört, kann nur bewundern, wie es Hübner gelingt, sich auf die unterschiedlichen Rhythmen und Verästelungen des Textes einzulassen, ihnen einen Körper und eine Selbstverständlichkeit zu geben, über die er nun selbst an einer Stelle schreibt: „Dann ist diese Sprache nicht mehr sperrig oder geziert, dann ist sie folgerichtig, geradezu logisch, plauderhaft und von großem Understatement.“ (Understatement ist Hübner besonders wichtig, es ist auch die Grundhaltung seines eigenen Buchs.) Tatsächlich lässt einen diese Lesung nicht nur Johnson besser verstehen, sondern auch die intellektuelle und emotionale Spannweite des Schauspielers Charly Hübner, in dem eben noch viel mehr steckt als bloß der Kommissar Bukow aus dem Rostocker „Polizeiruf 110“, das Authentizitäts-Urgestein des deutschen Fernsehkinos.

Und zugleich ist die Johnson-Lektüre für Hübner, von heute her gesehen, auch eine Art Schule des Lebens in unruhigen, ja bedrohlichen Zeiten. Er erzählt, wie es dazu kam, dass auch er selbst sich jahr-

zehntelang der Illusion einer vor den Zumutungen der großen Geschichte verschonten Sicherheit hingab und darauf vertraute, „dass das System BRD/EU/NATO das eigene Leben schützte und man sich wirklich vor allem um seinen Kram kümmern konnte“. Als jugendlichem Mitglied einer Clique namens „The Lost Boys“ war ihm in den letzten Monaten der DDR eine Reglementierung angedroht worden, die sein ganzes Leben verdorben hätte. So war die Wende für ihn ein riesiges „historisches Glück“, von dem er annahm, dass es ewig dauern werde. Jetzt aber scheint sich mit Macht der bei-

läufige Satz zu bestätigen, den er von Johnson zitiert: „Es ist schlecht möglich, abseits der Zeitgeschichte zu leben.“

Die „Jahrestage“ schildern von Tag zu Tag, was der deutschen Bankangestellten Gesine Cresspahl und deren Tochter Marie 1967 und 1968 in New York widerfährt, geben wieder, was die „New York Times“ an diesen Tagen berichtet, und erzählen in Rückblenden, wie Gesines Vater die Dreißiger-, Vierziger- und Fünfzigerjahre in der erfundenen mecklenburgischen Kleinstadt Jerichow erlebt. In den vermeintlich sicheren Zeiten der Bundesrepublik konnte einem die Art und Weise,

ren der Gentrification: brandneue Viertel, erneuerte Brücken, und wenn man in der Mitte des Raumes steht, mal nach links, mal nach rechts schauend, sind die alten Orte in den neuen oft nicht mehr wiederzuerkennen.

Dieser Prozess des allmählichen Verschwindens ist auch in Arslans Spielfilmen zu erkennen, die auf ihre indirekte Weise die Geschichtsschreibung einer Stadt betreiben, die es nicht mehr gibt. Auch das passt zu Trojan, dessen Prinzipien für eine (Arbeits-)Welt gelten, die nicht mehr existiert. So reflektiert der Film in seinem Plot, in den Aktionen des Protagonisten auch die Entwicklung der urbanen Räume, in denen die Geschichte spielt. Und man fragt sich dann natürlich, wie das weitergehen soll im letzten Teil der Trilogie.

Dass zwischen den beiden ersten Filmen so viel Zeit vergangen ist, liegt nicht nur daran, dass deutsche Filmförderungen mit Genrefilmen bekanntlich nicht viel anfangen können. „Verbrannte Erde“ musste Arslan für 1,5 Millionen Euro drehen, bei „Im Schatten“ hatte er nur 500.000 zur Verfügung. Für das Geld, sagt er, wäre das heute unmöglich. Auch als Arslan 2013 „Gold“ drehte, einen Western, musste er extrem knapp kalkulieren. Wobei er den Western gar nicht als Fremdkörper in seiner Filmographie sieht. Klar, das sei ein Period Piece, sagt er, aber im Grunde nur eine Umkehrung: Anfangs war da die Perspektive der Eingewanderten in Berlin und ihrer Nachkommen, in „Gold“ gehe es um die Auswanderer von damals, die sich in Amerika eine Zukunft erhofften.

Arslan ist jedoch keiner, der von großen Budgets träumt, er hat kein heimliches Riesenprojekt mit großen Sets und Komparseen. Einfach nur mehr Drehtage, anständig bezahlte Teams, um die Geschichten so zu erzählen, wie sie erzählt sein wollen. Die lange Pause zwischen den Filmen hat auch damit zu tun, dass Arslan seit 2007 an der Universität der Künste in Berlin unterrichtet und den Job sehr ernst nimmt. Er erzählt begeistert von Studierenden aus seinen Klassen und deren Abschlussarbeiten. Und er weiß, dass er nur dann ein guter Lehrer sein kann, wenn er selber weiterarbeitet und nicht einfach „mit den alten Kamellen“ kommt. Deshalb ist er fest entschlossen, bis zum dritten Teil der Trilogie nicht so viele Jahre vergehen zu lassen.

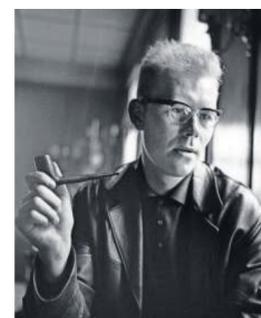
Für Trojan ist Berlin anfangs verbrannte Erde und am Ende erneut, wenn der Blick durch die Heckscheibe seines Autos fällt. „Im Schatten“ ließ ihm noch Raum für eine Affäre, jetzt ist eine Liaison mit der Fahrerin zu riskant. Diese Herausforderung hat sich Thomas Arslan selbst gestellt: den Mann, der nichts anderes gelernt hat, dessen Gangsterwissen bedenklich veraltet, auf eine weitere Reise zu schicken. Mišel Matičević, sagt Arslan, sei bereit. Er ist es auch. Und selbst wenn das wohl kaum gut ausgehen dürfte für Trojan – es ist ein Film, auf den man wartet. Auf den man auch deshalb gespannt ist, nach dem Gang durch diese kleine, sorgfältig und klug konzipierte Ausstellung, weil es ja nicht bloß um ein Gangsterleben geht, sondern auch um ein Bewusstsein für die Gegenwart unserer Städte.

„Verbrannte Erde“ ist von Donnerstag an im Kino zu sehen. Die Ausstellung „Thomas Arslan“ läuft im Neuen Berliner Kunstverein, Chausseestraße 128, noch bis zum 4.8., die Retrospektive im Arsenal-Kino (www.arsenal-berlin.de/kalender/) ebenfalls bis Anfang August.



Charly Hübner

Foto Daniel Pilar



Uwe Johnson

Foto Ullstein Bild

wie Johnson da die Entwicklung seiner Figuren auf Engste mit historischen Ereignissen verschränkt, fast etwas künstlich vorkommen. Heute aber, da die Erfahrungen von Krieg, Pandemie und dem Erstarren demokratiefeindlicher Bewegungen wieder ganz gegenwärtig geworden sind, liest sich diese Rekonstruktion des Eindringens der Geschichte in die persönlichen Gefühle ganz realistisch. Hübner erklärt das auch aus Johnsons Biographie: „Sein Lebensweg war von klein auf vom Umgang mit Meinungssetzungen, Verboten, Ideologisierung und Ängsten geprägt, die sich bis in sein privates Leben hineinschleichen sollten.“

Besonders interessiert sich Hübner auch dafür, wie Johnson den Verschiedenheiten des Fühlens, Sehens und Sprechens zwischen Ost- und Westdeutschland nachforscht, vor allem in dem 1961 erschienenen Roman „Das dritte Buch über Achim“. „Der Gedanke der Wiedervereinigung scheint mir zu verlangen“, zitiert ihn Hübner einmal, „dass wir uns grünlisch und geduldig, d.h. also durch den Versuch eines Verständnisses und der Kenntnisnahme, darauf vorbereiten.“ So ist es bekanntlich nicht gekommen, Johnson selbst hat das nicht mehr erlebt.

MARK SIEMONS

Charly Hübner: „Wenn du wüsstest, was ich weiß...“ Der Autor meines Lebens“. Suhrkamp Verlag, 126 Seiten, 20 Euro.

Als die Trucks den Urwald teilten

In Brasilien wird ein Buch über einen Lastwagenfahrer gefeiert, das in drastischen Worten das Schicksal der Arbeiterklasse und die jahrzehntelange Zerstörung der Amazonasregion beschreibt. Jetzt tourt der Autor durch Europa und sagt: Das ist auch eure Geschichte. *Von Elena Witzeck*

Wer einmal in Brasilien gereist ist, weiß von der Weite des Landes, den schier unendlichen Landschaften und plötzlich auftauchenden natürlichen Grenzen; kennt womöglich das Gefühl, am Fenster eines Reisebusses zu sitzen, mit Blick auf überwältigende Orte, während es im Schrittempo eine unbefestigte Straße entlanggeht; hat gelernt: bloß nie die Entfernungen, den Eigensinn dieser wilden Natur unterschätzen. Und dafür muss man noch nicht einmal in die Nähe der Amazonasregion gekommen sein.

In den Sechzigern entstand ein gewagtes Projekt mitten im Dschungel, die Transamazônica, eine Straße, die auf 4000 Kilometern Asphalt Atlantik und Pazifik verbinden sollte, bis zur Grenze Perus. Zu diesem Projekt gehörte der Plan, den Urwald im Dienst des Kapitals nutzbar zu machen, für Minen, Weidflächen, Kraftwerke abzuholzen, gewissermaßen zu kolonisieren, bevor es andere taten. Zu den zahllosen Arbeitern, die daran mitwirkten, gehörten auch viele Lkw-Fahrer, die unter hohen Risiken über Tausende Kilometer Material transportierten, im Schlamm und in Schlaglöchern stecken blieben, die Nächte durchfahren und sich mit Speed oder Kokain wachhielten.

Um einen dieser Männer geht es in José Henrique Bortolucis Buch „Was von meinem Vater bleibt“. Bortoluci hat im Coronajahr 2021 angefangen, seinen Vater zu interviewen und dessen Geschichte aufzuschreiben, die zugleich eine Geschichte über die brasilianische Arbeiterklasse ist, über die radikale Expansion dieser Zeit. Das Buch hat in Brasilien viele Leser gefunden, was grundsätzlich schon etwas Besonderes ist in einem Land, in dem Lesen immer noch als Luxus gilt, den man sich leisten können muss. Die perfekt temperierten Buchhandlungen in den Millionenstädten erzählen davon. Bortolucis internationaler Erfolg ist auch deshalb etwas Besonderes, weil es sich bei seinem Buch nicht um einen Krimi im Stil Patricia Melos handelt, nicht um poetische Introspektive in der Tradition Clarice Lispector, sondern um eine Art Memoir mit Theorien, das voller harter Urteile über sein Land und die Vorstellung von unbegrenztem Wachstum steckt.

Man kann den Soziologen Bortoluci, geboren im Jahr 1984, als Brasilien seine Demokratie nach Jahren der Militärdiktatur wiederbekam, auf seiner Lesereise durch Europa treffen, zum Beispiel in Leipzig. Er wartet schon vor seinem Hotel und raucht und sieht dabei drahtig und unbescholten aus, um ihn herum Bildschirme und Hinweise auf das nächste EM-Spiel. Für Fußball interessiert sich Bortoluci aber gar nicht, dafür umso mehr für Sprache, wie er sagt. Sitzt ein paar Minuten später in einem Café vor einem Stück Nusskuchen, spricht ein freundliches amerikanisches

Englisch, zitiert Roland Barthes und Annie Ernaux. In den letzten Monaten hat er in Paris gelebt, Französisch kann er auch. Für sein Buch hat Bortoluci Dialekt und Sprachrhythmus seines Vaters, der in längeren Passagen zu Wort kommt, akribisch verschriftlicht, was auf Portugiesisch sehr authentisch, in der Übersetzung vor allem engagiert klingt: „Von Nestor weiß ich auch, wie man auf dem Lkw-Auspuff grillt. Oben auf der Auspuffanlage sitzt eine Platte, die glühend heiß wird. (...) Wenn man da morgens oben drauf ein Stück Fleisch festgebunden hat, ist es mittags, wenn man angehalten hat, durch gewesen. Und das schmeckt lecker, richtig lecker.“

Dieser Bortoluci senior also, genannt Didi, ist der abwesende Vater, der seinem Sohn sagenhafte Geschichten von der Straße mitbringt, von Riesenvögeln im Urwald und Schafsböcken, die per Anhalter mitfahren, der aber auch die ganze Last der Arbeiterklasse mit auf seine Reisen nimmt. 1943 wird er als fünftes Kind in einer ländlichen Gegend von São Paulo geboren. Seine Schulzeit ist nach vier Jahren vorbei, von da an arbeitet er, erst auf dem Bauernhof der Familie, dann, von 22 an, als Fernfahrer. Er hilft, den Flughafen von Manaus mitzubauen, das Atomkraftwerk in Angra dos Reis, die gewaltigen Symbole der brasilianischen Wirtschaftskraft. Führt nächstelang durch, wenn eine Fracht sonst verderben würde. Raucht und hört laut Musik, um nicht einzuschlafen und gegen einen Baum zu fahren. Auf einem Abschnitt der Transamazônica geht es 500 Kilometer schnurgerade dahin, „ein Waldtunnel ohne Tankstelle oder irgendein Dorf oder irgendwas auf dem Weg“. Glaubt an Kameradschaft und die Sünde der Faulheit.

Mit Ende 40 erkrankt Bortoluci senior schwer, investiert aber weiter in seine Fahrzeuge, sieht dabei zu, wie sein Verdienst von Wartungskosten und Treibstoff verschluckt wird, und gibt die Hoffnung auf finanzielle Sicherheit nicht auf, eine Hoffnung, die schon die europäischen Großeltern mitbrachten, die sich als Bauern in Brasilien niederließen und statt eines Neuanfangs ein von Rassismus und Patriarchat beherrschtes Leben bekamen, wie Bortoluci gnadenlos schreibt. Denn waren es nicht sie, die die Arbeitskraft von Sklaven ersetzten, zwar wegen ihrer Hautfarbe unter etwas besseren Bedingungen als die Nachkommen von Indigenen oder versklavten Afrikanern, aber natürlich ohne Chancen, die „Hierarchie der Herkunft“ zu durchbrechen?

Es ist eine bemerkenswerte Perspektive auf Brasilien, dieses vom Stolz auf kulturelle Vielfalt, Toleranz und dem Glauben an Meritokratie getragene Land. Zumal von einem, der am Ende doch profitiert hat, der als Kind die mit der neuen Verfassung im Jahr 1988 geschaffenen Veränderungen zu spüren



Der brasilianische Soziologe José Henrique Bortoluci
Foto: ŠBasso Cannarsa/Opale Photo/Laif

bekommen hat, dessen Generation für eine Weile die Chancen, den langsamen und stetigen Fortschritt in den sozialen Bedingungen erlebte und der jetzt mit Nusskuchen in Leipzig sitzt. Bortoluci war ein guter Schüler, ein eifriger Sammler von Stipendien, Spitzenplätzen bei Wettbewerben und Ehrenurkunden, und sein Erfolg war, wie er sagt, ein Familienprojekt.

Und obwohl Bortoluci immer wieder den persönlichen Ansatz seiner Geschichte betont, das Bedürfnis, seinem Vater auch noch an Krebs erkrankten Vater eine Stimme zu geben, seinen Soziologenblick abzulegen, so liefert er in seinem Buch doch die nötigen Einordnungen, um die Tragweite dieser Geschichte des unermülichen Strebens eines ganzen Landes zu verstehen, eines Strebens nach Straßen und Städten, nach Geschwindigkeit, nach Kaufkraft und Kapital.

20 Prozent des Amazonasgebietes sind seit 1970 mithilfe der „Straße von meinem Papa“, wie Bortoluci die Transamazônica als Kind nannte, zerstört worden. Besonders zügig gingen die Rodungen und Vertreibungen während des Militärregimes voran, die Auslöschung jahrhundertalter Kulturen, die Errichtung von Städten im Regenwald, die heute mehr Anteil an der globalen Erwärmung haben als ganz Chile, dazu mehr Armut und eine größere Ungleichheit als in jeder anderen Region in Brasilien. Diese Zerstörung brachte noch nicht einmal eine Verbesserung der Lebensqualität. Der Tod von mehr als 8000 Bewohnern in der Amazonasregion während dieser Jahre wurde wie viele andere Grausamkeiten nach dem Ende der Diktatur verdrängt. Bortoluci spricht vom „Schmerz des Fortschritts“, den die Brasilianer lange Jahre bereitwillig akzeptierten. „Frag einen Brasilianer, ob ihm der Amazonas wichtig ist. Natürlich wird er ja sagen.“

Die Abzweigung von der Fernstraße seines Vaters in die dunklen Gegenden des Regenwaldes, die wenig beleuchteten Erinnerungen an Willkürherrschaft und Gier, seien bloß Nebenschauplatz seiner Geschichte, sagt Bortoluci. Aber einer, dessen Protagonisten, dessen Gewinner und Verlierer einen so schnell nicht mehr loslassen, vor allem wenn man die Rolle der Region für die globale Klimaregulierung kennt, die Verbindungen, die sich aus den Jahren der Massenrodungen auch in Richtung Europa ergaben.

Und noch etwas zeigt der Soziologe Bortoluci beiläufig: das Trauma einer globalen Pandemie unter einem Präsidenten, der nicht an die Bedeutung wissenschaftlicher Arbeit glaubt, die Jahre, in denen sich viele Brasilianer ihrer Regierung gänzlich ausgeliefert fühlten. Das Schreiben, sagt Bortoluci, sei in dieser Zeit sein Schrei der Verzweiflung gewesen. Am Ende einer Saison der

Brände im Amazonasgebiet wölbte sich eine riesige dunkle Wolke über São Paulo, für den Autor und viele andere eine Allegorie auf die Zerstörung des Urwalds, auf ein „Meer an Müllhalden, das ganze Dörfer wegsüßelt, die Quecksilbervergiftung der indigenen Völker des Amazonas und eine Präsidentschaftswahl, die aus jeder Form von Tragödie einen Grund zum Feiern machte“.

Das war 2023. Inzwischen regiert ein anderer Präsident. Als Bortoluci mit seiner Vater-Geschichte fertig war, wurde Lula da Silva gewählt, Vertreter der Linken, dem in seiner langen Präsidentenkarriere schon viel vorgeworfen wurde, der auch wegen Korruptionsverdachts im Gefängnis saß, in dessen Regierungsphasen aber die Abholzung des Regenwaldes reduziert wurde. Die Hoffnung war zurück, zumindest das zu erhalten, was noch vom Regenwald übrig ist.

Was die Lage der Menschen im Land angeht, ist Bortoluci weniger hoffnungsvoll. Seine Studenten in São Pau-

ANZEIGE

„SOMMER DER KÜNSTE.“
Villa Massimo zu Gast in Stuttgart:
18 Künstler:innen, 8 Institutionen*
18.07. – 22.07.2024
Eröffnung: 18. Juli 2024, 18.00 Uhr,
Kunstmuseum Stuttgart

Mit den Rompreisträger:innen 2022/23, 2023/24:
Ondřej Adámek, Yael Bartana, Oscar Bianchi,
Susanne Brorson, Danica Dakic, Liza Dieckwisch,
Manaf Halbouni, Kristof Magnusson,
Olga Martynova, Björn Melhus, Marko Nikodijević,
Katerina Poladjan, Arne Rautenberg, Marcus
Schmickler, SOWATORINI Landschaft, Alfredo
Thiermann, Stefan Vogel und Fabian A. Wagner.

lo ähneln der europäischen Jugend in ihrem Fatalismus, der Erkenntnis, dass die Zeit, in der es scheinbar immer weiter bergauf ging, vorüber ist. In einem Land, in dem die Ressourcen vermeintlich unendlich sind, die Landschaft so überwältigend, die Idee von unbegrenztem Wachstum so tief verwurzelt ist, werden die Klimatrüer, der Schmerz über das Ende des Wachstums, das „Gift der Ungleichheit“ jetzt besonders spürbar. Zu diesen Erkenntnissen trägt Bortolucis Vater-Geschichte bei. Sie dokumentiert die Veränderung. Aber sie öffnet auch neue Räume.

Der Autor jedenfalls hat nicht vor, noch länger in Europa zu bleiben. Er will jetzt zurück zu seiner Familie, in sein weites Land, weiter arbeiten, in der Hoffnung, dass etwas besser wird. Wie vor ihm sein Vater.

José Henrique Bortoluci: „Was von meinem Vater bleibt“. Aus dem Portugiesischen von Maria Hummitsch. Aufbau Verlag, 175 Seiten, 20 Euro.

Über die englische Dichterin und Schriftstellerin Rosemary Tonks gibt es eine Legende, die sich, wie das bei Legenden eben so ist, wahrscheinlich nicht ganz so zugetragen hat, wie sie erzählt wird. Doch sie enthält einen wahren Kern. In den späteren Jahren ihres Lebens soll Tonks ihre in öffentlichen Bibliotheken verwahrten Romane und Gedichtbände ausgeliehen und dann verbrannt haben. Ob das wirklich stimmt, lässt sich wohl nicht aufklären, eines aber ist sicher: dass sie mit ihren Büchern, dem Literaturbetrieb, ja mit ihrem ganzen vorherigen Leben nichts mehr zu tun haben wollte. So verkaufte sie im Jahr 1980 ihr Londoner Stadthaus und zog in die Old Forest Lodge im Küstenstädtchen Bourne-mouth, brach den Kontakt zu Freunden, Verlegern, sogar zu ihrer Familie ab, ließ Briefe unbeantwortet und ging nur noch selten an die Tür. Spekulationen darüber, was aus ihr geworden sei, liefen lange ins Leere. Bis in einer Radiosendung des Dichters Brian Patten (Titel: „The Poet Who Vanished“) der Verleger Neil Astley sagte: „Sie ist nicht mehr die Person, die die Gedichte geschrieben hat. Sie ist jemand ganz anderes.“

Was war passiert? Aus der urbanen, modernen Schriftstellerin Rosemary Tonks war nach einer Reihe gesundheitlicher und persönlicher Krisen die fundamentalistische Christin Rosemary Lightband geworden, die zwar immer noch in die Hauptstadt reiste, jedoch hauptsächlich, um an der Speaker's Corner Bibeln zu verteilen – das einzige Buch, das sie zu diesem Zeitpunkt noch las, denn aus allen anderen, inklusive ihren eigenen,

sprach ihrer neuen Auffassung nach nur die Stimme des Teufels.

Vor alledem, vor ihrem Verschwinden aus der Öffentlichkeit, war die 1928 geborene Tonks tatsächlich eine ganz andere gewesen, eine schillernde Figur des Londoner Literaturbetriebs, eher für ihre Lyrik als für ihre Romane geschätzt, auch wenn sie sechs davon schrieb. Der berühmteste erschien 1968 unter dem Titel „The Bloater“. Das Buch sollte Tonks eigentlich nur schnelles Geld bringen („red, hot money“ wie sie in einem Brief hoffte), avancierte Jahrzehnte später jedoch, sicherlich genährt durch das mysteriöse Verschwinden seiner Autorin, zu einer Art Kultbuch. Und das, obwohl der Roman längst vergriffen und nur zu horrenden Preisen gebraucht zu kaufen war. Einer Neuauflage hätte Tonks, die 2014 im Alter von 85 Jahren starb, nie zugestimmt. Das taten ein paar Jahre später allerdings ihre Angehörigen. Und so erlebt „Der Köder“, wie der Roman nun in der deutschen Erstübersetzung von Eva Bonnè heißt, endlich eine Renaissance.

Er erzählt von Min, einer etwas kapriziösen Frau in ihren Dreißigern, die einen Liebhaber sucht, um sich von ihrem drogen Ehelieben abzulenken. George, ihr Mann, ist so unscheinbar, dass sie das Licht löscht, obwohl er noch im Raum ist. Zwei stunden zur Auswahl, infrage kommt eigentlich keiner. Denn der eine, genannt „der Kugelfisch“, ein Bariton, der Min gleichermaßen abstößt und fasziniert, ist aufgebläht und stinkt. Billy, der andere – distinktiert, intelligent, interessiert, benutzt Zahnteil – scheint hingegen ideal. Zu ideal. Denn

Werk des Teufels

Plötzlich war sie einfach weg: Wie aus der modernen Autorin Rosemary Tonks eine fundamentalistische Christin wurde und ihr Werk in Vergessenheit geriet. Nun gibt es eine Neuauflage ihres erfolgreichsten Romans „Der Köder“.

um Gefühle soll es nicht gehen, an denen ist Min nicht interessiert. Man könnte diesem letzten Satz noch ein „oder?“ hinzufügen und hätte den Klappentext für eine klassische romantische Komödie. Doch wer sich von „Der Köder“ einen Prototyp des Genres, ja überhaupt ein Buch mit stringenter Handlung erhofft, wird wahrscheinlich enttäuscht sein. Min redet mit Männern und grübelt sehr viel über sie, bekommt die Gicht („eine der großen horizontalen Krankheiten“) und arbeitet bei der BBC. Sie lebt, kurz gesagt, den Alltag einer Frau in der Großstadt, ohne besondere Vorkommnisse.

Diese Geschichte passt erstaunlich gut in unsere Zeit. Das fängt damit an, dass



Rosemary Tonks
Foto Shutterstock

Romane dieser Art ja gerade in Mode sind – wer Empfehlungen braucht, muss in den sozialen Medien nur nach „no plot, just vibes“ suchen und wird dort schnell auf Bücher wie „Happy Hour“ von Marlowe Granados oder Otessa Moshfeghs „Mein Jahr der Ruhe und Entspannung“ stoßen. Doch auch in anderer Hinsicht ist „Der Köder“ an manchen Stellen überraschend aktuell. Min trinkt Eiswasser, macht Hatha-Yoga und Work-outs, wenn auch offline und zu klassischer Musik – „Brahms eignet sich gut für Sport, es sei denn, man ist verliebt“. Sie produziert elektronische Musik und hat eine Meinung von Kritikern, die man auch heute genauso zu hören bekommen könnte: „Fünfzig ‚Experten‘ (Menschen mit theoretischen Kenntnissen, die nie zur Anwendung kommen) werden das Resultat mit Eiswasser übergießen. In fünf Jahren werden sie es widerwillig und in zehn Jahren ganz ungegeniert aus dem Archiv holen und unablässig als Beispiel zitieren, um aufstrebende Komponisten elektronischer Musik zu entmutigen.“

An anderen Stellen wandert man eindeutig durch das London der Sechzigerjahre. Hier sind die Pubs noch in „das berühmte, bierfarbene Londoner Tabaklicht“ getaucht, und man bestellt schon mittags „Stingos“, Bier, „dunkelbraun wie Tinte“. Tonks' Sprache ist auch in Bonnés gelungener Übersetzung so sinnlich, dass man das Licht durch die Buntglasfenster schimmern sieht, die Blätter unter den Füßen knistern hört. Man liest diesen Roman nicht wegen seines aufregenden Plots, sondern für seine Atmosphäre, seinen Witz

und seine Absurdität. Für die Vibes, um bei der Bezeichnung zu bleiben.

Dafür müssen die Leser damit klarkommen, dass Tonks sie ohne große Erklärung mitten ins Geschehen wirft. Das beginnt schon im ersten Kapitel. Da steht Fritz, Mins deutscher Putzmann, vor der Tür, und man braucht eine Weile, um sich in der darauffolgenden Situation, in der nach und nach auch andere Männer auftauchen oder zumindest erwähnt werden, zurechtzufinden. Es ist ein bisschen so, als lauschte man im Café einem Gespräch am Nachbartisch und müsste Stück für Stück verstehen, wer hier nun eigentlich mit wem ein Techtelmechtel hat. Und genau wie bei Gesprächen am Nebentisch bleibt man dran.

Es ist schwer vorstellbar, dass dieses lustige, seltsame Buch über Sex und das Leben in der Großstadt von der Frau geschrieben wurde, zu der Rosemary Tonks einmal werden sollte. Neil Astley, der Tonks' Verbleib damals in der Radiosendung enthüllt hatte und ihre Gedichte 2014 erstmals neu verlegte, erzählt in einem langen Nachwort, das die deutsche Übersetzung ergänzt, was für ein Mensch die Schriftstellerin war und wie es zu ihrem Verschwinden kam. Unter anderem Astley ist es auch zu verdanken, dass wir „Der Köder“ nun lesen können. Und natürlich dem Umstand, dass trotz Tonks' Vernichtungsaktion nach ihrem Tod zum Glück noch ein paar Exemplare übrig geblieben waren.

ANNA VOLLMER

Rosemary Tonks: „Der Köder“. Roman. Aus dem Englischen von Eva Bonnè. März Verlag, 234 Seiten, 25 Euro.

Die Kleinstadt Swakopmund liegt an der Küste Namibias. Die Dünen der Wüste Namib stoßen hier unvermittelt auf den selbst im Sommer der Südhälfte kalten und tiefgrünen Atlantik. Die wenige Vegetation, die es hier gibt, gewinnt Wasser aus dem fast täglich auftretenden dichten Küstenebel; regnen tut es praktisch nie.

1893 landete hier, wenige Hundert Meter nördlich der Mündung des episodischen Flusses Swakop, erstmals ein deutsches Schiff mit 220 Soldaten an Bord. Sie waren als Verstärkung der deutschen Kolonialtruppe im damaligen Deutsch-Südwestafrika vorgesehen. Heute werden dieser „Schutztruppe“ Kriegsverbrechen und Völkermord zur Last gelegt: Nach einem Aufstand der Ovaherero und Nama (1904) gegen die ausbeuterische Kolonialherrschaft beging die deutsche hier den ersten Genozid des zwanzigsten Jahrhunderts. Die damals von den Südwestdeutschen errichteten Bauwerke, die Mole, das Marinedenkmal und der Leuchtturm, prägen noch heute das Zentrum Swakopmunds. Viele Geschäfte haben deutsche Namen, in den Restaurants und Cafés an der Bismarckstraße hört man Deutsch.

Verlässt man den Stadtkern auf dem Trans-Kalahari Highway Richtung Wüste, ändert sich das Bild schlagartig. Statt Fachwerkbauten mit Erkern und Einfamilienhäusern reihen sich hier Wellblechhütten und kleine Wohnparzellen aneinander. Man gelangt in die informellen Slumviertel und Vorstädte. Hier, an einer der Sandstraßen von Swakopmund-Matutura, befindet sich Laidlaw Peringanda „Genocide Museum“. Ein ungefähr 10 Quadratmeter großer Raum mit Schwarz-Weiß-Fotografien aus der deutschen Kolonialzeit an den Wänden. Viele zeigen die Opfer des 1904 in Swakopmund errichteten Konzentrationslagers. Besuchern des 2015 gegründeten Museums erklärt Peringanda, was auf den Fotos zu sehen ist, und erzählt die Geschichte der Ovaherero und Nama. Die F.A.S. hat den Museumsgründer und Künstler im „Swakopmund Genocide Museum“ getroffen.

Herr Peringanda, wann hatten Sie die Idee für das Swakopmund Genocide Museum, und was ist die Geschichte dahinter?

Das Museum habe ich 2015 gegründet, um die Geschichte der Versklavung meines Volkes während der Zeit des Deutschen Reiches zu erzählen. Nach einem Aufstand der Ovaherero gegen die brutale Kolonialherrschaft im Jahr 1904 töteten deutsche Truppen unter dem Kommando von Theodor Leutwein und General Lothar von Trotha Tausende Ovaherero und Nama im heutigen Namibia. Die Fliehenden Männer, Frauen und Kinder wurden rücksichtslos in die Omaheke-Wüste verfolgt, wo die deutschen Truppen sie von der Versorgung mit Lebensmitteln abschnitten und die Brunnen vergifteten, wodurch weitere Tausende umkamen. Die Überlebenden, die es nicht nach Botswana unter britischem Protektorat schaffen, wurden in Konzentrationslager gebracht. Eines davon war hier in Swakopmund, und meine Urgroßmutter Loise „Karungururu“ Tjomita war eine der wenigen Überlebenden. Teile ihrer Familie wurden hier in Swakopmund von der Hamburger Reederei Woermann-Linie versklavt. Ihre Lebensgeschichte hat sie uns, ihren Nachkommen, mündlich übermittelt. Bis heute sind in Swakopmund Straßen nach Leutwein und Bismarck benannt.

Sie haben Ihre Urgroßmutter gekannt?

Ja, ich war acht Jahre alt, als sie starb. Sie hat mir viel über unsere Geschichte erzählt. Über die Mungunda-Dynastie, die seit 1842 auch aufgezogen ist, also noch vor der Kongokonferenz (1884–1885 in Berlin, Anmerkung der Redaktion), auf der die Aufteilung Afrikas zwischen den europäischen Kolonialreichen festgeschrieben wurde. Meine Familie war wohlhabend und besaß Zehntausende Rinder und wertvolles Land. Viele meiner Vorfahren wurden in die Konzentrationslager von Swakopmund und Lüderitz gebracht, viele von ihnen starben. Ich habe das große Glück, dass meine Urgroßmutter überlebt hat. Sie erzählte mir, dass sie von Soldaten vergewaltigt wurde und wie die Frauen gezwungen wurden, die Schädel der enthaupeten Gefangenen zu präparieren, um sie nach Deutschland zu schicken.

Die Schädel wurden präpariert?

Ja, die Frauen wurden gezwungen, die Köpfe zu kochen und das Fleisch von den Schädeln zu schaben. Ich kämpfte für die Rückgabe der Schädel durch Museen auf der ganzen Welt. Derzeit stehe ich in Kontakt mit dem American Museum of Natural History in New York, wo sich noch neun Schädel und zwei Skelette befinden.

Worin genau besteht Ihre Arbeit hier in Namibia?

In den namibischen Schulbüchern, aber auch im „Swakopmund Museum“ er-



Laidlaw Peringanda, Gründer des Swakopmund Genocide Museum in Namibia

Foto Friedrich Conradi

Namibias Trauma

Der Künstler Laidlaw Peringanda hat in Namibia das „Swakopmund Genocide Museum“ gegründet. Ein Gespräch über die deutsche Kolonialherrschaft und über die Forderung, Deutschland solle den deutsch-namibischen Farmern, die einen großen Teil des guten Ackerbodens besitzen, das Land abkaufen, um es seinen ursprünglichen Eigentümern zurückzugeben.

Von Friedrich Conradi

fährt man sehr wenig über den Völkermord. Diese Bildungslücke wollte ich schließen und gründete zunächst in einer kleinen Hütte das „Swakopmund Genocide Museum“. 2019 wurde es von der namibischen Regierung offiziell anerkannt, und ich habe es hierher verlegt. Das Interesse ist groß, es kommen viele Touristen und vor allem auch junge Leute. Ich biete auch historische Führungen zu diesem Thema an und halte Onlinevorlesungen an Universitäten. Die deutsche Regierung hat zugesagt, mich mit 50.000 Euro zu unterstützen, gerade war eine deutsche Delegation hier.



Was planen Sie mit dem Geld zu tun?

Ich möchte das Programm auf verschiedene Weise ausbauen. Aber wichtig ist auch, die namenlosen Gräber der Opfer des Völkermords instandzuhalten und zu restaurieren. Die Gemeinde Swakopmund weigert sich, die Gräber zu pflegen. Deshalb habe ich beschlossen, Geld zu sammeln, und restauriere sie seit 2019 selbst. Ich bin froh, dass die deutsche Regierung mir finanziell entgegenkommt, aber es bleibt noch viel zu tun.

Wie kam es dazu, dass die deutsche Botschaft die Delegation entsandte?

Seit 2015 haben wir unablässig E-Mails und Briefe an die Botschaft geschrieben. Irgendwann haben sie wohl gemerkt, wie hartnäckig wir sind. Und es gab auch eine Menge Druck von deutschen Touristen, die das Museum besucht hatten und anschließend Kontakt zur Botschaft aufnahmen.

Sie restaurieren die namenlosen Gräber der Ovaherero am namibischen Unabhängigkeitstag.

Ein Gedenkstein auf dem Friedhof von Swakopmund erinnert an die Opfer des von deutschen Kolonialtruppen begangenen Völkermords.

Foto Reuters

Ja. Wir machen das insgesamt viermal im Jahr, immer auch am Unabhängigkeitstag. Dabei finden wir auch oft menschliche Überreste, das kann traumatisch sein und ist keine leichte Arbeit. Ich finde es ermutigend, dass sich immer mehr deutsche Touristen, Studenten und junge weiße Menschen aus Swakopmund an der Pflege der Gräber beteiligen.

Gibt es auch negative Reaktionen?

Ein großer Teil der deutschen Gemeinde in Swakopmund steht unserer Arbeit ablehnend gegenüber und verhält sich mir gegenüber feindselig. Ich habe sogar Morddrohungen erhalten. Als ich mich zum Beispiel über das Bild von Otto von Bismarck vor einem Geschäft im Stadtzentrum beschwerte und über den Namen der Bismarckstraße selbst, wurde ich von Einwohnern bedroht, dass die „GESTAPO kommen und mich holen“ würde. Aber wir werden nicht aufhören.

Sie haben mir die Drohmails gezeigt. Sie sehen so aus, als müsste man sie ernst nehmen.

Oft hängen diese Drohungen mit der Umbenennung von Straßen oder der Forderung, Denkmäler zu entfernen, zusammen. Es ist aber wichtig, dass die Straßen umbenannt werden. Hier in Swakopmund wurde 2022 die Von-Trotha-Straße umbenannt – ein großer Erfolg in meinen Augen! Von Trotha gab den Vernichtungsbefehl für Ovaherero und Nama und ordnete auch an, aus der Wüste zurückkehrende Männer, Frauen und Kinder sofort zu erschießen. Aber das war eben nur eine von vielen Straßen. Noch sind viele nach Generationen und anderen Soldaten benannt, die am Krieg gegen unsere Vorfahren beteiligt waren.

Die Umbenennung von Straßen hat in den letzten Jahren auch in Deutschland immer wieder Debatten ausgelöst. Viele Menschen sprechen sich dagegen aus. Warum ist die Umbenennung Ihrer Meinung nach so wichtig ist?

Zunächst einmal ist es inakzeptabel, Kriegsverbrecher mitten in unserer Stadt zu ehren, das scheint mir selbsterklärend zu sein. Und Bismarck beispielsweise organisierte die Kongokonferenz. Sein Bildnis auf der Hauptstraße einer namibischen Stadt sehen zu müssen ist unannehmbar. Die Menschen über den Genozid aufzuklären, sie zu bilden – das fängt mit der Umbenennung der Straßen an. Der Genozid ist zu lange aus dem kollektiven Gedächtnis verdrängt worden.

Trifft das auch auf die Nachkommen der Ovaherero selbst zu? Wissen sie zu wenig?

Eher nicht. Wir haben die Geschichte mündlich von Generation zu Generation weitergegeben. Aber die anderen Völker in Namibia wissen häufig nichts oder nur sehr wenig über den Genozid. Es ist wichtig, dass wir als ganze Bevölkerung Namibias unsere Geschichte kennen und lernen, damit sich das, was passiert ist, nie wiederholen kann. Wir haben aus dem blutigen 20. Jahrhundert bisher keine Lehre gezogen.

Im Zentrum von Swakopmund steht das Marinedenkmal. Es zeigt einen verletzten Mann und einen Mann mit Gewehr. Errichtet wurde es zum Gedenken an das Marine-Expeditionskorps, das der Schutztruppe bei der Niederschlagung des Ovaherero- und Nama-Aufstandes zu Hilfe kam. Was denken Sie darüber?

Es wurde 1908, kurz nach der Schließung des Konzentrationslagers Swakopmund, errichtet. Die Inschrift hält lediglich die Orte fest, in denen deutsche Kriegsverbrechen begangen wurden, zum Beispiel Waterberg oder Okaharui, auch einige Namen von Militärs. Aber man liest keinen einzigen Namen der Opfer. Das ist eine Beleidigung für uns. Das Gewehr des Marinesoldaten ist auf die namenlosen Gräber gerichtet.

Soll dieses Denkmal Ihrer Meinung nach entfernt werden?

Ja. Wir haben die namibische und die deutsche Regierung aufgefordert, die Statue zu entfernen und sie nach Deutschland zurückzuschicken. Eine andere Möglichkeit wäre, die Namen der Opfer aufzunehmen und mit einer zusätzlichen Inschrift oder Tafel zu erklären, dass es sich um ein historisches Denkmal handelt, das Kriegsverbrecher ehrt. Gemeinsam mit einem deutschen Künstler werden wir eine temporäre Installation um das Marinedenkmal errichten – ich selbst bin ja Bildhauer. Außerdem werden wir die Inschrift in alle dreizehn Sprachen Namibias übersetzen. Wir wollen, dass die Namibier die Wahrheit über diese Statue erfahren.

Für wann ist diese Installation geplant?

Derzeit sind wir noch dabei, Geld zu sammeln und alle notwendigen Genehmigungen von der Polizei, der Regierung, der Gemeinde und dem Nationalen Rat für Kulturerbe einzuholen. Wir werden uns dieses Mal an alle Verfahren halten, denn 2015 wurde ich verhaftet, als ich die Statue aus Protest abgedeckt hatte. Es muss noch viel organisiert werden, und wir wissen deshalb nicht, wann genau die Ausstellung stattfinden wird.

Auf dem Foto an der Wand hinter mir sieht man eine Frau vor dem Marinedenkmal. Sie hält ein Plakat hoch, auf dem steht: „Anything about us, without us, is against us!“ Worum geht es? Unser Volk wurde bei den Verhandlungen über die Wiedergutmachung ausgeschlossen. Wir finden, dass die namibische Regierung in unserem Namen gesprochen hat, ohne uns zu fragen. In der UN-Erklärung über die Rechte indigener Völker heißt es eindeutig, dass solche Prozesse die betroffenen Völker selbst einbeziehen müssen.

Können Sie das näher erläutern?

2006 verabschiedete die Nationalversammlung einen Antrag, dass die vom Völkermord betroffenen Communities in das Wiedergutmachungsverfahren einbezogen werden müssen. Aber als Deutschland 2021 zustimmte, in den nächsten 30 Jahren 1,1 Milliarden Euro

für die Entwicklung von Projekten in den Ovaherero- und Nama-Gebieten zu zahlen, beschloss die Regierung trotzdem, diese Angelegenheiten mit nur einem einzigen Abgesandten hinter verschlossenen Türen zu besprechen. Es gab keine parlamentarische Überprüfung und Zustimmung. Das Ergebnis wird sein, dass nur sehr wenig von dem Geld bei den Communities selbst ankommt. Im Januar 2023 haben Vertreter der Ovaherero und Nama deshalb Klage gegen diese Vorgehensweise eingereicht.

Wie könnte eine angemessene Wiedergutmachung in Ihren Augen aussehen?

Meiner Meinung nach wäre es effektiver, unser angestammtes Land an die Communities zurückzugeben. Weiße Minderheiten machen fünf Prozent der Bevölkerung Namibias aus, besitzen aber 70 Prozent des besten Ackerlandes. Viel davon wurde illegal erworben, wie zum Beispiel das Land meines Urgroßvaters, das jetzt in der Hand von Deutsch-Namibiern ist. Außerdem muss auch den in Botswana und Südafrika lebenden Ovaherero und Nama die Möglichkeit gegeben werden, zurückzukehren. Sie sind nicht freiwillig dort, sondern weil von Trotha und seine Soldaten ihre Vorfahren durch die Kalahari-Wüste verfolgten. Viele Ovaherero wurden auch in die beiden anderen deutschen Kolonien, Kamerun und Togo, verschleppt.

Wie verhält sich die namibische Regierung?

Meiner Meinung nach hat sich die namibische Regierung in dieser Frage wirklich bemüht. Sie hat die Politik des „willing buyer, willing seller“ etabliert und Farmen von Deutsch-Namibiern und anderen weißen Minderheiten zum Marktpreis aufgekauft, um sie neu zu verteilen. Aber die Farmer erkannten die Möglichkeit, die Preise für ihr Land in die Höhe zu treiben, was den Prozess verlangsamte. Und wie Sie wissen, hat unsere Regierung nicht viel Geld.

Was schlagen Sie vor?

Dass die deutsche Regierung den Farmern das Land abkauft. Anstatt Reparationen durch die namibische Regierung zu organisieren, sollte Deutschland das Land unserer Ahnen kaufen und umverteilen. Schließlich waren es deutsche Soldaten, die es uns genommen haben. Und unsere Regierung hat schon genug finanzielle Probleme, es ist verständlich, dass sie nicht in der Lage ist, ausreichend Land zurückzukaufen.

Wo sehen Sie Namibia in 50 Jahren?

Ich glaube nicht, dass sich in dieser Zeitspanne etwas Grundlegendes ändern wird. Jeden Tag sehe ich schwarze Menschen auf der Müllhalde essen. Und wir, die Nachfahren der Ovaherero und Nama, spüren immer noch die Auswirkungen des Völkermords und all dessen, was vor 120 Jahren im sogenannten Deutsch-Südwestafrika passiert ist. Wir haben nicht nur alles verloren, wir leiden auch unter einem generationenübergreifenden Trauma. Viele denken, dass wir nur das Geld aus Deutschland wollen, und dann ist alles gelöst. Aber Geld kann dieses Trauma nicht heilen.

Denken Sie, dass die Situation gewaltsam eskalieren könnte?

Ja. Die Ungerechtigkeit, dass eine so kleine Minderheit mehr als die Hälfte der landwirtschaftlichen Nutzfläche besitzt, ist zu groß. Es gibt ein Sprichwort: Ein hungriger Mann ist ein wütender Mann. Ich denke, dass eine Situation wie in Simbabwe Anfang der 2000er-Jahre, als Tausende weißer Farmer zum Teil mit Gewalt gezwungen wurden, ihr Land zu verlassen, auch in Namibia eintreten könnte. Um es ganz klar zu sagen: Ich will das alles nicht. Ich setze mich für eine vollkommen friedliche Lösung ein. Daran sollten wir als Nation gemeinsam arbeiten und aus der Vergangenheit lernen.

Was gibt Ihnen Hoffnung?

Leider sehen wir heute überall auf der Welt, dass wir unsere Lektionen aus dem letzten Jahrhundert noch nicht gelernt haben: in der Ukraine, in Palästina und Israel. Auch in Namibia sind noch viele Schritte zu gehen, einschließlich der Überwindung des generationenübergreifenden Traumas. Sie haben mich vorhin gefragt, wo ich Namibia in 50 Jahren sehe. Hätten Sie mich nach 100 Jahren gefragt, wäre meine Antwort eine andere gewesen. Wenn ich mit den jungen Weißen aus Swakopmund spreche, die uns bei der Restaurierung der Gräber helfen, ist mir klar, dass ich es mit einer ganz anderen Generation zu tun habe. Diese jungen Menschen bedauern, was ihre Vorfahren getan haben. Sie wollen uns unterstützen und den Versöhnungsprozess fördern. In einem Jahrhundert sehe ich in Namibia Schwarze und Weiße als Menschen in Frieden zusammenleben. Mit anderen Worten: Ich sehe Licht am Ende des Tunnels. Aber es ist weit entfernt.

Wer nie im Frans-Hals-Museum in Haarlem war und dort das Gruppenporträt der „Regenten des Altmännerhauses“ gesehen hat, fünfzehn Quadratmeter bemalte Fläche im schwarzen Rahmen – wer dieses Bild nicht kennt, weiß nicht, was man mit ein paar Pinseln verschiedener Stärke und Ölfarbe auf Leinwand erreichen kann. Da sind sechs Männer in schwarzen Mänteln und Hüten, alle jenseits der Fünfzig, in wechselnden Stadien körperlichen Verfalls: rheumatisch verkrümmte Finger, vom grauen Star getrübte Augen, aufgedunsene Gesichtszüge, Hängebacken, Halbglatzen, Tonnenbäuche. Einer sieht wie eine zerbrochene Puppe aus, ein anderer wie ein Schlaganfallpatient. Aber keiner der sechs wirkt gekünstelt, posenhaft, im Gegenteil: Es ist, als wäre ein warmer Luftzug durch den Raum geweht und hätte sie alle zusammen noch einmal zu flackerndem Leben erweckt, einen kurzen, kostbaren Moment lang, bevor ihre blassen Gesichter über den weißen Batistkragen endgültig ins Dunkel des Vergessens tauchen.

Ein paar Meter weiter dann das Gegenstück: die „Regentinnen“ des Armenasyls, in dem sechzig alleinstehende Haarlemer Männer ihren Lebensabend verbrachten, mit Sperrstunde um acht Uhr im Sommer und um sieben im Winter. Fünf Frauen, Greisinnen, mit knotigen Händen, faltigen Gesichtern, Handschuhen, Fächern, Puppenschminke. Und wieder ist da der Hauch des Lebendigen, des unwiederbringlichen Augenblicks, der über die grob, fast flüchtig gemalten Fingerknöchel, die zerknitterten Stirnen und schiefen Münder streift, sodass man sich kaum wundern würde, wenn sie mit dem nächsten Wimpernschlag aus ihrem Rahmen träten und sich niederließen auf dem Museumsparkett, mitten unter uns.

Frans Hals war Ende siebzig, als er die beiden Bilder um 1660 malte. Schon lange lebte er, wie der zwanzig Jahre jüngere Rembrandt in Amsterdam, in materieller Not, und einiges spricht dafür, dass der Auftrag für die Porträts der Vorsteherinnen und Vorsteher des Altmännerhauses der letzte war, den er bekam. So grüßte er die Haarlemer Gesellschaft, aus der er sich verabschiedete, mit einem Memento mori auf seine Art: einer Feier des Daseins auf der Kippe zum Verlöschen, einer Ode an die Gebrechlichkeit. Wenig später setzte ihm die Stadt Haarlem eine kleine Pension aus, von der er bis zu seinem Tod im Jahr 1666 lebte. Fast genau zweihundert Jahre später, nach einer Ewigkeit des Vergessens, kam Édouard Manet nach Haarlem, um die „Regentinnen“ zu kopieren. Ihm folgten Monet, Van Gogh, Liebermann, Whistler, Singer Sargent und unzählige andere, sodass man heute, wenn man ins Altmännerhaus geht, keine soziale Einrichtung mehr betritt. Sondern ein Heiligtum der europäischen Kunst.

Jetzt ist das ältere der beiden Gemälde, das die sechs Männer zeigt, vier Monate lang in Deutschland zu sehen, in der Frans-Hals-Ausstellung, die die Berliner Gemäldegalerie zusammen mit der National Gallery in London und dem Amsterdamer Rijksmuseum konzipiert hat. Es ist das erste und womöglich auch letzte Mal, dass die „Regenten“ außerhalb der Niederlande gezeigt werden (die „Regentinnen“, die im Rijksmuseum dabei waren, blieben aus konservatorischen Gründen in Haarlem), und zugleich die einmalige Gelegenheit, das Schlussstück des Malers im Zusammenhang mit seinem Lebenswerk zu sehen. Denn das Bild ist dessen Vollendung und Kontrapunkt zugleich. Vierzig Jahre lang war Hals der Meister des Lachens und der Lebenslust gewesen, und noch im kurz zuvor entstandenen „Bildnis eines Mannes mit Schlafhut“ hatte er die ästhetische Formel seines Ruhms wiederholt, die schnellen, breiten Pinselstriche, die Leichtigkeit der Geste, die spontane Beredtheit des Gesichtsausdrucks. Aber man muss in Berlin nur das Doppelporträt des Mennoniten Lucas de Clercq und seiner Ehefrau Feyntje von 1635 betrachten, um zu erkennen, dass in der Menschlichen Komödie, die Hals malte, bevor Balzac sie schrieb, von Anfang an der Knochenmann steckte. Auf einem Bild von 1627 hält ein Knabe mit rotem Federbart einen Totenschädel ins Licht. Sieben Jahre später tauchte das Gemälde als „Vanitas von F. Hals“ bei einer Verlosung auf. Die Kunsthistoriker streiten noch darüber, ob es Shakespeares Hamlet oder irgendeine andere Theaterfigur zeigt; sehr wahrscheinlich aber ist der kostümierte Junge einer der Söhne von Frans Hals.

Wenn man Hals' Malerei auf die kürzeste mögliche Formel bringen will, dann ist sie das Gegenteil von Caspar David Friedrich. Also kein „Zauber der Stille“ (Florian Illies), keine weiten Landschaften, keine abgewandten Frauen- und Männergestalten; keine Wolken, keine Wellen, keine Hügel und Gebirge. Sondern Menschen, nah, direkt, unverstellt, mit wenig Dekor. 1633, auf dem Gipfel seines Erfolgs, malt Hals einen Admiral, Pieter van den Broecke. Aber Broecke, der erst als Kaufmann in Afrika und Asien, dann als Generalgouverneur der Niederländischen Ostindien-Kompanie und schließlich als Kommandeur einer von Batavia nach Amsterdam segelnden Flotte Karriere machte, ist keine Respektperson, sondern ein fröhlicher Kumpan im

Samtwams mit Umhang aus Brüsseler Spitze. Sein Gesicht unter dem wirren Haarschopf verzicht sich zu einem Lächeln, das jede Erinnerung daran auslöscht, dass dieser Mann am Sklaven- und Elfenbeinhandel und der blutigen Eroberung der Molukken beteiligt war.

Der Weg von Hals zu diesem Lächeln hatte etwa zwanzig Jahre zuvor begonnen, nach einer Lehre bei dem Historienmaler Karel van Mander und einer längeren Gesellenzeit in verschiedenen Haarlemer Werkstätten. Damals begann der Boom des niederländischen Kunstmarkts, der Mitte des 17. Jahrhunderts 70.000 Bilder jährlich in Umlauf brachte. Doch der Markt war umkämpft, die Konkurrenz groß, und Hals, der 1610 als Meister in die Haarlemer Lukasgilde eintrat, suchte

nach einer Nische. Er fand sie im Porträt. Seine frühen Gemälde zeigen Ehepaare, Geschäftsleute, Honoratioren, und dieser Klientel blieb er bis zum Schluss treu. Aber von 1616 an, nachdem er mit einem Gruppenbild der Offiziere der Sankt-Georgs-Schützen (bei denen er selbst Dienst tat) zu einer festen Adresse in seiner Heimatstadt geworden war, probierte er etwas anderes. Er begann, Typen zu malen, mit raschen, breiten Pinselstrichen: einen „Lachenden Knaben“, eine „Junge Frau“ mit offenem Dekolleté, einen „Lautenspieler“ im Kostüm, einen „Pekelharing“ aus dem Straßentheater.

Der Begriff für dieses Genre von Charakterköpfen war schon da: „Tronie“. Hals füllte ihn mit Leben. Er holte das Volk auf die Leinwand: Menschen ohne Namen,

aber mit Ausdruck; Prostituierte, Komödianten, Kinder, Randfiguren. Seine Tronien wurden zum Verkaufserfolg. Später hieß es, er habe „unzählige“ davon gemalt. Wenige, die besten, haben sich erhalten. Aber Hals begnügte sich nicht mit seiner malerischen Erfindung. Er übertrug ihre Prinzipien in die bürgerliche Bildniskunst, die sein Kerngeschäft war.

Von etwa 1620 an bekommen auch seine Namensporträts troniehafte Züge. Dabei hingen die Freiheiten, die er sich nehmen durfte, von der Großzügigkeit seiner Auftraggeber ab. Bis zuletzt beherrschte er beides, die Feinmalerei, die der Standard der Porträtmalerei war, und die Ölmalerei des Moments. In seinen besten Arbeiten kommt beides zusammen. In Berlin hängen zwei Bildnisse des Patriziers Jasper van Schade nebeneinander, das eine stammt von Hals, das andere von dem Engländer Cornelius Johnson. Das erste zeigt einen Menschen, das zweite seine öffentliche Fassade. Neben Rembrandt beherrschte nur Hals die Kunst, die Menschen aus den Hüllen ihrer Zeit herauszuholen, um ihr Wesen zu malen.

Die „innerweltliche Askese“, die Max Weber als Erfolgsgeheimnis der niederländischen Gesellschaft ausgemacht hat, kannte zwei blinde Flecken: das Wirtshaus und das Bordell. An beiden Orten hingen Hals' Bilder. Aber er hat weder Wirtshaus- noch Bordellsszenen gemalt, sondern Menschen, die aus dem Paradies der Stadtbürger ausgesperrt waren. Die berühmteste dieser Figuren ist Malle Babbe, eine Insassin des Haarlemer Arbeitshauses, deren Porträt zu den Spitzenstücken der Berliner Gemäldegalerie gehört. Um sie als Außenseiterin zu kennzeichnen, hat Hals ihr einen Bierkrug in die Hand gedrückt und eine Eule als Symbol der Torheit auf die Schulter gesetzt. Aber ihr Gesicht mit dem weit aufgerissenen Mund ist von allen Zuschreibungen frei. Es ist neben De La Tours „Leierkastenmann“ das größte aller Armenbildnisse der frühen Neuzeit, ein ästhetisches Erbe, das durch die Jahrhunderte weiterwirkt.

„Bilder“ heißt ein Gedicht von Gottfried Benn, hier fällt es einem wieder ein: „Siehst Du auf Bildern in den Galerien / verkrümmte Rücken, graue Mäuler, Falten / anstößiger gedunsener Alten, / die schon wie Leichen durch die Dinge ziehn, / ... siehst du auf Bildern in den Galerien, / wie diese Alten für ihr Leben zahlten, / siehst du die Züge derer, die es malten, / du siehst den großen Genius – Ihn.“

Frans Hals. Der Meister des Augenblicks. Gemäldegalerie Berlin, bis 3. November, Katalog 50 Euro.



Porträt einer Außenseiterin: Frans Hals, „Malle Babbe“, um 1640

Foto Staatliche Museen zu Berlin

Der Maler der menschlichen Komödie

Auf der Straße und im Armenhaus fand er eine neue Wahrheit der Kunst: Die Berliner Gemäldegalerie feiert das Werk des niederländischen Malers Frans Hals. Von Andreas Kilb



„Pekelharing (Der lustige Zecher)“, um 1625

Foto Museum der bildenden Künste Leipzig/SMB



VIER FRAGEN AN RENAUD CAPUÇON

Was lesen Sie?

Momentan die Briefe, die der viel reisende Komponist Gabriel Fauré auf allen möglichen Orten an seine Frau Marie schrieb: aus Lausanne, aus Evian, Anney, Lugano – lauter Orte, an denen ich gerade Musik von Fauré spiele. Es fasziniert mich, dass er viele seiner Stücke genau dort komponierte, wo ich jetzt unterwegs bin, sein Quintett in Anney, die zweite Violinsonate in Evian ... Diese Brief-Edition ist erst letzten Monat erschienen, sie berührt mich sehr. Ich liebe dieses Gefühl von Verschmelzung mit einem Komponisten. Natürlich verändert es nicht konkret mein Spiel, und doch inspiriert mich dieses Wissen. Sein Stil ist charmant. Manchmal beschreibt er aber auch einfach nur, was er gerade so macht, genau wie wir alle es tun, heute halt meist mit Text- oder Sprachnachrichten übers Smartphone. „Morgen fahr ich da und da hin, mit dem Zug, um diese und jene Zeit, dann kann ich dir nicht schreiben“, es gibt ganz alltägliche Sachen darin. Und zwischendrin immer wieder Dinge zu seinen Kompositionen, irgendwelche Details, die einem Einblicke geben.

Was sehen Sie?

Ich schaue nicht viele Filme, mir fehlt die Zeit dafür. Dafür sehe ich anderes: In Lausanne etwa, wo ich unterrichte, verbringe ich viel Zeit damit, einfach den Anblick des Genfer Sees zu genießen. Und in die Natur zu schauen. Überhaupt, je älter ich werde, desto aufmerksamer und intensiver betrachte ich die Welt um mich herum. In Chambéry in den Savoyer Alpen, wo ich geboren wurde und die ersten 14 Jahre meines Lebens verbracht habe, habe ich als Kind vieles um mich herum gar nicht bewusst wahrgenommen. Ja ja, die Berge, sehr schön, aber sie waren halt einfach immer da. Ich war ein bisschen blasiert. Und wenn ich heute dort hin komme, um meine Eltern zu besuchen, dann sage ich ständig zu ihnen: „Aber es ist ja wunderschön hier!“ Sie schauen mich dann ein wenig verwundert an ... Als Künstler ist diese Kontemplation in allen Facetten absolut essenziell, um dann in die Essenz von Musik vorzudringen. Vor ein paar Tagen habe ich zum ersten Mal das Requiem von Fauré dirigiert. Ich bin sicher, wenn ich das irgendwo anders als in Lausanne gemacht hätte, wäre meine Wahrnehmung völlig anders gewesen. Natürlich wäre die Musik immer noch die gleiche gewesen. Aber die Tatsache, dass wir umgeben waren von dieser unglaublich schönen Natur mit dem ruhigen, stillen See, stellt eine ganz andere Verbindung her. Und ich versuche, all das einzubringen, was ich um mich herum sehe. Viel stärker, als ich es mit zwanzig gemacht habe.

Was hören Sie?

Wie Sie sich vorstellen können, höre ich sehr viel Musik. Aber was ich lerne,

je älter ich werde, zum Beispiel wenn ich dirigiere: auf eine andere Art zu hören. In der Kammermusik habe ich das immer gemacht. Wenn man beim Quartettspiel nicht genau zuhört, was die drei anderen machen, gibt's ein Desaster. Es ist das Gleiche wie in einem Gespräch, wenn man mit drei oder vier anderen redet und einen Monolog von sich gibt, dann ist das naturgemäß wenig aufregend für die anderen. Wenn man nun ein ganzes Orchester vor sich hat, bekommt man so etwas wie die Möglichkeit, mit tausend Prozent zu hören. Und ich muss den Musikern ermöglichen, aufeinander zu hören. Ich versuche fast nichts anderes, als sie dazu zu führen, aufeinander zu hören: das Fagott auf die Oboe oder die zweiten Violinen. Das ist wichtiger als zu sagen: Spielt das leiser oder lauter. Stattdessen zeige ich Linien auf, Phrasen. Und ja, das ist für mich eine neue Art zu hören.



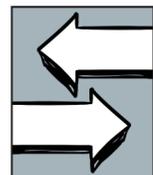
Renaud Capuçon

Was nervt Sie?

Was mich bewegt, ist, dass unsere moderne Gesellschaft, vor allem unsere Jugend, aktuell so besessen von Social Media ist, dass wir einen Sinn für die Realität verlieren. Man sieht das an manchen Musikerinnen und Musikern, die innerhalb von kürzester Zeit einen großen Bekanntheitsgrad erreichen durch Social Media, ohne in ihrem Spiel die Basis, die Kultur, ein adäquates Niveau zu besitzen. Wir sollten mit der Welt und der Zeit, in der wir leben, verbunden sein, aber wir sollten auch sehr vorsichtig sein. Was mich verärgert, ist, wenn Menschen die modernen Medien dafür nutzen, die nicht richtigen Botschaften auszusenden. Deswegen ist es umso wichtiger, dass meine Generation mit gutem Beispiel vorangeht und Social Media auf eine sinnvolle und clevere Art nutzt.

Protokoll Albrecht Selge

Der Geiger Renaud Capuçon studierte unter anderem noch bei Isaac Stern, dessen Guarneri-Violine „Panette“ von 1737 er heute spielt. Neben seinen Auftritten als Konzertsolist gehört sein Herz besonders der Kammermusik. Er gründete das Osterfestival in Aix-en-Provence und unterrichtet im schweizerischen Lausanne. Im Juni 2024 erschien sein jüngstes Album mit Werken von Gabriel Fauré (Deutsche Grammophon), dessen Musik Capuçon seit seiner Kindheit bewundert.



BESONDERE VORKOMMISSE

Ich bin es oder auch nicht

Am Beeindruckendsten sind wohl die Filmdokumente aus ihren letzten Lebensjahren, die die 1926 geborene Dichterin in Rom zeigen, wo sie 1973 starb: Ingeborg Bachmann, wie sie in eine Bar geht; Ingeborg Bachmann im Gespräch mit einem Automechaniker; Ingeborg Bachmann, die in Rom eine Treppe hinaufsteigt, in eine Wohnung tritt, mit „Signora Bachmann“ begrüßt wird – und die selbst spricht. Wer die Audioaufnahmen der Lesungen ihrer frühen Gedichte kennt, weiß, wie erstaunlich diese Stimme ist: höher als erwartet, sehr österreichisch natürlich und kaum melancholisch. „Ich bin es nicht. Ich bin's“, heißt die Ingeborg Bachmann-Ausstellung, die noch bis zum 3. November im Literaturhaus München zu sehen ist. Sie wurde schon in Wien präsentiert, hier aber hat die Münchner Kuratorin Anna

Seethaler noch einige Dokumente und Objekte hinzugefügt. Dazu gehören, ziemlich spektakulär auf Kleiderständen drapiert, Stücke aus der Garderobe der modebewussten und auf ihre mediale Wirkung bedachten Autorin: darunter eine Kette, die sie – das dokumentieren Fotos – bei einer Lesung in Berlin im Jahr 1961 trug, oder ein schwarz-weiß gestreifter Strandoveralls, in dem sie bei einem Treffen mit dem Verleger Roberto Calasso in den Siebzigerjahren in Rom zu sehen ist. Roter Faden der Schau ist Bachmanns Lebensthema: die Fortsetzung von Gewalt und Faschismus in Beziehungen und der Gesellschaft, das ihr Werk bis hin zum „Todesarten-Zyklus“ durchzieht. Das Pathos in den von ihr ausgestellten Zitate („ich existiere nur, wenn ich schreibe...“) ist einem heute fremd, und doch zweifelt man nicht daran, dass sie es ernst meinte. jia

Nur die UEFA wollte ihn nicht sehen: „Mini-Flitzer“ Berat aus Kassel beim Selfie mit Ronaldo
Foto Reuters



Normale Kartoffeln

Im Fußball passieren manchmal Dinge, die man nicht erklären kann. Das Viertelfinal-Aus der deutschen Mannschaft gegen Bulgarien bei der WM 1994; das 7:1 gegen Brasilien 2014; das Video, in dem Florian Wirtz verschiedene Kartoffelgerichte hierarchisch ordnen soll und mit „Normale Kartoffeln auf die 1“ ein Mem, mehrere Ballermannschläger und eine Art Mission Statement des deutschen Fußballs im Jahr 2024 begründete. Gelungen ist dieser Coup der Social-Media-Abteilung des DFB, wo sie vermutlich selbst am meisten überrascht waren.

Dabei geben sie sich (wie bei vielen anderen Verbänden und Vereinen) so viel Mühe, ansprechenden Content zu produzieren. Emre Can muss beim Ballhochhalten Fragen beantworten, Jonathan Tah und Antonio Rüdiger müssen in einer Neuauflage des „Quiztaxi“ ihr Allgemeinwissen unter Beweis stellen, und David Raum und Robert Andrich diskutieren bei einer Runde „Stadt, Land, Fluss“ über Mehlwürmer. Da bekommt man als Verband die Deutungshoheit und kann direkt mit dem Publikum kommunizieren, statt sich mit diesen doofen Medien rumzuschlagen, und dann lässt der DFB seine Fußballmillionäre wie ganz normale junge Männer aussehen — und die Leute lieben es! Die unerklärlichen Dinge im Fußball halt. *lbr*

Gestörte Matrix

Schon seit Jahren versucht die UEFA, immer darum bemüht, jede Einmischung in ihre Inszenierung mit allen Mitteln der Bildregie zu verhindern, Auftritte sogenannter Flitzer in Fußballspielen auszublenden; man wolle keine Nachahmer ermutigen, heißt es zur Begründung. In der totalkommerzialiserten Logik des Profifußballs ist das nur konsequent, zumal sich das Phänomen in letzter Zeit von der Mutprobe testosterongesteuerter Idealisten zu einem gut bezahlten Gig in der Aufmerksamkeitsökonomie entwickelt hat. Die Störer im letzten Champions-League-Finale bekamen angeblich für ihre Einsätze 300.000 Euro vom belarussischen Schockvideo-Streamer Mellstroy. Es geht also nicht nur darum, die semivirtuellen Fußballmarchenwelt reinzuhalten, sondern einfach auch darum, keine kostenlose Werbezeit anzubieten.

In anderen Medien, nicht nur in den sozialen, werden die Flitzer umso mehr gefeiert. Der Star dieser Europameisterschaft war der zehnjährige Berat aus Kassel, der in der 68. Minute des Spiels der Türkei gegen Portugal aufs Feld rannte, um ein Selfie mit seinem Idol Cristiano Ronaldo zu machen. Ronaldo reagierte gerührt, lächelte freundlich, sogar die türkischen Fans im Stadion feuerten den Jungen bei seinen Ausreißversuchen an. In der Fernsehübertragung bekam man davon nichts mit, auch weil es ARD-Kommentator Florian Naß offenbar für seine Aufgabe hielt, die ahnungslosen Zuschauer nicht durch eine Schilderung der nicht gezeigten Szenen zu verwirren. Erst als danach noch fünf andere, erwachsene Flitzer auf das Spielfeld rannten, ließ sich das nicht mehr verhindern, weil Ordner im Bild auftauchten wie ein Glitch in der Matrix.

In der „Hessenschau“ erzählte Berat, der „Mini-Flitzer“ (Katrin Müller-Hohenstein), anschließend, warum Ronaldo sein großes Vorbild ist. Es war die Geschichte einer aufrichtigen Begeisterung, keine des Kalküls — auch wenn natürlich die Verehrung durch minderjährige Fans längst Teil des Geschäftsmodells CR7 ist. Berat hat dank seiner Aktion jetzt immerhin 7000 Follower auf Instagram. Womöglich ist das der Beginn einer großen Karriere, hoffentlich als Fußballer, nicht als Influencer. Wenn man das dann überhaupt noch unterscheiden kann. *stau*

Englischer Humor

Es gab schon nach dem ersten EM-Spiel der Engländer nur einen guten Grund, warum man sich auch das zweite anschauen sollte: weil die spöttischen Analysen der „Guardian“-Autoren mit der Kenntnis der Spieldetails noch unterhaltsamer werden, als sie sowieso sind. So schrieb Jonathan Liew schon im Titel seines Textes zu jenem zweiten Spiel, England sei „too bad to be boring“, zu schlecht, um langweilig zu sein. Später startete er einen Ab-

Was vom Märchen übrig blieb

Ein Spiel dauert 90 Minuten, und am Ende reden alle noch ewig weiter: Ein paar Dinge, die wir bei dieser EM gesehen, gehört, gelesen haben — oder auch nicht. Ein schnelles Umschaltspiel.

Auswärtstrikot der Geschichte. Doch der vermeintliche Schritt Richtung Vielfalt hat seinen Preis: 100 Euro im Laden. Hass im Netz gibt es gratis dazu, wie die Kommentare unter einem NTV-Text über Moderatorin Dunja Hayali zeigen, die das Trikot im „heute journal“ unter einem schwarzen Blazer trug.

Adidas scheint einen Nerv getroffen zu haben, doch nach dem Barbie-Hype wirkt es mehr wie ein modisches Statement als ein politisches. Trotz der hohen Verkaufszahlen bleibt echte Vielfalt im Fußball ein fernes Ziel. Der Sport ist nach wie vor heteronormativ, daran hat auch das missglückte Gruppen-Coming-out vergangenen Mai wenig geändert. Das weiß wohl auch Markus Söder, als sogar er sich vor dem Spiel gegen Spanien zu den neuen deutschen Farben bekannte. In den sozialen Medien zeigte er sich beim Paellaessen in der DFB-Trainingsjacke: der pinken. *louz*

Fliegende Haare

Manche nannten ihn „Tingeltangel Bob“. Das war aber noch, als man ihn als Rebellion gegen die aerodynamisch aus-rasierte Einheitsfrisur betrachtete, bevor er zum Wutsymbol einer ganzen Nation wurde. Seine Haare flogen so eigensinnig im Wind wie bei seinem Simpsons-Doppelgänger, wenn der mal wieder etwas Kriminelles tat und davonlief. Marc Cucurella tat nichts Kriminelles, er stand bloß einmal schlecht und schaute schuld-bewusst. Danach trafen für solche Situationen zuständige Leute, Spezialisten, eine Entscheidung. Über sie kann man sich noch lange aufregen. Helfen wird es nicht mehr. Und trotzdem wird Cucurella auch im Finale ausgepöfeln werden, wenn er den Ball bekommt. Als machten seine triumphal fliegenden Haare, machte sein rehähiges Auftreten die verletzten deutschen Fans extra wütend. Nach der Petition zur Wiederholung des letzten Deutschland-Spiels (500.000 Unterschriften) also bitte die Petition zur Rehabilitation von Cucurella, der einfach nur schlecht dastand und dessen verängstigter Blick niemanden kaltlassen kann — vorausgesetzt, er wird nicht auch noch Weltmeister. *elwi.*

Praktischer Materialismus

Was wäre der deutsche Sommer, was wäre ein Fußballturnier ohne Aufregende-debatte? Zum Glück ließ die nicht lange auf sich warten, da hatte ZDF-Moderator Jochen Breyer die Experten Per Mertesacker und Christoph Kramer nämlich kurz, beinahe beiläufig, darauf hingewiesen, dass sich einige Fans an

dem Wort „Spielermaterial“ störten, weil Menschen eben kein Material seien. Die beiden konnten das nicht ganz nachvollziehen, sie seien doch schließlich selbst Spieler. Breyer hatte aber auch Alternativen vorgeschlagen, Kader zum Beispiel.

Alles nicht so dramatisch, könnte man meinen, man darf — wie Niclas Füllkrug — über diese Spitzfindigkeit witzeln, oder man kann sich fragen, ob sich nicht doch ein schöneres Wort finden lässt. Das tat etwa Marcel Reif im „Bild“-Talk „Reif ist live“. So viel Differenzierung war da aber offenbar nicht gewollt, weshalb der Videoausschnitt dann lieber mit „Marcel Reif: ‚Ich gendere nicht!‘“ untertitelt wurde, das hatte Reif in einem Nebensatz nämlich auch ganz kurz gesagt.

Und so konnte man wieder engagiert auf die Sprachpolizei schimpfen und musste sich mit der absurden finanziellen Realität des Spitzfußballs (die Kramer mit dem Kommentar, von einem englischen Kader im Wert von 1,5 Milliarden Euro könne man schon ein bisschen mehr erwarten, zusammenfasste) und der Frage, ob es nicht auch diese Realität ist, die überhaupt erst zu Formulierungen wie „Spielermaterial“ führt, gar nicht erst beschäftigen. Wie praktisch. *anvo*

Ewiger Sommer

Public Viewing heißt für mich: Ich trödle durch Kreuzberg, alle paar Meter hat ein Späti oder ein Café einen Bildschirm der Straße zugewandt. Manchmal ist die Menschentraube beträchtlich, nachmittags aber meist klein. Ich wechsele ein paar Worte mit Passanten, die auch stehen bleiben und hinschauen, Fachsimpeln über Spielertransfers oder einfach Höflichkeiten. Ich stelle mir vor, diese Bildschirme blieben nach der EM einfach da, zeigen dann Parlamentsdebatten, Talkshows oder Interviews mit Politikern, auch dann bilden sich wieder Menschentrauben, nun geht es aber um das, wofür der Fußball nur eine gigantische Allegorie (oder, mit dem Literaturwissenschaftler Ansgar Mohnkern: Ideologie) darstellt: um alles. Dazu müsste aber auch länger Sommer sein, Berlin müsste ein bisschen Siena werden, und wir müssten mutig aus dem Füllkrug des Daseins schöpfen. *breb*

■ DIE LIEBEN KOLLEGEN

VON HARALD STAUN

Der Satz klingt erst wie ein Fehler, wie eine jener sprachlichen Ungenauigkeiten, die in derartigen offiziellen Verlautbarungen gerne vorkommen: „Der Deutsche Journalisten-Verband“, heißt es in einer aktuellen Pressemitteilung des Deutschen Journalisten-Verbands (DJV), „fordert die Vereinten Nationen auf, sich verstärkt für Schutz und Ausbau des Umwelt- und Klimajournalismus weltweit einzusetzen.“ Wer bitte ist da in Gefahr? Was immer man auch unter „Klimajournalismus“ versteht oder davon hält, so muss es sich doch um ein Missverständnis handeln. Es ist ja wohl die Umwelt, die geschützt werden muss, nicht der Journalismus.

Es ist aber genauso gemeint. Anlass für die DJV-Forderung ist eine Studie der UNESCO, die Angriffe auf Umweltjournalistinnen und -journalisten in 89 Ländern untersuchte. Zwischen 2009 und 2023 gab es davon 749, 44 Berichterstattungen kamen ums Leben. Dabei ist die Zahl der Angriffe zuletzt stark angestiegen, 300 gab es allein in den vergangenen fünf Jahren. Und auch wenn etwas vage bleibt, was der Bericht alles unter einem „Angriff“ versteht, von nicht näher definierten „digitalen Attacken“ bis zum Mord, ist fast die Hälfte der Vorfälle physischer Natur. Auch diese sind dem Trend entsprechend auf 183 zwischen 2019 und 2023 gestiegen. 136 davon erigenen sich im Zusammenhang mit Klimaprotesten, die meisten davon wiederum gingen von staatlichen Akteuren aus. Auch neun der Todesfälle gingen dem Bericht zufolge auf das Konto von Regierungen, für die meisten der 44 Morde, 16 insgesamt, sind aber „private Akteure“ verantwortlich. Neunzehn sind noch immer nicht aufgeklärt. Am gefährlichsten ist es für Journalisten dabei in Asien und Lateinamerika. Zu den Opfern zählen etwa indische Reporter, die illegale Sandminen aufdeckten, oder kolumbianische, die über Landprivatisierungen berichteten. Und selbst wenn man sich bei solchen Listen immer die Frage stellen muss, wer überhaupt als Journalist gezählt wird, wirkt es in diesem Fall besonders zynisch, wenn die mutmaßlichen Verantwortlichen, wie es der Bericht schildert, die Vorwürfe mit dem Argument zurückweisen, es sei die Arbeit der getöteten Journalisten, die die ethischen Standards nicht erfüllte.

Stellenangebote



Frankfurt am Main | Redaktion | Vollzeit | ab 1. April 2025

Volontäre (m/w/d)

Bei der F.A.Z. haben Sie die Möglichkeit, über ein Volontariat in den Journalistenberuf einzusteigen. Der nächste Volontariatsjahrgang beginnt am 1. April 2025 und ist crossmedial ausgerichtet.

Ihre 24-monatige Ausbildung findet sowohl in den Redaktionen der Frankfurter Allgemeinen Zeitung und der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung als auch in unserer Onlineredaktion statt. Sie erlernen praxisnah das Handwerk für verantwortungsvollen Journalismus und haben anschließend das Rüstzeug, um als RedakteurIn oder Redakteur bei einem Qualitätsmedium zu arbeiten.

Von Anfang an arbeiten Sie an facettenreichen Themen, von der Recherche bis hin zur Veröffentlichung, und können sich durch Stationen in verschiedenen Ressorts sowie kontinuierliches Feedback gezielt weiterentwickeln.

Ergänzende Kurse bieten Ihnen die Möglichkeit, Ihr journalistisches Know-how theoretisch zu fundieren und bereiten Sie auf eine journalistische Zukunft vor.

Bitte bewerben Sie sich bis zum 15. September 2024 über die entsprechende Stellenausschreibung in unserem Bewerbungsportal — wir freuen uns darauf, Sie kennenzulernen.



Weitere Informationen unter frankfurterallgemeine.de/volontariat

Ihr Kontakt für Rückfragen:

Peter Machka
Zentralbereich Personal
Telefon: +49 69 7591 2390
E-Mail: p.machka@faz.de

Von Tor zu Tor im wilden England

Dartmoor, der berühmteste Nationalpark Großbritanniens, liegt ganz im Südwesten. Wer dort wandert und zeltet, kann schon mal den Boden unter den Füßen verlieren.

Von Stefan Nink (Text und Fotos)

Ich näherte mich Dartmoor im Schritttempo, über Tavistock, einem dieser Kenn-ich-gar-nicht-Städtchen, von denen es in England Hunderte gibt. Im mittelalterlichen Ortszentrum war ein großer Traktor liegen geblieben, an dem sich der Verkehr nun in Zeitlupe vorbeiquälte. Der Fahrer stand mit traurigem Gesicht am Straßenrand; in manche Autos schaute er hinein, offenbar in der Hoffnung, einen Bekannten mit Reparaturkenntnissen zu entdecken. Hinter ihm löste sich der Stau endlich auf, und möglicherweise lag es ja auch an der ewigen Verzögerung zuvor, dass die Ankunft in Dartmoor dann so symphonisch ausfiel.

Jedenfalls führte die Straße nun über eine dichte Allee wie durch einen Tunnel steil aus dem Tal hinauf, und dann waren plötzlich sämtliche Bäume verschwunden, und auf einmal schien die Welt bis in alle Ewigkeit zu reichen, und eine sonnenbeschienene Hochebene streckte sich Richtung Horizont. Dartmoor, sagte ich halblaut zu mir selbst, bevor ich schon

an die Verfilmungen der Romanvorlage mit ihrem Schrecken im Nebel. Vielleicht haben sie auch Probleme mit dem Wort Moor, Moor wie: einsacken, nicht mehr herauskommen, langsam versinken. Dass mittendrin auch noch ein berühmtes Gefängnis steht, hat den Ruf Dartmoors auch nicht unbedingt verbessert.

All das aber spielt natürlich überhaupt keine Rolle, wenn das Land wie frisch geduscht aussieht und sich der Himmel babystrampelanzugsblau bis zum Horizont spannt. Ich hielt auf dem erstbesten Parkplatz und ging ein paar Meter in die Landschaft hinaus. Der Boden gab leicht nach und federte sanft zurück, und wer gerne wandert, weiß: Auf so einem Untergrund kann man ewig laufen, bevor man müde wird. Ein Auto hielt neben meinem Mietwagen, ein betagtes Ehepaar holte erst zwei schwere Rucksäcke vom Rücksitz und dann einen großen, alten Hund aus dem Kofferraum. Die beiden erklärten beinahe feierlich, dass sie loszögen, um die höchst seltene Berg-

Nationalpark unter Wanderern einen besonderen Status. Allerdings wird um dieses Campingrecht seit vielen Monaten erbittert gestritten. Ein Landbesitzer hatte vor Gericht angezweifelt, dass eine Übernachtung im Zelt Freizeitgestaltung sei und damit ausdrücklich erlaubt. Weil man ja lediglich – nun ja: übernachtete. Und nichts aktiv unternahm. Deswegen gehörte das wilde Campieren verboten. Die Anwälte des Nationalparks wiederum argumentierten, wenn man nachts auf dem Rücken liege und in die Sterne schaue und morgens vom Gesang der Lerchen geweckt werde – dann sei das natürlich eine Form der Freizeitgestaltung. Außerdem bleibe ein Wanderer auch dann ein Wanderer, wenn er sich zwischendurch ins Gras lege, um sich auszuruhen. Er sei auch dann noch einer, wenn er dabei einschlafen sollte. Und selbst dann noch, wenn er zum Schutz vor Kälte eine Decke über sich ausbreite – oder eben gleich ein Zelt aufschlage.

Wahrscheinlich kann es so einen Rechtsstreit nur in Großbritannien geben. Er ging über mehrere Instanzen, begleitet von munteren „Right to roam!“-Protesten, an einem Prozesstag marschierten ein paar Tausend Leute auf. Am Ende hat das Berufungsgericht gegen den Landbesitzer entschieden. Und deswegen durfte ich mitten in Dartmoor im Zelt übernachten.

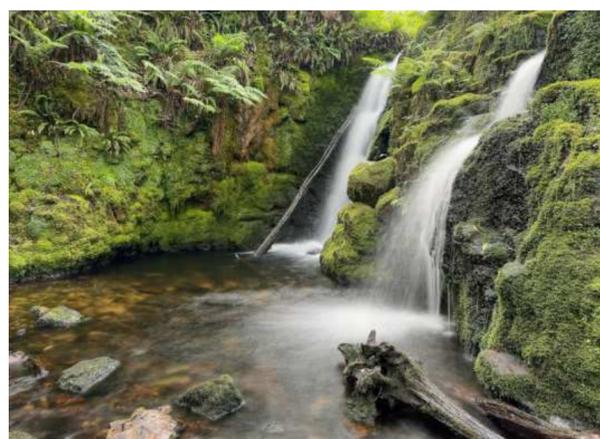
Ach, herrje – wirklich? Die Wirtin des Pubs in Princetown konnte mit meinem Plan nicht viel anfangen. Da draußen? Ja, natürlich sei das möglich. Aber auch sehr unbequem, meinte sie: Man müsse ja alles mitschleppen. Das Zelt, den Rucksack, die Matte und all das Essen! Trinken müsse man ja auch was. Ich erklärte ihr, dass alles zusammen gar nicht so viel wiege, dass ich Expeditionsnahrung und einen Wasserfilter dabei hätte, und überhaupt würde ich ja nicht für Wochen in der Wildnis verschwinden. Ich wollte lediglich für ein paar Tage in einem Nationalpark wandern. Sie sah mich ernst an. Da draußen übernachte man nicht, meinte sie dann. Niemand mache das. Zumindest niemand, den sie kenne.

Am nächsten Morgen: durch ein Gatter aufs freie Feld, dann nach einem Wegweiser Richtung Norden. Auf einem Pfad allerdings, der eher eine Andeutung im Gras war. Bereits nach zehn Minuten war ich mir nicht mehr wirklich sicher, ob ich tatsächlich noch auf dem Weg zum Shavercombe Tor war, hundert Schritte später kontrollierte ich zum ersten Mal meine Position mit dem Smartphone: Der Pfad verlief mindestens hundert Meter weiter westlich. Das würde in den nächsten Stunden immer wieder passieren. Meistens würde es mir schnell auffallen, oft keinen Unterschied machen, manchmal Konsequenzen haben: Dann gab der Boden plötzlich ein biss-

Fortsetzung auf der folgenden Seite



Wanderer ohne Nebel über einem Meer aus Moos: Der sagenhafte Wistman's Wood in Dartmoor



wieder bremsen musste. Dieses Mal blockierte eine Herde wilder Ponys die Straße.

Englands berühmtester Nationalpark liegt zwischen Plymouth und Exeter ganz im Südwesten Großbritanniens: fast tausend Quadratkilometer Moor und Heide, durchzogen von langen Steinmauern und gurgelnden Bächen, gesprenkelt mit Schafen und markanten Felshäufen, den tors, die so etwas wie die Wahrzeichen der Gegend sind. Dartmoor gilt als „letzte Wildnis“ Englands und Sehnsuchtsort für Wanderer wie mich. Bei vielen anderen ruft der Name allerdings nicht unbedingt die nettesten Assoziationen hervor. Vielleicht, weil sie „dark“, statt „dart“ verstehen. Oder an den Hund der Baskervilles denken und

Viel Wasser erhält die grünen Landschaften: der Venford Waterfall

landhummel zu suchen, die in diesem Teil des Parks noch lebe. Sie hätten ein Zelt dabei und warme Schlafsäcke, um diese Jahreszeit wisse man ja nie. In diesem Moment musste ihr Hund ganz fürchterlich furzen. Es stank grauenvoll. Ach, meinten die beiden, das sei ebenfalls ein Grund, warum Hotels für sie nicht in Frage kämen: Es sei für alle besser, im Freien zu übernachten.

Dartmoor ist der letzte Ort in England, an dem man wild campen kann, ohne vorher die Erlaubnis des Landbesitzers einholen zu müssen. Auch deshalb hat der

WOW

WUNDER DER ANTARKTIS

Exklusive Entdeckungen
Maximal 199 Gäste

Starten Sie mit unseren kleinen Expeditionsschiffen HANSEATIC nature und HANSEATIC inspiration in diesem Winter Ihr exklusives Antarktis-Abenteuer. Folgen Sie den Spuren der großen Entdecker in eine magische Welt aus Gletschern und Eisbergen: In Begleitung renommierter Experten erkunden Sie das Reich von Pinguinen, Walen, Robben und Seebären ganz intensiv.



4x EXPEDITION ANTARKTIS

von Ushuaia nach Ushuaia (je 18 Tage)
25.11. – 13.12.2024, Reise NAT2425
04.01. – 22.01.2025, Reise NAT2501
10.01. – 28.01.2025, Reise INS2501
22.01. – 09.02.2025, Reise NAT2502

Limitiertes Angebot: Mit dem SILBER-Tarif reisen Sie zum besten Preis

z. B. Reise NAT2425: pro Person **ab € 13.890**
Seereise inkl. Sonderflüge (Doppelbelegung, SILBER-Tarif)

Hapag-Lloyd Cruises, eine Unternehmung der TUI Cruises GmbH, Heidenkampsweg 58, 20097 Hamburg



Buchung und Beratung: 040 30703070 oder in Ihrem Reisebüro.



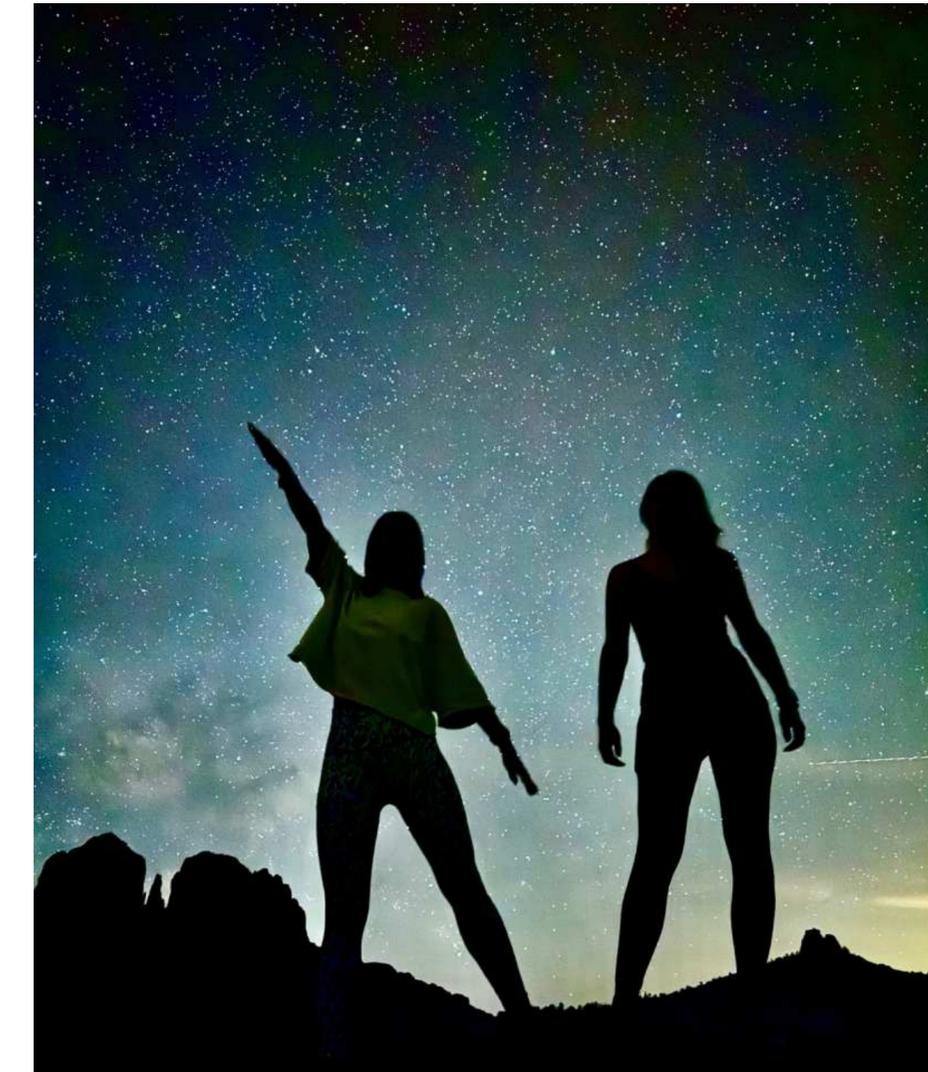
hl-cruises.de/wow-antarktis

Nachts bei den Kojoten

Tagsüber ist es sowieso zu heiß: Auf der nächtlichen Wanderung in Arizonas Einsamkeit trifft man auf UFOs und fluoreszierende Skorpione

Es ist eine Bilderbuchnacht in den Red Rocks von Sedona. Die Sterne sind zum Greifen nah, die Milchstraße spannt sich wie ein Diadem über den südlichen Himmel, nicht einmal der Hauch einer Brise geht in der lauen Nachtluft. Wir sind auf einer dreistündigen Nachtwanderung, aber die Dunkelheit, die uns umgibt, ist gar keine. Deutlich lässt sich im bloßen Schein der Sterne der Pfad vor uns erkennen, sogar die dramatischen Klippen ringsum sind schwach erleuchtet. „Wer tiefer in den Bereich des Spirituellen eintauchen möchte, der sollte Sedona bei Nacht entdecken“, sagt Jason Danoff. Danoff leitet seit fast zehn Jahren die Wandertourenfirma Trail Lovers und sagt, dass die Nachtwanderungen inzwischen nicht nur im Sommer zu seinen beliebtesten Angeboten gehören.

Sedona liegt inmitten des mehr als 700.000 Hektar umfassenden Coconino National Forest in Arizona, und wiewohl sich das Etikett „Wald“ in dieser von spektakulären roten Felsformationen, Wacholderbäumen, knorrigen Pinien und niedrigen Wüstenpflanzen geprägten Gegend nicht unbedingt aufdrängt, macht dies die Stadt zum Eiland inmitten einer fast unberührten Natur. Trail Lovers operiert unter Genehmigung des National Forest Service, und Jason versteht sich auch als Bewahrer der Biotope. Im Schein seiner Schwarzlichtlampe leuchtet ein kleiner Skorpion auf, so lang wie ein halber Finger. Skorpione fluoreszieren bläulich unter UV-Licht. Nachts, sagt Danoff, sind die Chancen am größten, die Fauna zu entdecken – Skorpione, Taranteln und Schlangen gehören dazu, aber auch Berglöwen, Rotluchse und Kojoten, nach denen wir mit einer Wärmebildkamera suchen. „All diese Kreaturen sind auf einzigartige Weise an die Wüste adaptiert – sie sind nicht etwa, wie uns Hollywoodfilme weismachen wollen, hinter uns her, sondern Überlebenskünstler, die ihre ganze Energie dafür aufwenden, in diesem extremen Klima zu existieren.“ Und die gefährlichsten Raubtiere hier draußen, gibt Danoff zu



bedenken, „sind nun mal wir Menschen.“ Der Mann ist ein wandelndes Lexikon, zeigt uns eine kleine Echse, die sich zur Verteidigung wie ein Skorpion aufstellt, und macht am Rand des Wegs eine Tarantel ausfindig, die ihre Beine wie eine Ziehharmonika um sich zusammenfaltet, um sich unsichtbar zu machen.

Die Sommermonate im amerikanischen Westen sind berüchtigt für ihre hohen Temperaturen; die Sonneneinstrahlung ist durch die niedrige Luftfeuchtigkeit und Sedonas Höhenlage auf 1500 Metern erdrückend, Schatten ist

rar. Wer bei Tag auf eine Wanderung gehen will, der muss früh aus den Federn.

Viele Nationalparks im wenig lichtverschmutzten amerikanischen Südwesten haben die Vorzüge der Sommernächte längst entdeckt. Der Grand Canyon in Arizona hält seit Anfang der Neunzigerjahre jeden Sommer seine „Grand Canyon Star Party“ ab, bei der man durch die Teleskope von Hobbyastronomen das Universum erkunden kann. Im White Sands Nationalpark in New Mexico führen die Ranger Mondlichtwanderungen durch die schneeweiß leuchtenden Dü-

Nachtschwärmer und ein fluoreszierender Skorpion bei Sedona

Fotos Nina Rehfeld



Wind in der Mähne und Freiheit, nicht nur für den Rücken: wilde Ponys Fotos Nink

FORTSETZUNG VON SEITE 41

Dartmoor in England

chen zu sehr nach, dann bildete sich beim Auftreten eine kleine Pflütze, und drei Schritte später schwappte das Moorwasser oben in die Wanderschuhe hinein. Zum Glück waren die sonnenbeschienenen Felsen der Tors so warm, dass alles schnell trocknete.

Was wir heute Dartmoor nennen, war einst ein riesiger Brocken Granit. Mehrere Eiszeiten und etliche Jahrmillionen haben ihm seitdem zugesetzt und an etwa 170 Stellen einzelne Felsbrocken aus ihm herausgeschliffen, die jetzt in kleinen

Ensembles in der Gegend herumliegen. Manche dieser Tors sehen aus wie Mini-gebirge, andere erinnern an gescheiterte Versuche, aus mehreren flachen Felsen Türmchen zu bauen, wieder andere erscheinen aus der Ferne wie Festungen aus längst vergangener Zeit. Die Tors von Dartmoor sind superbe Aussichtspunkte und bieten Schutz vor Wind und Wetter, da muss man sich nicht wundern, dass Archäologen an vielen von ihnen Zeichen menschlicher Besiedlung entdeckt haben: Schon vor fünftausend Jah-

ren haben hier Menschen übernachtet. Ob man an so einem Ort gut schlafen kann, wenn der Wind seine Geschichten flüstert und der Nebel frühmorgens wie ein Traum um die Felsen zieht? Man kann. Nach fünfundzwanzig Kilometern mit zwölf Kilo auf dem Rücken schläft man überall gut. Ich jedenfalls.

Es braucht übrigens kein archäologisches Fachwissen, um die Spuren der ersten Dartmoor-Bewohner zwischen Ginster und Baumwollgras zu entdecken, dafür gibt es einfach zu viele. Immer wieder führt der Weg an Hüttengrundrissen und Steinkreisen vorbei oder an Menhiren, die irgendwer irgendwann lotrecht in die Heide gestellt hat. In so einer Umgebung muss man aufpassen, im meditativen Rhythmus der Schritte gedanklich nicht komplett aus der Gegenwart zu gleiten. Es gab Momente zwischen den Hügeln von Dartmoor, da hatte ich das Gefühl, schon einmal dort entlangelaufen zu sein, damals, vor langer Zeit – und auch eine Ahnung davon, es in ferner Zukunft wieder zu tun. Oder immer noch. Mutterseelenallein unter diesem blauen Himmel, begleitet von Lerchen, beobachtet vom Wind, beschnuppert von wilden Ponys, die sich zaghaft nähern, wenn man länger still auf einem der Felsen sitzt.

Besonders stark war dieses Gefühl in Wistman's Wood. Der Wald in der Nähe eines Ortes mit dem schönen Namen Two Bridges gilt Wissenschaftlern als letzter Rest jenes riesigen Urwalds, der einst weite Teile des englischen Südwestens bedeckte. Aber mal ehrlich: Was kümmert einen die Wissenschaft, wenn man einen solchen Wald betritt? Von einem Schritt auf den anderen stand ich zwischen alten, verküppelten Eichen, die eher horizontal als in die Höhe zu wachsen schienen. Manche ihrer Äste hatten sich untereinander verwickelt, andere waren zu Boden gesunken und befanden sich in unterschiedlichen Stadien des Zerfalls. Alles war mit Moosen und Flechten überzogen, auch die Steine, die

aussahen wie Buckel im Boden. Wo zwischen all dem noch Platz war, wucherten große Farne. Es war still. Es war stiller, als es in einem Wald eigentlich sein sollte.

John Fowles hat über den Wistman's Wood geschrieben, er verkörpere wie kaum ein anderer Ort eine Form von Zeit, für die die menschliche Sprache noch keine Worte gefunden habe. Fowles war zweimal hier, im Abstand von dreißig Jahren, in denen er offenbar versucht hat, mit den Empfindungen seines ersten Besuchs zurechtzukommen. Am Ende gelangt er zu der Einsicht, dass man über einen Ort wie Wistman's Wood nicht schreiben könne: Ein Ort wie Wistman's Wood lasse sich nur erfahren.

Aber natürlich waren diesem Wald mitten in Dartmoor da längst schon viele, viele Legenden angedichtet worden. Druiden sollen hier ihre Zauber gewirkt haben, Hexen ebenfalls und diverse Geister sowieso, und lange Zeit waren die Menschen in den kleinen Moorwei-

WEG NACH SEDONA

Anreise Condor fliegt direkt ab Frankfurt nach Phoenix (samstags, montags und donnerstags). Von dort empfiehlt sich die Weiterreise per Mietwagen (zwei Stunden). **Astrofotografie-Touren** in Sedona bietet Fotograf Kevin Floerke an. Preis ab 270 Euro/Person (zuzüglich Steuern), www.kevinfloerke.com **Nachtwanderungen** in Sedona bei Trail Lovers, Preis ab circa 155 Euro/Person, traillovers.com **UFO-Touren** in Sedona Arizona gibt es bei UFO Tours, Preis ab etwa 85 Euro/Person, arizonaufotours.com



nen. Auch in Sedona boomen Nachtausflüge aller Art. Die Stadt hat sich den Status einer „International Dark Sky Community“ erworben, weil auch die Bewohner ihren Nachthimmel zu schätzen wissen und die Lichtverschmutzung so gering wie möglich gehalten wird.

Der Fotograf Kevin Floerke zeigt Besuchern, wie man den Nachthimmel fotografisch festhält – die Milchstraße, den Mond, Sedonas Felsen im Sternlicht. Eine teure Ausrüstung braucht man dazu nicht, sagt er – „mit jedem modernen Handy kann man unglaubliche Aufnahmen des Nachthimmels machen.“ Etwa die Hälfte seiner Gäste, schätzt er, kommen mit dem Handy in der Tasche. Floerke verspricht nicht zu viel: Mithilfe eines kleinen Stativs machen wir von einem Aussichtspunkt kaum 15 Autominuten vom Stadtkern entfernt erstaunliche Bilder der Milchstraße, von unseren Silhouetten vor dem Sternhimmel, von phantasievollen „Lichtmalereien“, Aufnahmen von Lichtmustern, die wir mit unseren Stirnlampen in die Nacht malen. Manch einer schickt die Fotos sofort an Freunde und Familie.

Sedona gilt aber auch seit Jahrzehnten als Mekka von Esoterikern, UFOlogen und Vortex-Jüngern, die hier auf der Su-

che nach besonderen Energiefeldern sind. Und wer etwas übrig hat für Science-Fiction und andere phantastische Geschichten, dem sei zu einer UFO-Tour geraten. Gleich mehrere Firmen bieten Sichtungen unbekannter Flugobjekte an – mit Erfolgsgarantie. Auf dem Parkplatz einer örtlichen Imbissbude treffen wir uns kurz nach Sonnenuntergang mit einem fröhlichen Mann in seinen Sechzigern, der sich Michael O'Sedona nennt und mit einem „Ghostbuster“-Mobil vorfährt, Alienkanone auf dem Dach und einen aufblasbaren grünen Alien auf dem Beifahrersitz. Michael stand eigenen Angaben zufolge als Satellitenphysiker und Ingenieur lange Jahre in Diensten der amerikanischen Regierung; „Ich weiß, wovon ich rede, wenn es um fliegende Objekte da draußen geht“, sagt er mit gut gelauntem Grinsen.

Im Sommer 2001, erzählt er, hätten ihn drei riesige Aliens in seiner Küche in Phoenix besucht. „Sie haben mir jede Menge Information in mein Hirn hochgeladen“, sagt er; unter anderem offenbarten sie ihm, was da oben am Firmament wirklich vor sich geht – eine epische Schlacht zwischen Gut und Böse nämlich, von denen Otto Normalbürger qua Verordnung der amerikanischen Regierung nicht wissen dürfe. Wir fahren hinauf zu einem Aussichtspunkt in der Nähe von Sedonas winzigem Flughafen und spähen durch seine Nachtsichtgeräte in den Himmel: Sie machen einen großen Bereich des Lichts sichtbar, und es ist in der Tat faszinierend, was sich da alles bewegt.

Mit einem Laserpointer deutet Michael auf einige der wandernden Lichter, intergalaktische Schlachtschiffe mit Stationen unter anderem auf dem Stern Antares im Sternbild Orion, lernen wir. Michael redet von Aliens auf Erden und Aliens dort draußen und bald auch davon, dass gestaltwechselnde Echsenwesen seit Jahren Toppolitiker wie Joe Biden und Hillary Clinton verkörpern. Von seinen Gästen wird all dies staunend goutiert; allein zwei italienische Teilnehmer zeigen sich eher belustigt. Unterhaltsam ist es allemal, auch wenn Skeptiker behaupten, dass die wandernden Lichter im Nachthimmel Satelliten, Drohnen und vielleicht sogar Weltraumschrott sind. Was blinkt, das gesteht auch Michael ein, ist ein Flugzeug, und wer Glück hat, kann die Starlink-Satelliten von Elon Musk wie an einer Perlenkette aneinandergereiht über den Nachthimmel wandern sehen. Aber weil in jedem Fall was dabei ist, das sich so einfach nicht identifizieren lässt, ist das Versprechen einer UFO-Sichtung zumindest formal eingelöst. Nur schade, dass die sich nicht gern fotografieren lassen.

NINA REHFELD

HINWEIS DER REDAKTION

Zum Teil wurden die Recherchereisen für diese Ausgabe von Veranstatlern, Hotels, Fluglinien oder Fremdenverkehrsämtern unterstützt.



WEG NACH DARTMOOR

Anreise Der nächste Flughafen ist Bristol. Von dort ist man mit dem Mietwagen in zwei Stunden in Dartmoor.

Übernachten Wildes Zelten ist in weiten Teilen des Parks erlaubt; eine passende Karte bekommt man in den Visitor Centres. Offizielle Campingplätze – auch für Wohnmobilmobilfahrer – gibt es beispielsweise in Princetown, Tavistock und Okehampton. Mehr unter www.dartmoor.gov.uk (alles zum Thema Camping unter „enjoy-dartmoor“ und „outdoor-activities“). In fast allen Orten in Dartmoor kann man außerdem in kleinen Hotels oder Bed-and-Breakfast-Unterkünften übernachten.

Nationalpark In Princetown, Postbridge und Haytor gibt es Visitor Centres: www.dartmoor.gov.uk **Allgemeine Informationen** unter www.visitbritain.com



Steinerne Zeuge der Siedlungsgeschichte: Two Bridges in Dartmoor

Willkommen in einer neuen Kreuzfahrtära

Explora Journeys, die Luxus-Lifestyle-Marke der MSC-Gruppe, definiert das Erlebnis auf hoher See komplett neu. Anspruchsvolle Reisende erwarten eine einzigartige Verbindung aus stilvollem Lounging, kulinarischen Genuss-highlights und einem Flair, wie man es sonst nur von Privatyachten kennt. Leinen los für Kreuzfahrtmomente jenseits des Standards!



Die Routen von Explora Journeys bieten einzigartige Naturerlebnisse wie das Kap Drastis, die beeindruckenden Felsenhänge der Insel Korfu (rechts). Ebenso spektakulär: die Aussicht vom Atern Infinity-Pool (oben).

Es war ein lange gehegter Traum. Mit Explora Journeys, der neuen Luxus-Lifestyle-Marke der MSC-Gruppe, wurde er Wirklichkeit – für die Eignerfamilie Aponte und für Kreuzfahrtfans auf der Suche nach dem Besonderen. Die Familie, die auf mehr als 300 Jahre maritimer Tradition zurückblickt, hatte sich nichts Geringeres zum Ziel gesetzt, als das Urlauben auf hoher See neu zu erfinden: als Kombination aus Entdeckungsreise, Wellness, Genuss und Naturerleben mit dem Effekt einer lang anhaltenden Erholungserfahrung. „Ocean State of Mind“ nennt sie diesen Spirit an Bord von Explora Journeys. So lebendig wie leise, so kosmopolitisch wie entspannt kommen anspruchsvolle Reisende sich selbst und den Weiten des Meeres näher. Schon die EXPLORA I schafft dafür den perfekten Rahmen: Hier herrscht entspannter, europäischer Luxus ganz ohne Zwänge. Captains Dinner, Dresscodes, festgelegte Tischzeiten, aufdringliches Entertainment und Animation gibt es weder dort noch auf den weiteren fünf Schiffen der in Genf beheimateten Kreuzfahrtmarke, die bis 2028 nach und nach in See stechen. Stattdessen begeistern ultraschickes europäisches Design im Stil einer Superyacht, eine kulinarische Fülle jenseits aller gewohnten Genusshorizonte, ein holistisches Spa- und Wellnessangebot sowie erstklassig ausgebildete Gastgeber, deren Verhältnis gegenüber der gerade mal dreistelligen Passagierzahl 1 zu 1,25 beträgt.

Wenn es um Vielfalt, Geräumigkeit und Rückzugsorte geht, sprechen die Zahlen der EXPLORA I ebenfalls für sich: Auf mehr als 2.500 Quadratmeter Außenfläche, verteilt auf 14 Decks, warten vier beheizte Pools und 64 exklusive Cabañas. Noch intimer genießt man den Blick aufs Meer auf den privaten Terrassen und durch die raumhohen Fenster der 461 edlen Suiten und Residences. Mit 35 bis zu den 280 Quadratmetern der Owners Residence gehören sie zu den geräumigsten der Branche. Ihre Designphilosophie verfolgt das Ziel, den Gästen nicht nur ein komfortables Zuhause zu bieten, sondern die Nähe zum Meer hautnah erlebbar zu machen. Wie alle Räume an Bord wurden sie von weltweit führenden Yachtdesignern gestaltet und sind geprägt von europäischer Handwerkskunst sowie erlesenem italienischem Mobiliar von Marken wie B&B Italia, Molteni oder Minotti. Überall an Bord steht den Gästen zudem rund um die Uhr perfekt funktionierendes Highspeedinternet von Starlink zur Verfügung.

Genussmomente auf hoher See

Leiser Luxus in herausragender Qualität – diesem Anspruch folgt auch das kulinarische Angebot von Explora Journeys. Die Gäste genießen Gourmetküche auf Weltklasseniveau. Und das beinahe grenzenlos all-inclusive, sodass man auf keines der einzigartigen kulinarischen Erlebnisse verzichten muss. Sechs Restaurants, zwölf Bars und Lounges, In-Suite-Dining und die „Chef's Kitchen“ für immersive Kochkurse bieten ein angenehmes, elegantes Ambiente für außergewöhnliche gastronomische Erfahrungen. Inspiriert sind sie von Talenten und Einflüssen aus aller Welt: ob feinste panasiatische Küche im „Sakura“, mediterrane Speisen im „Med Yacht Club“ oder internationale Delikatessen mit französischem Touch im „Fil Rouge“. Unvergleichliches Fine Dining bietet das Restaurant „Anthology“: In intimer Atmosphäre erleben die Gäste hier feinste italienische Küche. Von den Aromen der trüffelreichen piemontesischen Landschaft im Norden bis zu

den berühmten Spezialitäten des Südens lädt das „Anthology“ zu einer Geschmacksreise durch die verschiedenen Traditionen und Regionen Italiens ein. Jedes Gericht ist ein Fest für alle Sinne, wie etwa der mediterrane Seebarsch mit Arabica-Kaffee und Tonkabohnen oder die Jakobsmuschel-Cannelloni mit schwarzem Trüffel. Begleitet werden die Menüs von exquisiten Weinen renommierter Güter. Die Auswahl orientiert sich an den jeweils angefahrenen Regionen. Sie umfasst beliebte Rebsorten wie Chenin Blanc aus Frankreich, Nebbiolo aus Italien, aber auch erlesene internationale Tropfen und trägt zu einer Bandbreite gastronomischer Glanzmomente bei, mit der Explora Journeys eindrucksvoll beweist, dass eine Schiffsfahrt zugleich eine kulinarische Erlebnisreise sein kann.

Besondere Destinationen

Explora Journeys bietet Gelegenheit zum Entschleunigen, und das im wahrsten Sinne des Wortes: 18 statt der üblichen 21 Knoten Fahrtgeschwindigkeit lassen die Schiffe stets sanft dahingleiten. Neben ihrer überschaubaren Größe perfekt, um sich zusätzlich zu klassischen Destinationen auch kleinen, versteckten Hafenperlen zu nähern – und das mit fortschrittlichsten Antriebs- und Umweltschutztechnologien, um sicherzustellen, dass Explora Journeys auch auf dem Weg in eine nachhaltige Zukunft eine Vorreiterrolle einnimmt.

Diesen Sommer bereisen die EXPLORA I und ab September die EXPLORA II das östliche und westliche Mittelmeer – von griechischen Trauminseln wie Skiathos, Skopelos und Korfu bis hin zu Evergreens wie Mykonos oder



Die Serenity Residences bieten eine Terrasse mit eigenem Whirlpool.



An Bord der EXPLORA I & II erwartet die Gäste eine kulinarische Entdeckungsreise der Extraklasse.

Istanbul. Diese kann man bei Sonnenuntergang und frühmorgens neu entdecken, denn die Schiffe ankern dort über Nacht. Die Mittelmeersaison von Explora Journeys endet erst im November – ideal für eine Reise im Herbst, wenn das Klima angenehmer wird und die touristischen Hotspots ruhiger sind. Übrigens sind alle Routen von der Eignerfamilie selbst kuratiert. Sie beruhen auf deren eigenen Reiseerfahrungen und Traumzielen. Wie an Bord ist alles bis ins Detail durchdacht, um die Zeit mit Explora Journeys einzigartig und unvergesslich zu machen. Willkommen in einer neuen Ära der Kreuzfahrt.





Explora
JOURNEYS

SAIL UNIQUE

URLAUB WIE AUF IHRER PRIVATEN YACHT



Explora Journeys ist einzigartig. Von Superyacht-Spezialisten entworfen, bieten die Schiffe Gästen spektakuläre Ocean Suites, Penthouses und Residences. Mit neun unvergesslichen inkludierten kulinarischen Erlebnissen und einem vom Ozean inspirierten Wellnessangebot, reisen Sie in elegantem europäischem Stil zu faszinierenden Reisezielen und entdecken dabei den „Ocean State of Mind“.



ERFAHREN SIE MEHR: [EXPLORAJOURNEYS.COM](https://explorajourneys.com)
INFORMATIONEN IN IHREM REISEBÜRO ODER UNTER: 0800 0825 0863



Exklusives Angebot: Penthouse Dream

Freuen Sie sich auf ein traumhaftes Upgrade: Buchen Sie bis zum 31. Juli 2024 eines der eleganten Ocean Penthouses und Sie erhalten ein kostenloses Upgrade in die nächste Kategorie bezogen auf Ihren Reisepreis. Details und Buchung auf explorajourneys.com.

Wundersames geschieht

Im griechischen Wellnesszentrum Euphoria schwört man auf die fünf Elemente der antiken Heilkunde und die Macht der Kontemplation

Eine leicht zerzauste Katze räkelt sich in der Morgensonne. Wasser plätschert in ein Bassin am Baum auf dem Marktplatz. „Wer das Wasser trinkt, wird verrückt, heißt es im Dorf“, sagt der Apotheker. „Gut verrückt oder schlecht verrückt?“, frage ich. „Beides“, antwortet er. „Haben Sie davon getrunken“, frage ich. Er nickt. „Sind Sie verrückt?“ „Nein“, sagt er.

Vor uns liegt der Dorfplatz wie die Kulisse für eine griechische Version des Filmes „Eat, Pray Love“. Goldenes Licht fällt auf Kopfsteinpflaster, die Stühle des Cafés, der Taverne. Drei ältere Männer sitzen auf einer Bank. Über allem wacht die Burg Mystras. Man möchte mal kurz an der Tavernenwand ruckeln, um zu prüfen, ob sie eine Kinokulisse ist. Ist sie aber nicht. Mystras ist ein Dorf bei Sparta, mitten auf der Peloponnes.

„Wundersame Dinge geschehen in Griechenland. Gute Dinge, die sonst nirgends auf der Welt geschehen können“, schrieb Henry Miller 1941 über seine Reise durch diese Gegend. Hier, hundert Meter bergan, eingebettet in ein Waldstück am Fuß des Taygetos-Gebirges, liegt das Euphoria Retreat. Hinter dem Tor duftet es nach Pinien, Oregano, Thymian, Salbei. Auf zwei Stühlen mit Blick ins Tal dösen Katzen. Immer mal wieder sieht man Mandalas – auf dem Boden, den Fenstern, den Kaffeetassen, auf den Kerzenhaltern im Spa.

Symbole und Elemente, das sind die Zeichen der Euphoria-Methode, ein ganzheitliches Programm, basierend auf der „5 Elementen Lehre“ der Antike, angereichert mit modernen Erkenntnissen über Ernährung, Langlebigkeit und Bewegung. Biohacking nennt man das, wenn Menschen mittels Technik ihre Gesundheit optimieren wollen. Ganzheitlich, wenn es auch um Nichtkörperliche geht, um Sinnsuche, Spiritualität.

Die fünf Elemente sind hier Wasser, Holz, Feuer, Erde und Metall. Ihnen werden Jahreszeiten, Gefühle, Organe und Sinne zugeordnet. Man muss das nicht glauben, aber sehen und empfinden kann man die Elemente überall. Am Fuß der Treppe gibt es einen Kneippgang. Wasser sei das erste Element allen Lebens, erklärt mir ein freundlicher Herr. Wasser repräsentiere aber auch Angst. Die zugehörige Jahreszeit sei Winter, der zugehörige Sinn das Gehör. Wie ein Korkenzieher windet sich das weiße Treppenhaus nach oben. Sonnenlicht fällt durch das runde Fenster an der Decke, durch die byzantinisch geschwungenen Bogenfenster. Man hat das Gefühl, man betritt eine architektonische Wunderwelt. Holz symbolisiere den Frühling, das Nervensystem, die Leber, unterbricht der Herr mein Staunen.

Eine Stunde später atme ich in ein Gerät, das mein Sauerstoff-Kohlendioxid-Verhältnis sowie das Glykogeniveau in Leber und Muskelgewebe ermitteln soll. Ich werde am Finger gepickt, ein weiteres Gerät misst Blutzucker und meine Glutathionen. Das Wort macht mir Angst, ist aber der Name des wichtigsten Antioxidans im Körper, ein Indikator, ob mein Immunsystem gut funktioniert. Meine Werte seien normal, erklärt mir die zuständige Ernährungswissenschaftlerin. Nur das mit dem Intervallfasten sei eine ganz schlechte Idee. Es wäre förderlicher, alle drei Stunden eine Kombination aus Proteinen, Kohlenhydraten und Fett zu sich nehmen, dazu Bewegung. Es gehe um die metabolische Homöostase, mit anderen Worten, um Gleichgewicht. Wir sprechen über Insulin-Spikes, Stoffwechsel, und wie man zu Hause seine Mahlzeiten ergänzen kann, etwa durch Gewürze wie Kurkuma, Ingwer, Thymian, Minze, Grünen Tee, Salbei, Matcha, Beeren, Pflaumen oder Nüsse.

Hier im ersten Stock ist das Treppidarium, die Sauna- und Poollandschaft. Al-



les ist rund und weit und behaglich. Die weiten Sofas, die goldenen Wände, selbst die finnische Sauna mit den zwölf Winkeln ist rund, und auf dem sechseckigen Marmorblock im runden Hamam könnte man locker eine fliegende Untertasse waschen. Eine architektonische Raffinerie ist jedoch der Pool. Im Zentrum einer weiten Whirlpoollandschaft befindet sich eine Sphäre, deren Kuppel der Hagia Sofia nachempfunden ist. Man kann hindurchschwimmen und zu Unterwasser-Walgesängen bis an das Licht im Grund tauchen. Das Becken führt auch nach draußen. Es wird einem ganz schwindelig vor Erholung.

Diner im Restaurant Gaia. „Sollten am Kopfende nicht mehr Blumen stehen?“,

fragt Inhaberin Marina Efraimoglu. Die Restaurantchefin nickt. Marina hat ein Auge für Details – und das große Ganze. Eben hat sie die Gäste begrüßt, darunter einen griechischen Politiker, Pärchen, eine Autorin aus den USA. Ende der Achtziger war die Griechin an der Wall Street Chefin eines „Trading Floors“ einer großen Investmentbank. In den Neunzigern war sie selbst Inhaberin einer Bank. Sie überstand eine Krebserkrankung, befasste sich in der Folge mit den Themen Heilung, Gesundheit.

Efraimoglu ließ die Finanzwelt hinter sich, reiste, besuchte Kurse bei Deepak Chopra, Mantak Chia und studierte an der Akadimia, der „Academy of Ancient Greek and Traditional Chinese Medicine“. „Ich habe das Ganze dann noch einen Schritt weiter gedreht, mich mit griechischer Philosophie und Taoismus befasst. So entstand die Euphoria-Methode.“ Als alleinige Investorin ließ sie 2018 das Ausnahme-Spa für 25 Millionen Euro in den Hang bauen. „Natürlich können Sie auch nur zum Wandern kommen. Man muss nicht meditieren“, sagt Marina. „Das wussten schon die alten Griechen. Es reicht auch, einfach zu betrachten.“

Denn was soll die ganze Langlebigkeit, wenn man nicht weiß, was man mit seinem Leben anfangen soll? Gesundheit sei kein Selbstzweck und vor allem kein Wettbewerb. „In vielen Kliniken wiederholt man nur dasselbe Muster, ein Termin jagt den nächsten, man will immer mehr“, sagt sie. „Aber wozu? Was wird aus unserer Gesellschaft, wenn alle immer älter werden? Was ist dein Lebenszweck?“ Aus Freiheit folge Verantwortung, daher sollen sich die Gäste hier inspirieren lassen, die Wahl haben. Und in der Tat sieht man Leute, die Wein trinken, andere essen das Detoxmenu, tagsüber gehen manche wandern, andere buchen die Behandlung „Zuflucht für den unruhigen Geist“, und auf wieder andere wartet im Ruheraum der 11-Uhr-Smoothie. Bald gebe es ein neues Programm: „Holistic Leadership“, erzählt Marina. Da ginge es um Führung, aber im dreifachen Sinn: Wie führt man sein Leben mit sich selbst? In den Beziehungen, der Familie, im Freundeskreis? Wie führt man in einer Gruppe, etwa im Beruf?

Am nächsten Tag. Die Biohacking-Maschine sieht aus wie eine Sonnenbank ohne Deckel. Den „Human Regenerator“ gibt es bisher nur hier und im Sha, einer Wellnessklinik in Alicante, die ebenfalls von einem ehemals Krebskranken gegründet wurde. Früher als Schönheitsfarmen verschrien, können sich solche Orte scheinbar vor Kunden nicht retten, jedenfalls stehen die Zeichen überall auf Expansion: Ob im Lanserhof, bei Chenot, in den Buchinger Kliniken, im neu eröffneten Sha in Mexiko oder hier – wohlhabende Menschen, die sich

ausgelaugt fühlen, suchen Veränderung. Der Human Regenerator wurde von einer deutschen Firma fürs Euphoria extra mit zwei Programmen gebaut: einer magnetischen und einer Plasmastimulation. Konkret: Ich liege auf einer Art Luftmatratze mit Löchern, durch die kaltes, atmosphärisches Plasma auf meinen Rücken geschossen wird. Ich habe keine Ahnung, was kaltes atmosphärisches Plasma sein soll, und das elektromagnetische Feld kann ich auch nicht sehen, aber es kitzelt angenehm. Ich betrachte die Rosmarinbüsche. Höre Panflöten, draußen leuchtet der Wald. Margeriten wiegen sich im Wind. Was ist das Betrachten doch schön.

In der Mittagssonne schimmern die schneebedeckten Gipfel des Taygetos. Wir wandern und gehen eine steile Treppe zu den Palästen und der Kirche aus dem 14. Jahrhundert hinab, vorbei an Walnuss-, Oliven-, Feigen-, Mandelbäumen, Zypressen, Pinien. Die Torbögen



Runde Sache:
Im Euphoria dominieren Bögen und Rundungen.
Fotos Margarita Nikitaki, Stavros Habakis



Was wird aus unserer Gesellschaft, wenn alle immer älter werden? Auch diese Frage kann man auf der Peloponnes stellen.
Foto Stavros Habakis

WEG NACH MYSTRAS

Anreise Von Athen aus mit dem Auto 2,5 Stunden bis nach Mystras. Oder man fliegt nach Kalamata, von dort eine Stunde mit dem Mietwagen oder Hotel-Transfer.
Übernachtung DZ pro Nacht (2 Personen) ohne Retreat in der Hochsaison ab 545 Euro, Nebensaison 475 Euro.

Retreats Odysseus Journey Retreat, 5 Nächte, 1613 Euro pro Person. „Holistic Leadership“, 4 Tage, 3684 Euro pro Person (ohne Übernachtung).

Weitere Informationen unter euphoriaretreat.com

sehen aus wie im Euphoria, und auch das Mandala an der Ruinenwand gleicht dem Hotellogo: Sieben konzentrische Kreise, die Blume des Lebens. „So wie am Nabel der Welt, dem Omphalos-Stein in Delphi“, erklärt uns Fremdenführer Dimitris. Es sind mehrheitlich Griechen in unserer Gruppe, was zur Stimmung beiträgt. Es ist freundlich, es wird gefragt, gelacht. Warum die Ruinen des antiken Sparta im Tal noch nicht ausgebuddelt seien, will jemand wissen. Das läge an der Politik in Athen, sagt Dimitris. Unsinn, erwidert eine Politikerin, ebenfalls Gast im Euphoria, man habe einfach zu viele Ruinen in Griechenland. Im Wald sei mal ein Physikprofessor verschwunden, sagt jemand. Da gebe es ein Tor in eine andere Dimension.

Am Nachmittag sieht man die Gäste zwischen Watsu-Pool, Gesichtsbildungen, Akupunktur, Salzgrotte und neurovaskulärer Energieheilung, einer spirituellen Praxis, hin und her schlendern. Einer liest ein Buch, eine döst am Pool. Oben im Yogaraum lernen manche, sich in den hypnagogischen Zustand des Yoga Nidra zu versetzen, in dem nicht die Glieder, sondern der Geist gedehnt wird – etwas, worauf bereits der Schriftsteller Lewis Carroll schwor. Im Raum nebenan treibt der Total Body Workout selbst dem durchtrainierten Pärchen aus Athen den Schweiß aus den Poren. Und während der abendlichen Klangmeditation geht alles ineinander über, die Sekunden in die Minuten, das Atmen, das Schnarchen von links und der formlose Luftzug von rechts.

„Ich kann hier lauter Sachen ausprobieren, die ich noch nicht kannte“, sagt Petra, eine Ingenieurin aus Osnabrück, die daheim ein großes Unternehmen leitet und hier das Entschlackungs-Programm gebucht hat. Zwar sehe sie nicht ganz ein, warum eine Maschine wissen soll, was sie essen muss, nur weil sie zehn Minuten zwei Stäbe in der Hand hält, aber sie komme gerade von der Meditation und fühle sich innerlich seltsam aufgeräumt. Das Konzept gefalle ihr. „Man entschlackt und bekommt trotzdem etwas zu essen. Die Therapeuten erklären gut. Es ist alles sehr unaufdringlich.“ Das bisher Beste? „Der Detox Mineral Mold gegen Zellulitis“, sagt sie ohne zu zögern.

Auch ich fühle mich eigenartig unaufgeregt. Als wäre meine Wirbelsäule ein bisschen gerader, oder zumindest justiert, kalibriert. Muss an der Atmosphäre liegen. Am Waldspaziergang. Am Smoothie? Über den nach Kräutern duftenden Wipfeln schreit ein Kauz, im Licht der untergehenden Sonne weht eine blau-weiße Fahne, in der Dorfkirche beginnen Leute zu singen, und unten im Dorf plätschert das magische Wasser am Baum, bis es wieder Tag wird. Für noch mehr wundersame Dinge.

AREZU WEITHOLZ

KARIBIK EINATMEN. KARIBIK AUSATMEN.



WIND IN DEN SEGELN. UND RHYTHMUS IM BLUT.

Mit den SEA CLOUDS kommen Sie dem bunten Lebensgefühl der echten Karibik besonders nah: Schwingen Sie sich ein auf Island-Time!



seacloud.com/de/
karibik-erlebnisse

SEA CLOUD
CRUISES

Buchung und Beratung
in Ihrem Reisebüro oder bei
SEA CLOUD CRUISES GmbH
An der Alster 9 · 20099 Hamburg



Das Turnier der Trainer

Von Michael Wittershagen

Ein Sommer in Europa

Diese Fußball-Europameisterschaft war kein Märchen. Sie war ein Abziehbild der Gegenwart, in der wir alle leben.

Von Christoph Becker, Christopher Meltzer, Daniel Theweleit und Michael Wittershagen



Fotos AP, dpa (3), GfS, Image

In seiner letzten Pressekonferenz der Europameisterschaft passiert Julian Nagelsmann, was ihm in seinem Leben als Fußballtrainer sehr selten passiert ist: Er weiß für einen Moment nicht, was er sagen soll. „Man merkt“, sagt er, „ich kämpfe mit den Tränen.“

Weniger als 17 Stunden waren vergangen, seit seine Elf im Stadion in Stuttgart das Viertelfinale der Heim-EM auf so dramatische Art und Weise verloren hatte. Doch als Nagelsmann, 36 Jahre alt, am Samstag vergangener Woche auf dem Podium des Pressesaals in Herzogenaurach wieder weiß, was er sagen will, spricht er nicht darüber, was die Nationalmannschaft am Abend zuvor verloren, sondern was sie in den Wochen davor gewonnen hat. Er erzählt, dass es „eine Symbiose zwischen der Mannschaft und den Menschen“ gegeben habe. Er erzählt, dass er sich „diese Symbiose in weit wichtigeren Dingen“ wünsche. Und als er vom Morgen in Herzogenaurach erzählt, vom Moment des Abschieds von seinen Spielern, von den Tränen, die es gegeben haben soll, sieht man auch in seinem Gesicht welche.

Der Bundestrainer weint. Das ist das Bild, das bleibt.

An diesem Sonntagabend, an dem im Stadion in Berlin das große Finale stattfindet, wird man wohl wieder Männer weinen sehen. Doch spätestens wenn auch diese Tränen getrocknet sind, die Show mal wieder weiterzieht, wird man sich fragen: Was wird wirklich bleiben von dieser Europameisterschaft?

Gelsenkirchen, 16. Juni, England spielt gegen Serbien. In den Tagen zuvor sprechen viele nicht über das Spiel, sondern über die Stadt, in der dieses Spiel ausgetragen wird, von einer „Geisterstadt“ ist die Rede, einem „Shithole“. Als das Spiel vorbei ist, tauchen Videos auf, in denen Menschen in völlig überfüllten Straßenbahnen zu sehen sind, noch mitten in der Nacht stehen Hunderte am Bahnhof und hoffen auf einen Zug. Der „Guardian“ schreibt von „apokalyptischen Szenen“.

Ein anderer Tag, andere Menschen, sie denken, dass sie im ICE zu einem Spiel nach München fahren, und berichten dann, dass sie in Nürnberg strandeten. Am Tag vor dem Halbfinale will die niederländische Nationalmannschaft mit dem Zug von Wolfsburg nach Dortmund fahren. Die Bahn meldet eine „signifikante Verspätung“, das Team nimmt den

Flieger. Was bleibt, ist auch die Gewissheit, dass die Bahn und ihre Infrastruktur eines nicht mehr sind: state of the art.

Diese EM war das erste große Turnier seit der WM in Qatar, der über den gesamten Kontinent verstreuten und von den Folgen der Corona-Pandemie gelähmten EM vor drei Jahren und der Weltmeisterschaft in Putins Russland 2018. Ein Turnier, das insgesamt, so hat es die Bundesinnenministerin Nancy Faeser in dieser Woche gesagt, rund sieben Millionen Menschen in Stadien und Fanzonen lockte. Aber diese Europameisterschaft war kein Sommermärchen. Die Welt ist vielleicht zu unruhig dafür, der Fußball wahrscheinlich zu belastet durch ungebremsten Kommerz und seine Abgründe: den auch bei diesem Turnier wachsenden Einfluss von chinesischen Großsponsoren und von Saudi-Arabien, wo etliche EM-Stars ihr Geld verdienen. Diese EM war nicht die Fortsetzung der WM 2006, die sich ins kollektive Gedächtnis eingegraben hat und in der Rückschau von Jahr zu Jahr noch größer, noch bedeutsamer wurde.

Damals, siebzig Jahre nach den Olympischen Spielen in Berlin, die die Nationalsozialisten als Propaganda-Veranstaltung missbrauchten, zeigte sich Deutschland als ein modernes und offenes Land und schien sogar dem Patriotismus wieder eine gewisse Form von Leichtigkeit zu verleihen. Mit dieser EM nun hat eine neue Geschichte begonnen, deren Ausgang in einem Europa, in dem sich mehr und mehr nationalistische Tendenzen Bahn brechen, offener denn je scheint.

Wie haben andere Deutschland und seine EM erlebt? Der Spanier Antonio Muelas hat das Turnier für Radio Nacional de España begleitet, er schreibt der F.A.S.: „Mir ist diese EM etwas linear vorgekommen. Langweilig. Es hat jetzt nichts mit Chauvinismus zu tun. Aber was diese EM rettet, ist die Frische der spanischen Nationalmannschaft. Sie hat wagemutige Spieler und ein anderes, dynamischeres, vergnüglicheres Fußball-

verständnis. Ich habe den Eindruck, die Fußballfans identifizieren sich damit. Auch die neutralen Zuschauer. Vielleicht sogar noch mehr als in den Jahren 2008 bis 2012. Die berühmte Phase, in der Spanien das sogenannte Tiki-Taka spielte. Vor ein paar Tagen sagte mir mein Neffe am Telefon, dass er sich die Spiele mit meinem Radiokommentar ansieht und sich vorkommt wie an der Playstation. Das fand ich lustig. Und treffend.“

Zwei, die mehr als alle anderen für Spaniens neue Dynamik stehen, Lamine Yamal und Nico Williams, stehen auch für das Europa der Migranten. Für das Europa, gegen das Rechtsextremisten bei dieser EM Stimmung gemacht haben. „Defend Europe“ stand auf dem Banner, das österreichische Identitäre im – ausgerechnet und sicher kein Zufall – Berliner Olympiastadion zeigten. Es ist eine Hoffnung stiftende Botschaft dieser EM, dass Europa heute so viel mehr ist als der auf ihrer Bühne plakatierte Fiebertraum der Rassenideologie der Erbauer des Olympiastadions. Williams und Yamal, Rüdiger, Gündoğan und Tah, Bellingham, Saka und all die anderen Söhne und Enkel von Migranten haben es auch bei dieser EM spielend geschafft, die Rechts-extremen ihrer eigenen Lächerlichkeit preiszugeben. Und doch hält ein über die Maßen begabter Spieler wie Nico Williams Europa den Spiegel vor. Seine Eltern durchquerten einst die Sahara zu Fuß und erklimmen die spanische Exklave Melilla. Sie logen, um in Spanien Asyl zu bekommen, der Vater musste weiterziehen bis nach London, um die Familie mit dem Geld durchzubringen, das er als Securitymann an Chelseas Stadion an der Stamford Bridge verdiente. Mit 18 verdiente Nicos älterer Bruder Iñaki genug, um den Vater zurückkehren zu lassen: Der Traum vom Dasein als Fußballprofi war Wirklichkeit geworden. Aber wie viele Träume scheitern? Wie viele Jugendliche spuckt der durchindustrialisierte Nachwuchsfußball ohne berufliche Perspektive aus? Und wie viele Mi-

grantenkinder lassen Europäer links liegen, schenken ihnen keinerlei Beachtung, weil sie nicht die Gabe haben, einen Ball zu treten wie Williams und Yamal? Darauf kann eine EM keine Antwort geben. Darauf kann allenfalls, bestenfalls das „Wir“ eine Antwort finden, an das Nagelsmann appellierte nach dem Aus der deutschen Mannschaft gegen die Spanier.

Nationalistische Impulse begleiteten diese EM wie ein Soundtrack. Die „Dup du du Dup“-Gesänge, das Zitat des Lieds L'Amour Toujours, ist zu einem international verstandenen Code der rechten Szene geworden. Spanier, Schweizer, Österreicher, Ungarn haben es angestimmt und wahrscheinlich einige mehr. Das Eingreifen der Europäischen Fußball-Union (UEFA) gegen Merih Demiral, der das Turnier für sich mit seinem Wolfsgruß-Jubel mindestens ein Spiel zu früh beendete, rief Präsident Erdoğan auf den Plan. Er kam zum Besuch des Viertelfinals gegen die Niederländer in Berlin. Er machte auf Opfer und drängte ein ganzes Volk in diese Rolle. So funktioniert türkische Innenpolitik, aber so funktioniert Fußball nicht. Die türkische Mannschaft verlor knapp – wer weiß, was mit Demiral drin gewesen wäre.

Frankfurt, der 20. Juni, England und Dänemark trennen sich 1:1. Nach dem Abpfiff erhält Pierre Emile Højbjerg den Pokal für den „Spieler des Spiels“. 28 Jahre ist er alt, Højbjerg hat in der Bundesliga für Bayern München, Augsburg und Schalke gespielt, seit dem Sommer 2016 steht er in der Premier League unter Vertrag. Er sagt: „Die Stimmung der Fans, die Stimmung im Land ist toll. Man hat das Gefühl, die Menschen kommen hierher, um den Fußball zu feiern – als Spieler merkst du das.“ Auch das bleibt: Menschen, die den Fußball feiern.

Es waren nicht nur die Dänen, die überall dort, wo ihre Mannschaft spielte, für Stimmung sorgten. So machten es die Niederländer, die zuletzt den Rechts-

populisten Geert Wilders wählten und die nun mit ihrem „Naar links, naar rechts“ den Straßen-Hit dieser EM schufen. Und vor allem waren es: die Schotten. Ihre Anhänger wurden früh zu den Königen des Turniers, in München, in Stuttgart und vielleicht sogar noch etwas mehr in Köln, wo die Biergläser zwar erschreckend klein sind, wo aber im Karneval ähnliche Emotionen erzeugt werden wie in der ersten Turnierphase. Niemand sang schönere Lieder, niemand bewegte sich mit einer größeren Offenheit durch das Gastgeberland.

Deutsche Begleiter des schottischen Fanmarches in Köln waren zu Tränen gerührt von allgegenwärtiger Herzenswärme, die nicht abnahm, sondern eher noch größer wurde, je mehr Bier die Angehörigen der so genannten „Tartan Army“ in sich hineinschütteten. Die Schotten waren ausnehmend rücksichtsvoll und friedliebend. Nach dem Exzess räumten sie ihren Müll weg. Dazu gingen Videos viral, auf denen etwa zu sehen war, wie zwei Schotten eine Frau am Rollator mit Schirmen trocken durch den Regen begleiteten, während sie dabei selbst nass wurden. Mittlerweile haben fast 85.000 Menschen eine Petition unterschrieben, die für ein jährliches Freundschaftsspiel zwischen Deutschland und Schottland wirbt. Das ist aussichtslos, kündigt aber von einer Sehnsucht: der nach einem unschuldigen, fröhlichen Fußball-Miteinander.

Jonathan Liew lebt in Berlin und berichtet von dort für den „Guardian“ über den europäischen Fußball, er schreibt der F.A.S.: „Die Erwartungen an Deutschland waren groß. Ein fußballbegeistertes Land, in dem alle Stadien fertig gebaut sind und das nur wenige (wenn auch einige) ethische Bedenken hat. Ich frage mich, ob wir zu viele Hoffnungen in das Turnier gesetzt haben. Das Turnier war sehr gut, sowohl in Bezug auf die Infrastruktur als auch auf die Organisation, aber die Qualität des Fußballs hat einfach nicht das Niveau früherer Turniere erreicht. Die Offenheit und Vielfalt von Nagelsmanns Team hat jedoch Gespräche über Identität, Nationalismus und Zugehörigkeit angestoßen, die gelegentlich schmerzhaft sein werden, aber für ein Land von der Größe Deutschlands viel zu lange aufgeschoben wurden.“

All das bleibt. Nun kommt es auf etwas anderes an: auf das, was daraus wird.

Spanien oder England? Das ist die letzte offene Frage dieser Fußball-Europameisterschaft, bei der an diesem Sonntag alles zu Ende geht – und zugleich etwas Neues, etwas Großes entstehen könnte. Eine Ära des spanischen Fußballs, des Teams, das mit der Weiterentwicklung und Verfeinerung ihres Tiki-Taka durch dieses Turnier geflogen ist wie keine andere Mannschaft. Oder aber es wird etwas Wirklichkeit, was bisher nicht mehr als ein Versprechen war, was aber niemanden überraschen kann, der an die Wirkung von Milliarden glaubt: dass England sich nicht nur mit der Premier League, sondern auch mit seiner Nationalmannschaft an die Spitze des europäischen Fußballs setzt.

Diese EM bleibt nicht als Turnier der Superstars in Erinnerung, es ist kein Spiel von Mbappé oder Ronaldo, es ist nicht einmal ein Turnier von Yamal oder Rodri, von Bellingham oder Kane, obwohl weder Spanien noch England ohne sie das Endspiel erreicht hätten. Es ist das Turnier von Luis de la Fuente und Gareth Southgate, von zwei Männern, deren Ideen von Fußball unterschiedlicher kaum sein könnten, die das Spiel ihrer Mannschaften aber auf ein höheres und vor allem erfolgreiches Niveau gehoben haben.

Die einen kombinieren ihre Spielkunst mit einer neuen Härte, streben bei jeder Gelegenheit zum Tor, die anderen suchten lange nach einer Spielidee, aber als die Unruhe und die Kritik am größten waren, gab Southgate die Impulse, die nötig waren, um große Momente zu kreieren.

Für viel mehr reicht es am Ende einer langen Fußballsaison nicht mehr. Viele der Besten sind ausgezehrt, haben nicht mehr die nötige Kraft und Energie, um Europa vier Wochen lang zu verzaubern. Das Niveau dieser EM kann mit der WM in Qatar vor zwei Jahren nicht mithalten, was einmal mehr als Beweis dafür dient, dass das System seine Stars frisst. Oder wer hätte wirklich gedacht, dass Qatar mit seiner Winter-Weltmeister-

Das System frisst seine Stars: Wer hätte gedacht, dass Qatars Winter-WM als Vorbild dienen würde?

schaft einmal als Vorbild dienen würde für ein Fußball-Highlight zur richtigen Zeit?

Dass trotzdem kaum jemand die Qualitätsfrage stellt, lässt vor allem einen Schluss zu: Wenn ein Spiel spannend ist, ist es zweitrangig, ob es auch schön ist.

Spanien oder England? Die letzte offene Frage dieser EM lässt auch einen Blick auf das zu, wonach alle streben: Erfolg. Und was der Preis dafür ist. Während de la Fuente für das Spiel der Spanier geschätzt, mitunter sogar bewundert wird, blies Southgate der Wind bei diesem Turnier mächtig ins Gesicht. Dabei könnte ihm etwas Außergewöhnliches gelingen: Kein englisches Fußball-Team hat bisher außerhalb von England ein Turnier gewonnen. Die Männer triumphierten nur bei der WM 1966 im eigenen Land, die Frauen bei der EM 2022. Das Wahre und Wichtige tritt selbst im Fußball oft erst mit Verspätung hervor.

Als Ilkay Gündoğan am Freitag vor einer Woche ein letztes Mal vor der Kamera stand, wurde auch ihm diese Frage gestellt. Die Frage, die eigentlich eine Zumutung ist, weil man in so einem Moment das unmittelbare Erlebnis im Kopf hat, die Enttäuschung, die Leere auch nach einer intensiven Zeit. Aber sie gehört nun einmal zu den Ritualen nach einem beendeten Turnier. Und so sollte auch Ilkay Gündoğan, 33 Jahre alt, sagen, ob es für ihn im Nationalteam weitergeht. „So kurz nach dem Spiel“, antwortete er, „kann ich das noch nicht sagen. Ich werde ein paar Tage brauchen, um mir meine Gedanken zu machen.“

Jetzt ist eine Woche vorbei, und von Gündoğan war noch nichts zu hören. Es wird nach Lage der Dinge in den nächsten Tagen nichts zu hören sein, vielleicht noch nicht einmal in den nächsten Wochen, es kann, so heißt es aus seinem Umfeld, August werden. Und die Tendenz? Unentschieden. Eine Fünfzig-fünfzig-Situation.

Es wird also spannend, ob Ilkay Gündoğan, der Kapitän der deutschen Nationalmannschaft, ihr erfahrenster Feldspieler, am 2. September dabei sein wird, wenn sich das Team zur Vorbereitung auf die Nations-League-Spiele gegen Ungarn und in den Niederlanden trifft. Was man hundertprozentig sagen kann: dass davon sehr viel abhängen wird, in welcher Konstellation die Nationalmannschaft das Unternehmen WM-Titel angehen wird, das Bundestrainer Julian Nagelsmann am Tag des Ausscheidens ausgerufen hat.

Er steht vor der Aufgabe, die Lücke zu füllen, die Toni Kroos hinterlassen hat, König Kroos, wie es während der EM oft hieß, auch wenn er ungekrönt blieb – und das nicht nur, was dessen Position angeht. Mit Kroos ist dem Bundestrainer der Bezugspunkt verloren gegangen, aus dem sich viele andere Positionen abgeleitet haben, und es ist ihm derjenige verloren gegangen, der dem ganzen Konstrukt Halt und Sicherheit gab. „Wenn’s ein Problem gibt, bin ich da“, hatte Kroos über seine Rolle gesagt: „Wenn es Zweifel gibt, was du mit dem Ball machst: Gib ihn mir! Dann ist alles gut.“

Wem sollen die Nationalspieler jetzt den Ball geben?

Ilkay Gündoğan könnte das sein, er würde das schon auch wollen. Die Frage ist nur, ob er auch glaubt, dass er das noch kann. Ende des Monats muss Gündoğan wieder beim FC Barcelona zum Training erscheinen, und es ist gewissermaßen ein Kollateralschaden des Ausscheidens im Viertelfinale, dass so der Urlaub kürzer ausfällt als beim Erreichen der nächsten Runden. Dann hätte er nicht an der Tour in die Vereinigten Staaten teilnehmen müssen, zu der der FC Barcelona am 28. Juli aufbricht. Fitness und Frische ist ein großes Thema für Gündoğan, im März und April fühlte er sich ausgelaugt wie noch nie. Die vielen Spiele hatten Spuren hinterlassen, und sein erster großer Erfolg des Sommers war es, rechtzeitig zur EM wieder in einer rundum belastbaren Verfassung zu sein. Mit dem Bundestrainer war vereinbart, dass er die Einsätze in der Vorbereitung dosiert. Gündoğan wird also sehr auf die Signale seines Körpers achten.

Vielleicht wird er aber auch noch auf etwas anderes achten. Auf ein Signal des Bundestrainers, wie der mit ihm plant. Als Nagelsmann am Samstag bei der Abschlusspressekonferenz darauf angesprochen wurde, zählte er einige Qualitäten Gündoğans auf und sagte: „Klar freue ich mich, wenn er weitermacht.“ Aber „im Lead“ sei der Spieler selbst.

Als es darum ging, wer Kroos ersetzen könnte, hatte Nagelsmann zuvor mit Blick auf die Spielweise die Namen Aleksandar Pavlović und Angelo Stiller genannt. Aber nicht den Namen Gündoğan. Das muss nichts heißen, aber es wird Gündoğan, der in diesem EM-Sommer eine große Freude empfunden hat, schon interessieren, wie die Mannschaft im Kern funktionieren

Die Kernfrage

Wohin mit dem Ball, wenn Toni Kroos nicht mehr da ist? Die Nationalmannschaft braucht einen neuen Kümmerer.

Von Christian Kamp und Christopher Meltzer



Und in Zukunft? Kimmich und Gündoğan beim Aufwärmen in Stuttgart vor dem Viertelfinale gegen Spanien
Foto dpa

Das Jahr 1954 war lange vor meiner Zeit. Den deutschen Fußballern gelang die Sensation: Weltmeister! Der Empfang in der Heimat war überschäumend für Fritz Walter & Co. „Wir sind wieder wer“, hieß es. Neun Jahre nach Kriegsende gab es wieder etwas zu feiern und vor allem: internationale Anerkennung. Der erste WM-Titel war ein Trostpflaster für die Seele eines wirtschaftlich geschundenen und international geächteten Landes.

Jetzt hört man es wieder, dieses „Wir sind wieder wer“. Aber es bezieht sich nur noch auf den Fußball – Gott sei Dank! Seit der unglücklichen Niederlage gegen Spanien hat man das Gefühl, dass die Deutschen wieder hinter ihrem Team stehen. Wer hätte 2013 daran geglaubt, dass es so kommen würde? Der Fußball war zum Synonym der Krise geworden. Dann kam Nagelsmann – mit ihm kehrte die Zuversicht zurück.

Aber ich warne davor, daraus eine Garantie für eine erfolgreiche Zukunft abzuleiten. So funktioniert der Fußball nicht. Wenn man vor dieser EM gesagt hätte: Deutschland scheidet im Viertelfinale aus, hätten viele gesagt, dass das dann wohl nichts war. Dass nun aber viele so enttäuscht sind, dass der Bun-

destrainer Tränen in den Augen hat, ist ein gutes Zeichen. Bei der WM in Qatar wurde das Aus in der Vorrunde beinahe gleichgültig hingenommen, das war so ein Wischiwaschi-Gefühl, das zum Ausdruck kam nach dem Motto: Wir sind eben nicht mehr so gut, da kann man nichts machen! Nun ist die Energie eine ganz andere, die Spiele sind wieder von nationalem Interesse, dieses Team ist niemandem in Deutschland egal. Oma und Opa haben genauso wie meine Mutter in Zwiesel bis kurz vor Mitternacht vor dem Fernseher mitgezittert wie die Erstklässler. Die Nationalmannschaft ist wieder in. Und das ist ein Erfolg, der für den Moment vielleicht noch wichtiger ist als das bloße Ergebnis.

Auf Dauer ist das zu wenig. Wer weiß das besser als Bundestrainer Julian Nagelsmann? Auch deshalb hat er gesagt, dass er nun halt in zwei Jahren Weltmeister werden will. Das klingt ein bisschen verwegen, aber was soll er sonst auch sagen? Genau das wird der Anspruch sein von etwa einem halben Dutzend Mannschaften bei der WM 2026 in den USA, in Mexiko und Kanada: Brasilien, Argentinien, Spanien, Frankreich, England, dazu vielleicht ein Überraschungsteam aus Südamerika und Asien,

PFANNENSTIELS WELT

Auf Dauer ist das zu wenig



Foto St. Louis City SC

soll und welche Rolle er dabei spielt. Mit seinen Qualitäten wäre er ein naheliegender Gedanke, ihn wieder eine Reihe weiter hinten als bei der EM spielen zu lassen. Klar ist für ihn jedenfalls, dass er, egal in welcher Mannschaft er spielt, eine wichtige Rolle spielen möchte. Eine Thomas-Müller-Rolle wie bei dieser EM jedenfalls fällt nach allem, was man hört, nicht darunter.

Eine wichtige Rolle will auch ein anderer spielen. Und das wird die nächste spannende Frage sein: Wo soll Joshua Kimmich, 29 Jahre alt, sie spielen?

Es ist Konsens, dass Kimmich unter den vielen deutschen Gewinnern der EM vielleicht sogar der größte ist. Er schenkte den Deutschen im Viertelfinale wieder Hoffnung, als diese schon verloren schien: mit seinem Kopfball, einer Handlung des Könnens und des Willens, machte er Florian Wirtz’ Tor möglich, den aus deutscher Sicht emotionalen Höhepunkt des Turniers. Anders als die Nationalmannschaft dieses Spiel konnte der Nationalspieler Kimmich das Narrativ drehen. Er, mit dem das Scheitern der vergangenen Jahre mehr als mit jedem anderen deutschen Spielern verknüpft worden ist, schaffte es, sich in diesem Sommer Partie für Partie freizuspielen. Doch es ist für die WM 2026 und für die Fragen, die sich auf dem Weg dorthin stellen, das entscheidende Detail, in welcher Rolle er das schaffte: in der des Rechtsverteidigers.

Als Julian Nagelsmann noch nicht Bundes-, sondern Bayerntrainer war, sah er in Joshua Kimmich die Königsfigur seiner Elf. Er stellte ihn damals immer in der Mitte auf. Dort, wo Kimmich, wenn er sich das aussuchen dürfte, weiterhin aufgestellt werden möchte. Als der Trainer Thomas Tuchel in der vergangenen Saison sagte, dass seiner Mannschaft in München ein sogenannter Sechser fehle, konkret Kimmich damit, dass er ein Sechser sei. Und es ist mit Blick auf die Vergangenheit mindestens bemerkenswert, dass Nagelsmann in seinem Kurzreferat darüber, wer Kroos in Zukunft ersetzen könnte, neben dem Namen Gündoğan auch den Namen Kimmich nicht erwähnte.

In den Büros des FC Bayern ist nicht erst in diesem Sommer die These diskutiert worden, dass Kimmich seiner Mannschaft in der Mitte nicht das Gleichgewicht geben kann, das sie braucht. Am Donnerstagmorgen veröffentlichte der Vereine eine Meldung, die dazu passt: dass er João Palhinha verpflichtet hat, den defensiven Mittelfeldspieler, den sich schon Tuchel so wünschte, weil er in dessen Körperlichkeit und defensiver Disziplin die Eigenschaften eines Sechzers sah, die Kimmich aus seiner Sicht fehlten. Es gibt aber auch gute Gründe, warum man Kimmich im Mittelfeld aufstellen sollte. Dort kann er mit seiner größten Stärke, dem Passspiel, mehr auf das Spiel einwirken als als Außenverteidiger. Außerdem ist er von

Natur ein Kümmerer: Auch Kimmich strahlt aus, dass die Kollegen ihm den Ball geben können. Und es ist plötzlich vorstellbar, dass Kimmich mit einem strukturschaffenden Spieler wie Palhinha an seiner Seite in der Mitte vielleicht sogar die beste Version seiner selbst sein kann.

Doch weil Julian Nagelsmann nicht mehr Bayern-, sondern Bundestrainer ist, bleibt sein Problem: Er hat einen Kimmich und vielleicht auch einen Gündoğan, aber keinen Palhinha, den er einem der beiden an die Seite stellen könnte. Was man mit Gewissheit sagen kann: dass die Hypothese, es könne mit Gündoğan und Kimmich gemeinsam gehen, als widerlegt gelten darf. Und so steht Nagelsmann womöglich vor der wegweisenden Entscheidung, ob er einen Gündoğan- oder einen Kimmich-Kern haben möchte – oder, weil Nagelsmann einiges zuzutrauen ist, einen, der auf einen anderen Namen hört.

So groß der Fortschritt war, den der Bundestrainer mit seiner Mannschaft zuletzt machte, so groß ist die Gefahr, dass er zumindest mit Blick auf die wohl wichtigste Entscheidung schnell wieder an dem Wegpunkt stehen könnte, an dem er schon im November stand. Wer spielt mit wem in der Mitte? Das ist die spannendste Frage. Für den Moment ist nur eines klar: dass dieses Mal kein Champions-League-Sieger aus Madrid kommen wird, der allen anderen den Weg weisen kann.

vielleicht die Amerikaner – die Aufgabe wird nicht leichter, ganz im Gegenteil. Für den WM-Titel reichen nicht Klasse und Talent, auch Losglück, Verletzungen und Momentum spielen eine wahnwitzig große Rolle. Dazu musst du mit dem Reisetstress und immer wieder einem neuen Umfeld klarkommen. Hat Deutschland da eine Möglichkeit? Auf alle Fälle! Aber ist Deutschland der Topfavorit? Nein, bestimmt nicht.

Dieser Nationalmannschaft fehlt noch ein letzter Schritt für die Rückkehr in die absolute Weltklasse. Jamal Musiala und Florian Wirtz haben das Potential, den Weltfußball in den kommenden Jahren zu prägen. Dass wir gleich zwei Spieler dieser Kategorie in Deutschland haben, ist gar nicht hoch genug einzuschätzen. Neben Toni Kroos und Thomas Müller werden 2026 wohl auch Ilkay Gündoğan und Manuel Neuer nicht mehr dabei sein. Das ist der normale Zug der Zeit, dass die großen Namen einmal verschwinden. Nun darfst du eben nicht mehr nur derjenige sein, der einen Pass von Kroos oder Gündoğan annimmt, du musst der sein, der diesen Ball spielt. Ums Tor mache ich mir gar keine Sorgen. Die Innenverteidiger Antonio Rüdiger und Jonathan Tah haben noch min-

destens vier Jahre im Tank. Bei den Außenverteidigern muss man schauen, welches Profil sie künftig verkörpern sollen. Ist Joshua Kimmich wirklich eine Lösung für die Zukunft?

Es bleibt das Gefühl, dass mit dieser Mannschaft wieder etwas Spektakuläres möglich sein wird. Der entscheidende Mann dafür ist Julian Nagelsmann, das Herzblut, das er zeigt, ist genau das, worauf es gerade ankommt. Du brauchst gerade keinen Trainer, der nur analysiert. Julian Nagelsmann hat einen wesentlichen Anteil daran, dass Fußball-Deutschland wieder vereint ist. Er hat das Wir-Gefühl in der Mannschaft und unter den Fans wiedererweckt. Sein positives Denken zeichnet ihn aus. Gemeinschaft als Wert – das lebt er den Spielern vor.

Wenn wir auf das Finale dieser EM blicken, kommt der Schmerz wieder hoch. Wer gesehen hat, wie bestimmend Spanien im Halbfinale phasenweise gegen Frankreich aufgetreten ist, der wird sich noch ein bisschen mehr ärgern über den K. o. Deutschlands in dieser verdammten

119. Minute. Mit einem bisschen mehr Glück, mit einem Pfiff des Schiedsrichters beim Handspiel hätte diese EM aus deutscher Sicht ein neues Sommermärchen werden können. Spanien ist bis hierher die beste Mannschaft des Turniers. Sie haben keine Schwäche, nicht den einen Superstar, um den sich alles dreht. Sie spielen nicht mehr nur Tiki-Taka, Fußball, der nur auf Ballbesitz aus ist. Die können pressen, umschalten, sich tief fallen lassen, die können eigentlich alles. Der Kader bietet für jede Spielsituation die passende Antwort. Wer diese Spanier besiegt, ist Europameister. Niemand war bisher so nah dran wie Deutschland. Sie hatten das Ziel also genau vor Augen: Bei der WM 2026 müssen sie da sein, wo die Spanier gerade sind.

Aufgezeichnet von witt.

Lutz Pfannenstiel hat in seiner Profikarriere auf allen Kontinenten gespielt: 25 Vereine in 13 Ländern, nachzulesen in „Unhaltbar – Meine Abenteuer als Welttorhüter“. Mit St. Louis City SC hat er als Sportdirektor zuletzt gleich in der ersten Saison die Western Conference der MLS gewonnen. Zuvor war er für das Scouting bei der TSG Hoffenheim verantwortlich und als Sportvorstand bei Fortuna Düsseldorf tätig. Pfannenstiel, 51, arbeitet auch als TV-Experte für den SRF und ESPN. Die Fußball-EM in Deutschland (14. Juni bis 14. Juli) begleitet Pfannenstiel für die F.A.S. als Experte.

Nach dem gewonnenen Halbfinale huldigte die ganze Welt Lamine Yamal. Also tat es Rodri auch. Aber nicht für das Kunstwerk, das der 16 Jahre alte Angreifer mit seinem linken Fuß auf den Münchner Rasen gemalt hatte. Nicht für die atemberaubende Flugkurve, mit der er den Ball versah, der zuerst sanft den Pfosten küsste und dann im Tor einschlug. Auch nicht für den Anteil, den dieser Treffer am 2:1 gegen Frankreich hatte. Rodri sah die Dinge anders. Er sagte: „Die Leute werden natürlich wegen seines Tors über ihn reden, aber ich habe ihm zu seinem Engagement gratuliert. Dazu, dass er ein solch komplettes Spiel hingelegt und konstant in der Abwehr mitgeholfen hat. Chapeau.“

Rodrigo Hernández Cascante hat in der Regel einen anderen Blick auf die Dinge, die ihn umgeben. In der Welt des Profifußballs ist er eine außergewöhnliche Erscheinung, in vielerlei Hinsicht. Zuerst einmal, weil er Fußball spielen kann wie kaum ein anderer. Dass Spanien am Sonntag im Finale gegen England (2:1 Uhr/ARD) um den Titel des Europameisters spielt, hat viel mit ihm zu tun. Rodri ist das Hirn dieser Mannschaft. Er sendet all die Signale, die in ihren Körper abgehen. Beobachten lässt sich das in jedem Spiel, am besten zu sehen war es im Achtelfinale gegen Georgien. Spanien lag zum ersten Mal bei diesem Turnier zurück, plötzlich hatten sich die Vorzeichen verkehrt, und es gab den einen oder anderen im vom Düsseldorfer Regen durchnässten roten Trikot, der eine ankommende innere Unruhe fühlte. Rodri spürte das, immer wieder gab er wortlos Signale an seine Mitspieler, machte Handzeichen. Calma! Calma! Immer mit der Ruhe.

Das Beruhigungselixier verabreichte er höchst selbst, in Form des Ausgleichs, den er durch einen platzierten Schuss aus der Distanz herbeiführte. Am Ende stand ein souveränes 4:1. Dem „Guardian“ sagte er: „In einem Spiel mit dieser Atmosphäre, dieser Lautstärke, ist es schwer zu kommunizieren. Du kommunizierst durch deine Ausstrahlung. Deine Mitspieler sehen deine Körpersprache, und sie verstehen.“ Die Aufgabe als Anführer hat er verinnerlicht. „Ich habe immer geglaubt, dass die Rolle eines Mittelfeldspielers sehr wichtig ist, wenn es um Aspekte der Führung geht. Für einen Flügelspieler wäre es sehr schwer, diese Rolle einzunehmen, weil er auf dem Feld gar nicht die Perspektive hat“, sagt Rodri.

Mittelfeldspieler sein, im Zentrum des Geschehens stehen, das ist es, was ihn seit Kindheitstagen am Fußball fasziniert. Die große Zeit des spanischen Fußballs zwischen 2008 und 2012 hat er

als Jugendlicher erlebt, am Bildschirm geklebt, wenn die großen Strategen Sergio Busquets, Xavi und Xabi Alonso ihre Gegner übers Feld zogen wie Tóros einen Stier in der Arena.

Geboren in Madrid, war sein Vorbild aber ein anderes. Zinedine Zidane hatte es dem kleinen Jungen angetan, Rodri sagte einmal, der Franzose würde „für immer unerreichbar“ bleiben.

Jahre später ist er selbst zur Referenz geworden. Sollte er nach dem Endspiel von Berlin zum besten Spieler der Europameisterschaft ernannt werden, wäre das nur die logische Konsequenz. Niemand, abgesehen vielleicht vom kindlichen Lamine Yamal, hat dieses Turnier so geprägt wie der 28 Jahre alte Rodri. „Es ist schon unfassbar, was er für eine Entwicklung genommen hat. Für mich ist er als Sechser definitiv der Beste der Welt“, sagt İlkay Gündoğan, der viele Jahre mit Rodri gemeinsam bei Manchester City verbracht hat.

Aus dieser Zeit stammt eine von Gündoğan überlieferte Anekdote. Demnach habe Rodri etliche Monate nach jeder Trainingseinheit mit Trainer Pep Guardiola noch auf dem Platz gestanden und geredet, während andere schon im Auto auf der Heimfahrt waren. Rodri wollte alles lernen, alles wissen, was es auf seiner Position braucht, um Weltspitze zu sein. Dass er dort einmal ankommen würde, war nicht abzusehen.

Es gibt die Geschichte, dass Rodri im Alter von 17 Jahren bei Atlético Madrid aufgrund seiner Statur aussortiert wurde. Zu klein, zu schwächling sei er den Verantwortlichen damals gewesen. Ihnen fehlte der Glaube, etwas Besonderes sahen sie in ihm nicht. Tatsächlich hing er damals in der körperlichen Entwicklung zurück. Kaum zu glauben, wenn der heute 1,91 Meter große und über 80 Kilo schwere Hüner vor einem steht. Rodri ist eine Erscheinung, die er damals noch nicht war. Widersprochen hat er der Version, dass sein Abgang eine alleinige Entscheidung des Vereins war. „Was stimmt, ist, dass ich ein Spätentwickler und ein bisschen klein war zu dieser Zeit. Am Ende war es so, dass ich mich aus Gründen zu einem Wechsel entschieden habe, über die die Leute nichts wissen. Persönlichen Gründen und fußballerischen Gründen“, sagte er gegenüber „La Razon“.

Rodrigo ging zum FC Villarreal. Eine Wahl, die sein Leben nachhaltig beeinflussen sollte. In der Kleinstadt nördlich von Valencia fühlte sich der Junge aus der Großstadt sofort wohl, sein Selbstvertrauen kehrte zurück. Die schwierige Zeit bei Atlético hatte ihm vor Augen geführt, wie fragil diese Welt des Fußballs sein kann. Er schrieb sich an der Univer-

Da ist dieses Zitat, es stammt von einem Mann, der bereits Lionel Messi trainiert hat, Kevin De Bruyne, Xavi, Andrés Iniesta und Robert Lewandowski. Er sagt: „Phil ist der talentierteste Spieler, den ich je gesehen habe. Er hat alles, um einer der besten Spieler zu werden.“ Der Mann, der das gesagt hat, ist Pep Guardiola, und der, den er meint, ist Phil Foden, der damals gerade einmal 19 Jahre alt war. Es sind Sätze, die einem Versprechen gleichen, erst recht, wenn sie von Guardiola stammen. Und es sind zugleich auch solche Sätze, die so viel Druck auslösen können, dass ein junger Spieler von den Erwartungen, die an ihn gestellt werden, zerbricht.

Dortmund am vergangenen Mittwochabend. „Ich habe das Gefühl, dass das wahrscheinlich mein bestes Spiel im englischen Trikot war“, sagte Foden: „Also bin ich sehr zufrieden.“ Auch wenn er im Halbfinale dieser EM gegen die Niederlande an keinem Tor direkt beteiligt war, so prägte doch kaum eines dieses Spiel so sehr wie er. Kurz danach postete Foden zehn Bilder auf seinem Instagram-Kanal, die ihn im Arm seiner Mitspieler, seiner Freunde und der Familie zeigten. Ivan Toney, der englische Mittelstürmer, schrieb darunter nur ein Wort: „Philadinho“.

Wenn England an diesem Sonntag (2:1 Uhr/ARD) in Berlin gegen Spanien um den EM-Titel spielt, werden die Augen wieder auf Foden gerichtet sein. Er ist nur 1,71 Meter groß, aber er ist schnell, dribbelt gern und mutig, schießt vor allem mit seinem starken linken Fuß immer wieder aus der Distanz und erkennt auf dem Platz Möglichkeiten, an die andere nicht einmal denken. Das, was er macht, ist oft für Mitspieler und Gegner gleichermaßen unberechenbar. Foden könnte der Taktgeber des englischen Spiels sein, der, um den sich alles dreht – aber so einfach ist das nicht. Denn seine Geschichte kann nicht erzählt werden ohne die Geschichte von Jude Bellingham, der gerade erst 21 Jahre alt geworden ist und längst als die neue große Nummer im Weltfußball gilt.

Beide spielen am liebsten im Zentrum, dort also, wo die großen Spiele heute entschieden werden, dort, wo die großen Spieler ihr Revier haben. Als diese Europameisterschaft begann, setzte der englische Nationaltrainer Gareth Southgate

auf dieser Position auf Bellingham und schob Foden auf den linken Flügel, wo er verloren und gefrustet wirkte. Gegen die Niederlande war es Foden, dem Southgate alle Freiheiten ließ, der sich den Ball tief in der eigenen Hälfte holte, der die meisten Angriffe einleitete und auch selbst gefährlich wurde. Es war die Art von Spiel, die er von Guardiola und Manchester City kennt, es war das Spiel, in dem er sich wohlfühlt. „Ich habe es da draußen genossen, ich habe Räume gefunden und sah mehr wie ich selbst aus.“

Foden stammt aus Stockport bei Manchester. Es ist offenbar ein besonderer Ort für Fußballspieler, denn auch Kobbie Mainoo und Cole Palmer, zwei andere Nationalspieler, stammen von dort. „Stockport ist unglaublich stolz auf seine Helden“, sagt Mark Hunter, der Vorsitzende des Stadtrats, vor dem EM-Finale. Während Mainoo inzwischen für Manchester United aufläuft und Palmer beim FC Chelsea unter Vertrag steht, spielt Foden für Manchester City, seit er acht Jahre alt war. Er ist eines der wenigen Talente, das es dort aus dem Nachwuchs zu den Profis geschafft hat, und auch deshalb besingen ihn die Fans des Vereins als „one of our own“ – als einen von uns.

Im Verein trägt Foden die Nummer 47, er hat sie auch auf die Haut an einer Stelle am Hals unter dem rechten Ohr tätowieren lassen. Es ist seine Art, an seinen Großvater zu erinnern, der bereits im Alter von 47 Jahren gestorben ist. „Es ist schön, sein eigenes Vermächtnis zu hinterlassen“, sagt Foden. „Es ist eine seltsame Zahl, niemand sonst wird sie wählen, und ich hoffe, dass man in einigen Jahren, wenn ich fertig bin, an die 47 für Phil Foden bei City erinnern wird.“

Wer in diesen Wochen die englische Nationalmannschaft begleitet, der hat ein Lied immer wieder gehört – in Gelsenkirchen, in Frankfurt, Köln, Düsseldorf und zuletzt in Dortmund. Die Melodie stammt von „Dancing in the Dark“ von Bruce Springsteen, und der Text lautet:

Can't start a fire,
Can't start a fire without a spark,
Phil Foden's on fire,
He'll be playing the Germans off the park.

In England gilt es als besondere Form der Ehrerweisung, wenn die Fans für einen Spieler einen eigenen Song kreieren. Dass er nun zu einem der Sounds dieser EM geworden ist, drückt die



„Deine Mitspieler sehen deine Körpersprache, und sie verstehen“: Rodri

Foto GES

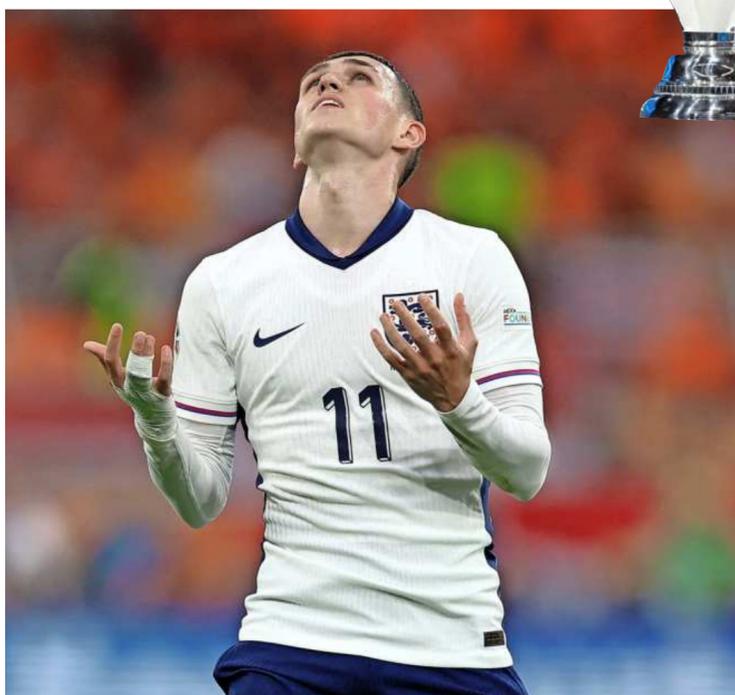
Der leise Sound des Anführers

Rodri spielt, wie er lebt: Seine Genialität liegt im Einfachen. Er erkennt Gefahren, bevor sie entstehen, und Lücken, bevor sie sich auftun.

Von Sebastian Stier, Berlin



Foto UEFA



„Wahrscheinlich mein bestes Spiel im englischen Trikot“: Phil Foden gegen die Niederlande

Foto Reuters

Freiheit für Foden?

Der Spieler der Saison in der Premier League könnte der Taktgeber für Englands ersten Titelgewinn seit 1966 sein – doch so einfach ist das nicht.

Von Michael Wittershagen

sität von Castellón ein und studierte dort Betriebswirtschaftslehre. Nur auf den Sport wollte er sich nicht mehr verlassen. Das Leben am Campus gefiel ihm so gut, dass er in eine Studentenwohnung zog. Dort blieb er auch wohnen, nachdem er für Villarreal seine ersten Spiele als Profi gemacht hatte. Er aß in der Mensa und wusch seine Wäsche im Salon. Auf dem Unigelände lernte er seine Freundin kennen. Laura, eine angehende Chirurgin.

Seine Kommilitonen sahen ihn an den Sonntagen im Fernsehen oder im Stadion, Rodri aber versuchte sich so normal wie möglich zu geben. Er kaufte sich einen gebrauchten Opel Corsa, mit dem er auch zum Training fuhr, als ihn Atlético wieder nach Madrid zurückholte. Da stand die Karosse nun zwischen dem Luxusfabrikanten, was Rodri nicht weiter scherte. Auch nicht, als ihn Vereinsmitarbeiter darauf aufmerksam machten, dass es aus Gründen der Sicherheit wohl besser wäre, sich ein anderes, größeres Auto zuzulegen.

Von dem Corsa hat er sich irgendwann getrennt, von seinen Überzeugungen nicht. Die Corona-Pause nutzte er, um sein Studium zu beenden. Als Multimillionär, der bei Manchester City rund 13 Millionen Euro Gehalt pro Jahr bezieht, hätte er das gewiss nicht gemusst. „Fußball kann man nur 15 Jahre spielen, das Leben geht aber noch viele Jahre weiter“, sagte er dazu.

Sein Leben hält er so gut es geht von der Öffentlichkeit fern. Soziale Medien sind seine Sache nicht, genauso wenig wie Tätowierungen und Statussymbole.

Dieser leise Sound seines Lebens ist auch der Sound, mit dem er Fußball spielt. Rodri ist niemand, der auf dem Platz spektakuläre Sachen macht. Der trickst, dribbelt und durch Übersteiger verzückt. Seine Genialität liegt im Einfachen. In der Kunst, das Schwierige leicht aussehen zu lassen. Er erkennt Gefahren, bevor sie entstehen. Sieht Lücken, bevor sie sich auftun. Spielt Pässe in Räume, die sich kaum jemand zutraut. Ganz im Geiste seiner Vorgänger Busquets und Alonso. Wenn nötig, tritt er aber auch als Torschütze in Erscheinung. So wie gegen Georgien oder im Finale der Champions League 2023, als er City gegen Inter Mailand zum Titel schoss.

Seine umsichtige, ruhige Art hat ihm viel Respekt eingebracht, einer Auszeichnung war sie eher hinderlich. Stimmen, die immer wieder auftauchen, besagen, dass, wenn er sich besser in der Öffentlichkeit verkaufen könnte, er vermutlich schon Weltfußballer geworden wäre. Als Europameister hätte er in dieser Hinsicht alle Argumente auf seiner Seite.

Sehnsucht aus, mit der von den Tribünen aus auf das Feld geblickt wird, wenn Foden spielt. Sie trauen ihm offenbar alles zu, er soll der Anfang von allem sein.

Gegen die Niederlande forderte Foden immer wieder den Ball, er wollte bestimmen, in welche Richtung sich diese Begegnung bewegt – und trotzdem saß er später nur auf der Bank, als Ollie Watkins nach genau 90 Minuten den entscheidenden Treffer erzielte. Southgate hatte Harry Kane und Foden ausgewechselt und dafür neben Watkins auch Cole Palmer gebracht. Schon im Achtelfinale gegen die Slowakei ging Foden gerade vom Platz, als Bellingham England noch in die Verlängerung rettete. Und auch im Viertelfinale gegen die Schweiz war Foden nicht mehr dabei, als es im Elfmeterschießen um alles ging. Keine andere Mannschaft bei diesem Turnier hat einen derart ausgeglichenen Kader, kein anderer Trainer kann auf jede sich verändernde Spielsituation so schnell und genau reagieren wie Southgate. Die Frage wird nun sein: Reichen seine Lösungen auch gegen Spanien, das Team also, das bisher Maßstäbe bei dieser EM gesetzt hat?

Erst vor wenigen Wochen wurde Foden zum „Spieler der Saison“ in der Premier League gewählt, 19 Tore hat er in der Liga erzielt, fünf in der Champions League. Und das, obwohl er schon seit März mit einem Verband an seiner rechten Hand spielt – offenbar weil er im Frühjahr einen Bruch erlitten hat. Offiziell haben das bisher weder der Verein noch der Spieler bestätigt. Dafür ist inzwischen klar, warum Foden das EM-Quartier der Engländer in Blankenhain in Thüringen vor dem Achtelfinale verlassen hat: Er wollte in England bei der Geburt seines dritten Kindes dabei sein. Als er zurück war, als England dann glücklich gegen die Slowakei gewonnen hatte, sagte er: „Ich dachte, ich bin dreißig Sekunden davon entfernt, mein Baby zu Hause zu füttern. Also danke an Jude dafür, dass er das gemacht hat, er hat mich gerettet.“

Es gibt noch ein Zitat, das an diesem Sonntag relevant werden könnte. Dieses Mal stammt es von Foden selbst, es ist erst ein paar Tage alt. Er sagt: „Ich habe das Gefühl, dass das Finale mein größtes Spiel in meiner Karriere sein wird.“ Das wäre nur dann der Fall, wenn England dieses Finale gewinnen würde – und wenn er, Phil Foden aus Stockport bei Manchester, seine Füße im Spiel hätte.

Herr Ramon, viele Ihrer Fotos sind sehr intim, sehr eng bei den Rennfahrern, die Sie in den Momenten größten Leidens nah an sich heranlassen. Manchmal scheint es, als seien Sie als Fotograf unsichtbar. Wie gewinnen Sie das Vertrauen der Fahrer?

Die Antwort ist einfach: Zeit. In den 15 Jahren, in denen ich dabei bin, habe ich nie versucht, mich einem Fahrer aufzudrängen. Wenn Sie intime Bilder von Fahrern sehen, im Teamhotel, im Teambus oder nach einem Unfall, liegt das daran, dass ich eine Beziehung zu ihnen und ihren Teams aufgebaut habe. Ich bin so diskret wie möglich, mache mich so klein wie möglich, um niemanden zu behindern, der dort arbeitet. Denn sie haben einen Job, genau wie ich, aber meiner ist weniger wichtig als ihrer. Wenn die Fahrer und Teams meine Arbeitsweise kennenlernen, schätzen sie das meist. Sicher, viele der Bilder, die ich machen könnte, wären indiskret. Manchmal schieße ich auch solche Bilder und weiß nicht mal, warum. Im Teambus zum Beispiel sind die Fahrer oft nackt. Das zu zeigen, versuche ich zu vermeiden, weil es indiskret ist und nicht allzu relevant. Wenn allerdings ein Fahrer unter der Dusche stünde und das relevant für die Geschichte wäre, dann würde ich das Bild wahrscheinlich machen. Aber ich würde es nur mit dem Einverständnis des Fahrers einem größeren Publikum zeigen. Wenn er nichts dagegen hätte, würde ich es weitergeben. Wenn er Bedenken hätte, würde es niemand je zu Gesicht bekommen. Diese Art von Beziehung, die ich zu vielen Fahrern habe, basiert auf gegenseitigem Vertrauen, das sich über Jahre entwickelt hat.

Ihr aktuelles Fotobuch heißt „Die Kunst des Leidens. Von der brutalen Schönheit des Radfahrens“. Wie passt das zusammen: Kunst und Leiden, Brutalität und Sport?

Leiden ist ein unverzichtbarer Teil des Radsports. Kein Profi ist talentiert genug, um ohne die Fähigkeit zu leiden auf höchstem Niveau fahren zu können. Wer mehr leiden kann als der Athlet neben ihm, hat gute Chancen, an ihm vorbeizukommen. Das Besondere an dieser Art von Leiden ist, dass es selbstbestimmt ist. Der Athlet entscheidet, wann er den Schmerz beendet, aber tut er dies, verliert er das Rennen, und der Traum ist dahin, ein guter Rennfahrer zu werden, ein Sieger, ein Champion. Also muss er das Leiden ertragen, muss es hinausschieben, muss durch den Schmerz gehen. Was mich fasziniert, ist die Hingabe, mit der die Fahrer dies tun. Es ist die Schönheit des Opfers, das sie bringen, um ihre Träume zu verwirklichen. Diese Athleten bereiten sich jahrelang mit tiefster Hingabe darauf vor, etwas zu erreichen, bei großen Rennen dabei zu sein, eines zu gewinnen oder auch nur einmal mit sich selbst zufrieden zu sein.

Und die Brutalität?

Die meiste Zeit wird das Leiden der Rennfahrer nicht belohnt. Es gibt viele Fahrer, die zehn Jahre im Peloton unterwegs sind, ohne je ein Rennen zu gewinnen. Trotzdem nehmen sie das Leiden, den Schmerz auf sich, um ihren Sport zu betreiben, der Schönheit und Hingabe mit Brutalität und Leiden vereint. Im Radsport gibt es keine Möglichkeit, ohne eines dieser Elemente an die Spitze zu gelangen.

Gilt das auch für Tadej Pogacar? Seine Auftritte wirken leicht, spielerisch, fast mühelos.

Es mag mühelos aussehen, aber selbst mit all den Vorteilen, mit denen die Natur ihn beschenkt hat, muss auch Pogacar hart trainieren, um seine Form zu erreichen. Würde er fünf Prozent weniger trainieren, würde er die Tour niemals gewinnen. Auch er muss seine Grenzen finden, um sein Niveau zu halten oder zu verbessern. Was Pogacar neben seinem Talent so besonders macht, ist sein Spaß an Radfahren und die Leichtigkeit, mit der er seinen herausgehobenen Status meistert.

Zurück zu Ihrem Buch: Das preisgekrönte Titelbild zeigt Wout van Aert nach seinem ersten Start beim italienischen Klassiker Strade Bianche 2018. Wie kam es zu diesem Bild?

Ich hatte schon damals seit vielen Jahren engen Kontakt mit Wout van Aert, arbeitete mit seinem Team und Manager zusammen und verfolgte seine Karriere ganz genau. Wir sind beide Belgier, und ich kannte ihn vom Cyclocross. In dieser äußerst harten Disziplin war er Weltmeister. Nun ging er bei Strade Bianche an den Start, und alle waren gespannt zu sehen, was er bei diesem sehr schweren Rennen auf der Straße erreichen könnte. Er fuhr gut und kam als Zweiter oder

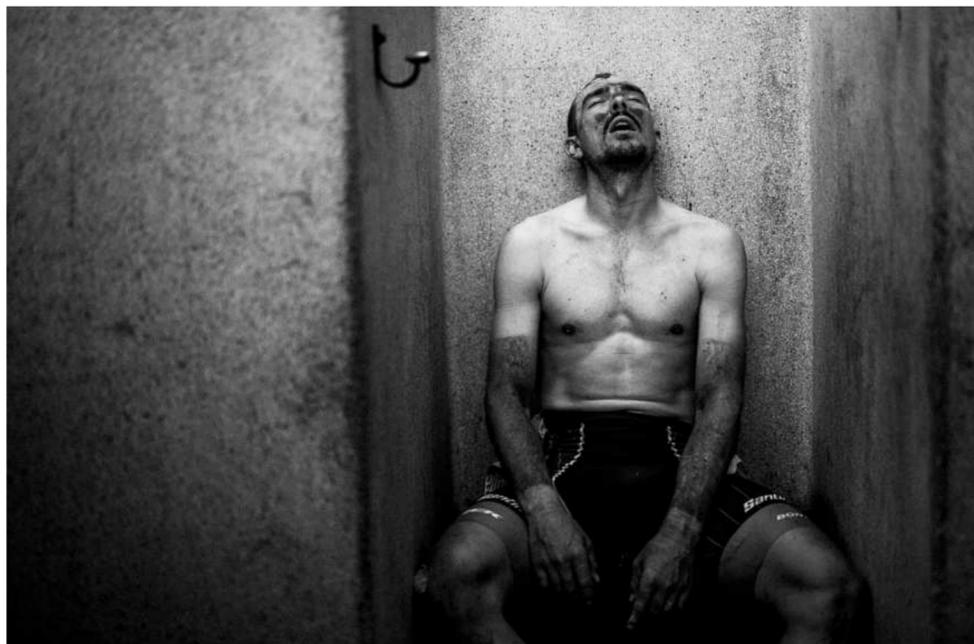


„Als er die Ziellinie überquerte, fiel er zu Boden und blieb – wie tot – auf dem Rücken liegen.“: Wout van Aert bei den Strade Bianche 2018

Fotos Kristof Ramon

„Der Fahrer muss durch den Schmerz gehen“

Fotos, die von Hingabe und Leid erzählen: Die Bilder von Kristof Ramon zeigen Radprofis in ihren verletzlichsten Momenten. Ein Gespräch über die Ethik der Erschöpfung und darüber, wie er als Fotograf der Versuchung des Voyeurismus widersteht.



„Es war nichts mehr übrig.“: John Degenkolb nach Paris-Roubaix

Dritter zum letzten brutalen Anstieg in Siena. Er war am Ende seiner Kräfte, fiel vom Rad, konnte nicht mehr aufsteigen, stolperte, schaffte es schließlich weiterzufahren. Als er die Ziellinie überquerte, fiel er zu Boden und blieb – wie tot – auf dem Rücken liegen. Ich hatte im Ziel auf ihn gewartet und fotografierte ihn.

Das Foto ist sehr eindrucksvoll, aber auch verstörend.

Wout van Aert war geistig und körperlich völlig am Ende. Im Ziel von Radrennen gibt es solche Szenen, sie sind keine Seltenheit. Diese Momente sind so intensiv, weil in ihnen der Fahrer, der Mensch nichts mehr vortäuschen kann. Da ist nur noch Erschöpfung. Der Mensch ist in diesen Sekunden oder Minuten ganz auf sich selbst zurückgeworfen, so verletzlich, ehe er dann wieder zu Bewusstsein kommt und in die Realität zurückkehrt.

Es können in diesen Momenten Bilder entstehen, die zeigen, wie hart ein Rennen ist, wie groß die Hingabe eines Fahrers.

Man könnte meinen, ein Fahrer wolle in einer solchen Extremsituation nicht abgebildet werden. Offenbar ist das Gegenteil der Fall. Wout van Aert schreibt im Vorwort Ihres Buches, dass er, wenn er eines Tages im Ruhestand sei und seine Kinder fragten, wie es gewesen sei, als er Rennen fuhr, ihnen dieses Bild zeigen werde. Jeder, der es sehe, könne den Schmerz erkennen und fühlen. Das mache ihn stolz.

Manche Fahrer wurden im Lauf der Jahre zu meinen Freunden. Zu manchen habe ich engen Kontakt, zu manchen weniger. Aber eines ist bei allen gleich: Wenn sie glitten haben, sogar nach Stürzen, kom-

men sie zu mir und fragen, ob ich ein Bild davon habe. Warum? Weil sie in ihrer Karriere in Rennen und im Training durch so viele Schmerzen gegangen sind. Deshalb mögen sie diese Bilder, die von ihrer Hingabe erzählen, von ihrer Bereitschaft, auch größte Opfer zu bringen für ihren Sport. Viele Fahrer sehen diese Bilder als eine Art Ehrenabzeichen für das, was sie durchgemacht haben.

Wie würden Sie den Zustand der totalen Erschöpfung beschreiben? Warum berühren uns diese Fotos so sehr? Ich bin von diesem Zustand der Erschöpfung fasziniert, denn es ist ein sehr ehrlicher Zustand. Gewöhnlich verhält man sich anders, wenn man fotografiert wird. Man will sich als etwas darstellen. Aber im Zustand völliger Erschöpfung kann man nichts mehr vortäuschen. Einige meiner stärksten Bilder entstanden in solchen

Momenten. So auch eines meiner absoluten Lieblingsbilder: John Degenkolb in den Duschen nach Paris-Roubaix. Es war vielleicht 15 Minuten nach seinem Zieleinlauf, aber er war immer noch so erschöpft, immer noch so schmutzig, er saß nur da, hatte alles gegeben, es war nichts mehr übrig. Es hätten hunderte Leute da sein können, die ihn anschreien, das wäre nicht mehr in sein Gehirn gedrungen, die Erschöpfung hätte es herausgefiltert. Er musste diese Minuten des Schmerzes und der Erleichterung allein durchstehen, um wieder in ein normales Leben zurückzufinden. Diese Momente sind so stark, weil sie wahrhaftig sind. Das zieht mich in ihren Bann, und ich schätze, das geht vielen anderen genauso.

Wie begegnen Sie der Versuchung oder dem Vorwurf, mit Ihren Fotos Voyeurismus zu bedienen?

Ich habe mit dieser Frage oft gekämpft, besonders zu Beginn meiner Karriere. Ich wollte keine verunglückten Fahrer fotografieren, weil sie sich in einer extrem verletzlichen Position befinden und ich niemand sein will, der dies opportunistisch einem großen Publikum vorführt. Aber dann war da dieses Interesse der Fahrer an ebendiesen Bildern. Ich erinnere mich lebhaft daran, wie ich nach einem Sturz abends von einem Fahrer eine Nachricht bekam mit der Frage, ob ich beim Unfall dabei war, ob ich Bilder hätte. Stürze sind ein Teil des Radsports, und wenn die Folgen nicht allzu schlimm sind, ist es für die Fahrer in Ordnung, diese Bilder zu teilen. Seither fotografiere ich, wenn ein Fahrer nach einem Sturz relativ okay ist. Wenn unklar ist, wie schlimm ein Sturz ist, fotografiere ich wahrscheinlich trotzdem, veröffentliche das Bild aber erst, wenn ich absolut sicher bin, dass es dem Fahrer gut geht.

Als der Schweizer Gino Mäder im vergangenen Jahr bei der Tour de Suisse auf einer Abfahrt stürzte und starb, waren Sie an der Unglücksstelle. Wie haben Sie reagiert?

Am Anfang war ich mir nicht sicher, was passiert ist. Ich machte ein paar Bilder, weil ich ein Rad auf der anderen Seite des Tals sah und die Panik in den Augen der anderen. Als klar war, wie furchtbar der Unfall war, legte ich die Kamera weg und half, den Verkehr zu regeln. Bei weniger schweren Stürzen versuche ich Distanz zu wahren, indem ich nicht auf den Verletzten zoomte, sondern herauszoomte, um abzubilden, was drum herum passiert. Vor ein paar Jahren, 2017, stürzte Jan Bakelants, ein belgischer Profi, bei der Lombardei-Rundfahrt in eine Schlucht. Es sah sehr schlimm aus, und ich beschloss, keine Bilder zu machen. Als ich wegging, sah ich Bakelants' Rad in einem Baum hängen, drei Meter über dem Boden. Es war surreal. Dieses Rennrad habe ich fotografiert. Ohne den Unfall selbst zu zeigen, den schwer verletzten Fahrer, konnte dieses Bild dem Betrachter eine Vorstellung davon geben, wie brutal dieser Sturz gewesen sein muss.

Kann man Leiden als Teil der Tradition des Radsports verstehen? Die Rennen waren in ihren Anfängen ja ein brutaler Arbeitersport.

Als Radfahren vor mehr als einem Jahrhundert zum Sport wurde, waren viele der Fahrer Bauern aus West- und Ostflandern, die in bitterer Armut lebten. Der Radsport bot ihnen die Möglichkeit, viel mehr Geld zu verdienen als bei der Arbeit auf dem Feld, die noch härter war. Wenn sie ein Rennen gewannen, war das Preisgeld höher als der Lohn für wochenlange Arbeit. So entstand der Archetyp des „Flandrien“, des hart arbeitenden, unbeugsamen Rennfahrers, der, was immer es kostet, weiterfährt, egal bei welchem Wetter, egal auf welchen Straßen, egal mit welchen Schmerzen. Diese Leidensethik ist Teil des Radsports und seiner Tradition.

Ist Straßenradsport der härteste Sport?

Ja, das ist er in meinen Augen. Natürlich gibt es viele Sportarten, bei denen Schmerz und Leiden eine wichtige Rolle spielen. Viele Ausdauersportarten zählen dazu, Triathlon besonders. Aber es gibt einen großen Unterschied zwischen all diesen Disziplinen und dem Straßenradsport: Rennfahrer leiden an einem Tag extrem und tun es am nächsten Tag wieder und wieder und wieder. Eine Grand Tour – Giro d'Italia, Tour de France, Vuelta a España – hat 21 Etappen und nur zwei Ruhetage. Ich kenne keine andere Sportart mit einer derartigen zeitlichen Belastung.

Wer ist der größte Schmerzensmann im Radsport?

Der Niederländer Mathieu van der Poel. Ich kenne ihn fast meine ganze Karriere. Er war noch sehr jung, als ich ihn zum ersten Mal sah, lange bevor er Straßenrennen fuhr. Ich sah ihn beim Cyclocross, einer Disziplin, in der er wahrscheinlich der beste Fahrer ist, den es jemals gab. Ich erinnere mich, wie er schon als sehr junger Mann von 17, 18 Jahren, als er die Ziellinie überquerte, keinen weiteren Meter mehr fahren konnte. Wir wussten, wenn er ins Ziel kommt, würde er gleich dahinter zu Boden gehen. Er hat die Fähigkeit zu leiden wie kein anderer. Deshalb ist er einer der größten Fahrer auf dem Planeten, nicht nur im Straßenradsport, auch im Cross und mit dem Mountainbike. Ja, er ist der größte Leidensmann unter den Fahrern von heute. Wout van Aert kann auch sehr tief gehen, aber Mathieu van der Poel wahrscheinlich noch ein paar Prozent tiefer.

Das Gespräch führte Michael Eder.

Silberpfeil und Biest:
Im neu aufgebauten Typ 52 steckt ein
16-Zylinder mit 520 PS.



Schnelle Spätgeburt

Sie lagen 90 Jahre im Archiv. Jetzt hat Audi die Pläne für Ferdinand Porsches Typ 52 doch noch umgesetzt. Bewegende Momente.

Von Thomas Geiger

Ein altes polnisches Sprichwort sagt: „Besser spät als gar nicht“. Dies passt bestens zum Fall des Auto Union Typ 52, der an diesem Wochenende auf dem Festival of Speed im englischen Goodwood seine Weltpremiere feiert. Und zwar erst 90 Jahre nachdem die Idee geboren wurde. Wie konnte das passieren?

Es sind die wilden 1930er, als die Auto Union mit ihren von einem gewissen Ferdinand Porsche und seinem Konstruktionsbüro „Hochleistung Motoren“ entwickelten Silberpfeilen vom Typ A bis zum Typ D im noch jungen Grand-Prix-Zirkus ganz vorne mitfahren. 25 siegreiche Rennen gehen auf Konten von Fahrern wie Tazio Nuvolari, Bernd Rosemeyer und Hans Stuck. Aus ihnen werden wahre Helden, während der findige Ferdinand ein Geschäft wittert und die Siege gewinnbringend nutzen möchte. Getreu des auch heute noch gängigen Mottos „Win on Sunday, sell on Monday“ hat er zum Typ A eine Straßenversion erdacht, die in Kundenhand gelangen und so den Rennzirkus refinanzieren sollte.

Der „Schnellsportwagen“ hätte das Zeug zum ersten Vertreter jener Gattung gehabt, die man heute gerne Hypercar nennt, weil Supersportwagen zu gewöhnlich klingt. Denn 200 PS aus 16 Zylindern und eine Höchstgeschwindigkeit von 200 km/h waren damals ebenso unerreichbar wie der Sprintwert von 8,5 Sekunden. Zum Vergleich: Der 180 PS starke Mercedes 540K, gemeinhin gefeiert als der Supertrumpf in den Autoquartetten der 1930er, kam auf 170 km/h und brauchte für den Sprint fast doppelt so lange. Dumm nur für die Auto Union: Der Wegbereiter für Autos wie den Bugatti Veyron, den Porsche Carrera GT und natürlich den Audi R8 blieb eine Vision. Bei der Audi Tradition weiß keiner so recht, wann und warum die Idee versendet ist, blieben von ihr auch nicht viel mehr übrig als ein paar Skizzen und theoretische Machbarkeitsstudien.

Hätte, wäre, könnte, sollte... Zwar war der Typ 52 kein mystisches Geheimnis, zumal es auf Basis der alten Porsche-Skizzen sogar mal ein paar Spielzeug-

autos gegeben hat. Doch so recht beantwortet war die „Was wäre, wenn“-Frage damit nicht. Bis zu dem Zeitpunkt, als Audi im Höhenflug von 13 LeMans-Siegen in 17 Jahren es tatsächlich wissen und den Konjunktiv ein für alle Mal ausmustern wollte. Beim englischen Oldtimer-Spezialisten Crosthwaite and Gardner, der für die Bayern auch die Silberpfeile am Fliegen hält, haben sie deshalb einen Neubau in Auftrag gegeben. Nach alten Plänen, mit alten Materialien und alten Methoden. Zehn Jahre, viele tausend Stunden Handarbeit und einen niedrigen siebenstelligen Betrag später ist das besondere Projekt endlich fertig. Der Typ 52 kann fast ein Jahrhundert nach seiner Konstruktion als fabrikaner Oldtimer zur Jungfernfahrt aufbrechen kann.

Das ist eine lange Zeit. Doch musste Audi zwischenzeitlich sparen, erst recht nach dem Ausstieg aus dem Langstreckensport. Außerdem haben sie mangels konkreter Skizzen immer wieder neu entscheiden müssen, wie das Auto wirklich aussehen soll, welche Scheinwerfer er bekommt, wo die Lüftungsschlitze Platz finden, wie die riesigen Uhren im Cockpit zu verteilen sind oder wie viel Rennwagen und wie viel Luxusliner im Fahrzeug steckt. „Das war ein Prozess der langsamen Annäherung und viel Try and Error“, erinnert sich Timo Witt, der den historischen Fuhrpark der Bayern verantwortet. „Denn es gab keine Pläne und niemanden, den wir hätten fragen können.“ Also haben sie sich immer wieder zurückversetzt in jene Zeit und Entscheidungen nach Bauchgefühl getroffen.

Nach 90 Jahren kam es auf ein paar Jahre mehr oder weniger auch nicht an. Außerdem ist das



Die Fahrgastzelle bietet Platz für drei, mittig sitzt der Fahrer (oben). Schön nachhaltig: Die Alukarosserie spannt sich über einen Rahmen aus Holz (unten).
Fotos Hersteller



jetzt alles Schnee, oder in diesem Fall eher Feilstaub und Sägemehl von gestern. Mit kurzem Bug, endlos langem Heck und einer stromlinienförmigen Silhouette, wie aus dem Lehrbuch, strahlt die in seidenmatt Silber lackierte Alukarosserie über dem Holzrahmen jetzt in der Sonne.

Ein Tritt aufs Gaspedal macht Schluss mit all der Grübeleien. Gestern war gestern, jetzt geht's ins Hier und Heute. Gefahren hat den Wagen außer den Entwicklern in England, Rennfahrer Stuck Junior und Audi-Silberpfeil-Mechaniker Thomas Bauch noch niemand. Und weil die Mienen der Macher ziemlich eisig werden, wenn die Frage nach dem Schlüssel aufkommt, bleiben nur die Polster links oder rechts des Fahrers, der mittig sitzt wie in einem Silberpfeil für die Rennstrecke. Aber vielleicht ist das auch ganz gut so. Selbst der nicht übermäßig große Mechaniker passt kaum hinter das Lenkrad, das groß ist wie das Ruder eines Dampfers. Zudem sortiert er die Füße mühsam über den kleinen Pedalen, während er in der Kniekehle des Sozias nach dem Schaltknäuf greift. Luxus stellt man sich heute irgendwie anders vor.

Aber man muss Prioritäten setzen. Und erste Priorität hat hier der mächtige Motor, der wie bei den Silberpfeilen hinter dem Fahrer montiert ist. Genau wie bei den Dienstwagen der Herren Nuvolari, Rosemeyer oder Stuck ist das ein 16-Zylinder-Kompressor, der zusammen mit dem Tank und zwei Ersatzrädern den gesamten Platz im Heck des 5,45 Meter langen Sonderlings beansprucht. Das Triebwerk ist das einzige Bauteil, bei dem Audi die wenigen originalen Pläne wesentlich über den Haufen

geworfen hat. Denn Porsche hatte für den Schnellsportwagen zum Schutz für Leib und Leben der Kunden mit einem abgespeckten Typ8-Motor von 4,4 Litern und etwa 200 PS geplant. Doch jetzt tobt im Nacken der Insassen das gleiche Kraftwerk wie in den Rennwagen von Typ C und D. Weil es praktischer ist und billiger, alle Oldtimer einer Ära mit dem gleichen Antrieb auszurüsten und entsprechend flexibel die wenigen Ersatzteile nutzen zu können.

Nichts ist besser als Leistung. Außer mehr Leistung. Porsche hätte sicher nicht widersprochen. Deshalb stehen jetzt sechs Liter Hubraum und 520 PS im Fahrzeugschein. Selbst der Mechaniker legt die Ohren an, wenn er Gas gibt und die riesige Nadel im mittig montierten Drehzahlmesser zu steigen beginnt. 60, 80, 120 sind sie schon gefahren, kurz sogar mal 200. „Und da ist noch viel Luft nach oben“, sagt er respektvoll. Die auszukosten, traut sich aber aktuell noch keiner. Das Fahren in ihm ist nicht ganz ungefährlich, sehr schmal sind die Räder. Wohl wäre es auch unverzeihlich, 90 Jahre Wartezeit binnen Sekunden zu zerstören.

Fuhrparkchef Witt kann es kaum erwarten, den Typ52 möglichst oft einzusetzen und so den begehrten Fans der Auto Union endlich eine Antwort auf die „Was wäre, wenn“-Frage zu geben. Aber während er noch über einen Fahrplan für seinen fabrikaner Oldtimer sinniert, träumt er schon von weiteren Lückenschlüssen. Ein paar Ideen hat Witt schon noch, selbst wenn es keine ganz so spektakulären Karteileichen mehr in der Sammlung gibt. Zumindest keine, von denen er schon etwas wüsste.

Doch jetzt sind erst mal die Neuwagen-Kollegen gefragt. Nachdem gerade die Modelle R8 und TT ausgelaufen sind, herrscht bei den Bayern akuter Sportwagenmangel. Von Supersportwagen oder Hypercars ganz zu schweigen. Der Typ 52 könnte da durchaus als Vorbild dienen. Schließlich hat Bugatti, zwar nicht mehr im Konzern, aber doch noch eng verbunden, für den neuen Tourbillon gerade einen neuen V16 gebaut. Da könnte sich doch mal einer fragen: Was wäre, wenn...?

SCHLUSSLICHT



VON GESTERN FÜR MORGEN

VON MICHAEL SPEHR

haben Sie den Eindruck, dass Ihnen immer mehr aus der Hand gleitet? Drohen Verlustängste, weil Liebgewonnenes aus Ihrer Umgebung verschwindet? In der Welt der Technik müssen Sie gerade jetzt besonders tapfer sein. Vieles aus der vertrauten Welt des Digitalen geht uns verloren. Etwa die optischen Datenträger wie DVD und Blu-ray. Sony will die Produktion für Endkunden einstellen. Ein herber Verlust für Film-Fans, die jahrelang ihre eigenen Aufnahmen auf die Silberscheiben brannten. Das war vor 20 Jahren sensationell, weil die alten Videorekorder mit Bandkassetten endlich obsolet wurden. Die gute Nachricht jedoch: Bespielte Blu-ray mit Filmen sind davon zunächst nicht betroffen.

„Seit Mutti gestorben ist, hat niemand mehr angerufen“, sagte unlängst eine Bekannte, als das Thema auf die Festnetztelefonie kam. Nach einer jüngsten Umfrage haben schon 30 Prozent der erwachsenen Deutschen kein stationäres Telefon im Einsatz. Wer noch eins hat, kennt meist nicht einmal die eigene Rufnummer auswendig. Nach der Telefonzelle geht uns nun also ein weiteres Kulturgut der Kommunikation verloren. Das Festnetz ist von gestern.

Und wann waren Sie das letzte Mal in Ihrer Bankfiliale und haben gar mit einem Mitarbeiter gesprochen? Bankgeschäfte werden nach einer Digitalstudie der Postbank zu 38 Prozent online über das Web-Portal erledigt und zu weiteren 36 Prozent über die Banking-App am Smartphone. Überwiegend die Älteren gehen noch in die Filialen, sofern überhaupt vorhanden.

In diesen Beispielen halten sich die Verlustängste in Grenzen. Denn die Menschen selbst haben sich fürs Streaming von Filmen entschieden, für die Telefonie mit dem Smartphone und das Online-Banking. Niemand hat uns das aufgedrängt. Das ist der natürliche Weg des technischen Fortschritts. Unerquicklich wird es, wenn Politik und Lobbyisten zum Verzicht zwingen wollen, weil sie es vermeintlich besser wissen als die Menschen, wenn Technologien verboten oder gebrandmarkt werden und der Staat dem Markt die Entscheidung abnimmt, was zu tun ist. Das wären dann keine Ängste, sondern ein realer Verlust: Der Verlust von Freiheit. Aber die Gefahr besteht zum Glück ja nicht.

SCHLAGLICHT

5
Millionen

So viele Trikots hat das Vergleichsport Check24 in Kooperation mit dem Sportartikelhersteller Puma kostenlos an Fans der Fußball-Europameisterschaft versendet. Voraussetzung war die Teilnahme an einem EM-Tippspiel.

HINWEIS DER REDAKTION

Ein Teil der in Technik & Motor besprochenen Produkte wurde der Redaktion von den Unternehmen zu Testzwecken zur Verfügung gestellt oder auf Reisen, zu denen Journalisten eingeladen wurden, präsentiert.

Steig mir aufs Dach:
Die Einfahrbahn auf
der Fiat-Fabrik in
Lingotto beeindruckt
1928 das Publikum.
Fotos Archiv Fiat



Fabelhaft In Allen Tagen

Fiat wird diese Woche 125 Jahre alt. Einst baute das Unternehmen alles vom Auto über Kühlschränke bis zu Flugzeugen, heute ist Fiat eine der Marken im Stellantis-Konzern.

Von Boris Schmidt

Diese Woche war in Lingotto eine große Party. Fiat feierte 125 Jahre im oder besser auf dem berühmten ehemaligen Werksgebäude im Turiner Vorort. Mit seiner fast einen Kilometer langen Einfahrbahn auf dem Dach ist die riesige Liegenschaft ziemlich einmalig auf der Welt. Hier fand auch am Donnerstag die große Sause statt. In den 1920er-Jahren errichtet, war die Fabrik damals nicht nur wegen der Bahn auf dem Dach das modernste Automobil-Werk der Welt. Heute ist das Gebäude nicht weniger imposant, doch seit 1982 werden dort keine Autos mehr produziert, das Werk ist verkauft, wie auch die kaum weniger imposante einstige Fiat-Unternehmenszentrale, die direkt vor dem riesigen Block steht. Geschäfte, Kinos, ein Hotel, eine Kunstgalerie (mit den Schätzen vom Agnelli-Clan) und anderes haben eine neue Heimat gefunden. Die imposante Einfahrbahn auf dem Dach kann zu Fuß besucht und umrundet werden, sie ist inzwischen begrünt, und fahren dürfen auf ihr nur noch Elektroautos mit Genehmigung. Wer in Turin weilt, sollte sich das Fiat-Ensemble nicht entgehen lassen.

Als Lingotto gebaut wurde, war Fiat noch keine 25 Jahre alt. Am 11. Juli 1899 gründeten acht gut situierte und dem Motorsport zugewandte Männer

die „Fabbrica Italiana Automobili di Torino“, kurz Fiat. Giovanni Agnelli war einer der Gründer, aber zumindest zu Beginn bei weitem nicht der wichtigste. Dass es den Herren um Sport ging, dokumentiert schon die Tatsache, dass die Fiat-Gründung im Sport- und nicht im Wirtschaftsteil der Tageszeitungen gemeldet wurde. Damals startet die neue Firma mit kleinen Werkstätten und kauft sich Lizenzen bei den Brüdern Ceirano. In der Corsa Dante mitten in Turin entstehen Ende 1899 die ersten acht Fiat. Insgesamt werden es 28 Exemplare des „4 HP“. Noch sind die kutschenähnlichen Gefährte Spielzeuge für Reiche, in ganz Italien gibt es 1899 kaum mehr als 100 Autos.

Fiat wächst schnell, schon 1900 arbeiten 120 Menschen in einer ersten Fabrik, die diesen Namen verdient. 1907 zieht man einen Block weiter, immer noch mitten in der Stadt. In diesem Gebäude ist heute das „Centro Storico“, das Fiat-Museum. Zu diesem Zeitpunkt verkauft Fiat schon mehr als 1000 Autos jährlich, es dauert aber bis 1922, bis die 10.000 geknackt werden.

Fiat war zu jenen Zeiten, wie alle Autobauer damals, ein Luxuswagenhersteller. Das wird heute gern vergessen. Viel Ruhm und Ehre brachte der Rennsport, den die Gründer ja auch im Kopf hatten. Der 1866 geborene Giovanni Agnelli, Signore Fiat, wird 1920

Präsident und bleibt es bis 1943. Agnelli war immer bedeutender geworden, weil er immer mehr Geld in das Unternehmen steckte. Der große Durchbruch kommt mit einem Lastwagen 1914 und einem Traktor für die Landwirtschaft 1919. Von Anfang an ist der Fahrzeug-Export mehr als wichtig. Erst 1930 werden erstmals mehr Fahrzeuge ins eigene Land verkauft als exportiert. Der Begriff Fahrzeuge ist wichtig, denn schnell baut Fiat nicht nur Autos. Und auch Züge und sogar Flugzeuge tragen den Namen Fiat, für kurze Zeit, um 1910 herum, werden Fahrräder produziert. Und von 1920 bis 1970 prangt auch auf Haushaltsgeräten wie Waschmaschinen oder Kühlschränken das Fiat-Logo.

In der Zwischenkriegszeit geht der Stern von Fiat richtig auf, Lingotto ist wie erwähnt das modernste Werk in Europa, mehr als 50.000 Menschen arbeiten dort, bis 1918 war die Belegschaft bedingt durch die Kriegsproduktion auf 16.000 gewachsen. In den ersten 20 Jahren baut Fiat etwas mehr als 40.000 Fahrzeuge.

Mit dem 508 Ballila von 1932 beginnt man, kleinere und mehr erschwingliche Autos zu bauen. Agnelli hatte inzwischen eine eigene Bank gegründet, um Kunden zu Krediten zu verhelfen. 1936 erscheint der erste Fiat 500, der schnell den Spitznamen Topolino (Mäuschen) bekommt. Er ist da-



Numero Uno: Der Fiat 4HP von 1899 war noch mehr oder weniger eine offene Kutsche. Er lief maximal 35 km/h.



67 Jahre später: Der Fiat 124 Spider ist heute ein beliebter Klassiker. Er wurde bis 1985 gebaut, zuletzt bei Pininfarina. Neuaufgabe im Jahr 2016



Dauerbrenner und tolle Kiste: Der Panda von 1980 steht ganz in der Tradition minimalistischer Autos wie Citroën 2 CV Ente oder Renault R4.

mals der kleinste Wagen, der in Massen produziert wird, mehr als 122.000 laufen bis 1948 von den Bändern. Der 508 Balilla war mit 112.000 Einheiten kaum weniger erfolgreich.

Im Sommer 1945 stirbt Agnelli, 21 Jahre später kommt sein Enkel, Giovanni Agnelli junior, ans Ruder. Da ist dann Fiat schon eine ganz große Nummer mit mehreren Werken im eigenen Land. Noch vor Kriegsbeginn war die Produktion in Turin abermals erweitert worden. Mirafiori ist das Stichwort. Wie Lingotto zuvor war das ein Turiner Vorort, heute ist alles zusammengewachsen. 1966 ist das Jahr, in dem Fiat erstmals mehr als eine Million Autos produziert, zwei Millionen werden es dann schon 1971.

Fiat ist in Italien ganz oben, hat zwei Drittel Marktanteil und schickt sein Produktions-Knowhow in die Welt. Polski-Fiat wurde sogar schon 1938 gegründet, nach 1945 erfolgt die Expansion auch nach Brasilien und Argentinien, das größte Politikum ist aber das Togliatti-Werk in Russland. Fiat baut die Fabrik von 1966 bis 1969, bringt die Produktion ins Laufen und gibt die Lizenz für die Autos (für den Fiat 124). Und auch in Deutschland hatte Fiat einen Produktionsstandort (siehe rechts), sogar schon vor Beginn des Zweiten Weltkriegs. 1969 kommen zudem Lancia und Ferrari in die Familie, 1971 Abarth, 1986 Alfa Romeo, 1989 engagiert man sich bei Maserati. Die Kleinwagenmarke Autobianchi existiert schon seit 1955, zunächst handelt es sich um ein Gemeinschaftsunternehmen mit dem Reifenhersteller Pirelli, später werden alle Anteile übernommen. Diese Marke liegt seit 1984 brach.

Fiat ist in den 1960er-Jahren längst in Deutschland etabliert, der kleine Fiat 500, der von 1957 an Italien motorisiert wird, so wie es bei uns der VW Käfer getan hat, ist auch hierzulande als Auto fürs kleine Geld beliebt. Bis 1973 werden 3,4 Millionen Einheiten gebaut. Kaum weniger wichtig ist aber der etwas größere Fiat 600, der zwei Jahre früher an den Start ging und ein echtes Vier-Personen-Fahrzeug war. 2,5 Millionen verkaufte Einheiten bis 1973 dokumentieren das. Er war das erste Fiat-Auto mit Heckmotor (wie der 500). Andere Wagen aus dieser Zeit, die in Erinnerung sind: der knubblige 850 Berlina, das Coupé und der Spider dazu, sowie natürlich der 124, der quasi Russland motorisierte, und der 124 Spider. Größere Modelle wie der 1500 (1959 bis 1968) oder das Mittelklasse-Modell 1300 (1961 bis 1967) blieben vor allem in Deutschland eine Randerscheinung.

In den 1970er-Jahren brechen neue Zeiten an. Die kantig-kompakte Lincosine 128 (1969 bis 1985) war der erste Fiat mit Frontantrieb, das keilgültige Coupé X 1/9 ist bis heute unvergessen. Der 1971 lancierte, ebenfalls frontgetriebene 127 mit seinem schrägen Heck revolutioniert den Kleinwagenmarkt. Er wird gleich Auto des Jahres und mehr als 5,6 Millionen mal abgesetzt. Zwölf Jahre läuft er, bis ihn der Uno ablöst, aus dem später der Punto wird.

In Deutschland eher ein Flop ist der kleine 126 als Nachfolger des 500 (1972). Er hat noch Heckantrieb und verkauft sich letztlich aber sogar besser als sein Vorgänger: bis 1987 gut 3,6 Millionen Mal. Da war dann schon längst die tolle Kiste in aller Munde, der Panda. Er kam 1980 und steht in einer Reihe mit Klassikern wie dem Renault R4 oder der Ente von Citroën, die den Auto-Minimalismus ähnlich gut wie der Panda auf den Punkt brachten. Autos aus dieser jüngeren Zeit, die elektrisieren, sind sonst noch das kleine Cabrio Barchetta (1995 bis 2005) und natürlich das nur sechs Jahre lang gebaute Fiat Coupé (1994 bis 2000). Polarisiert hat der ungewöhnlich gestylte, neue Multipla mit seinen sechs Sitzen, drei vorn, drei hinten.



Rennwagen: Der Mephistopheles Eldridge von 1923
Fotos Archiv Fiat (6), Stellantis (1)



Das Mäuschen: Der 500 Topolino wurde von 1936 bis 1948 produziert. Er war eines der ersten Autos für die Massen. Schneller als 85 km/h war er nicht.



So wichtig für Italien wie der 500: Der etwas größere 600 kam schon 1955 und half, das Land zu motorisieren. Er wurde 2,5 Millionen Mal gebaut.



Noch ein 600: Der Multipla auf Basis des Kleinwagens hatte sechs Sitze, kann so als erster Minivan gelten und ist heute unter Oldie-Fans sehr gesucht.

Ein Verkaufsschlager war er nicht. Im neuen Jahrtausend ist Fiat als Marke auch in seinem Heimatmarkt schon lange nicht mehr dominant, die Produkte sind eher beliebig, mit Alfa Romeo und Lancia verzettelt man sich, Erfolgsgaranten in dieser Zeit sind der Lieferwagen Ducato, der gern als Basis für Wohnmobile genommen wird, und die zweite Baureihe des nun viertürigen Panda. 2007 bringt dann abermals ein 500 großen Aufwind für die Marke. Der schicke Retro-Kleinwagen, der in Polen gebaut wird, ist ein Riesenerfolg, spült Fiat völlig neue Kunden in die Autohäuser. Er läuft jetzt schon länger als der 500 von 1957. Eine zweite, rein elektrische Variante auf einer anderen Plattform schreibt seit Ende 2020 die Erfolgsgeschichte fort. Beide Modelle werden jetzt parallel gebaut.

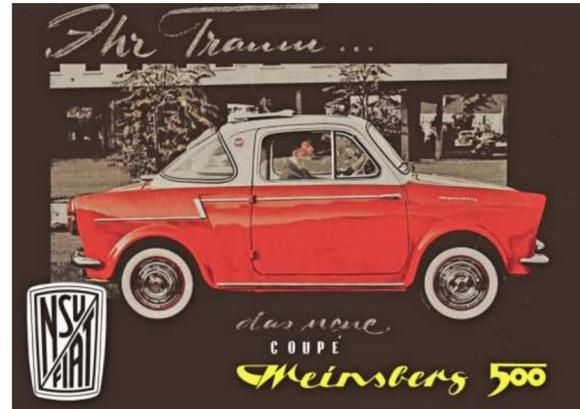
Auf der Jubiläumsfeier am Donnerstag haben die Italiener erstmals einen ganz neuen Panda der Öffentlichkeit gezeigt, der alte wird aber weiter gebaut und in Pandina umgetauft. Heute ist Fiat als Unternehmen, beziehungsweise Marke, „nur“ noch ein Teil des Stellantis-Konzerns, nachdem Fiat-Chrysler – diese Ehe wurde 2010 geschlossen – im Jahr 2021 mit PSA (Peugeot-Citroën) fusioniert hat. Fast alle anderen Aktivitäten abseits des Autos sind inzwischen längst eingestellt oder verkauft. Fiat mag global gesehen als Marke an Bedeutung verloren haben, in Italien ist man immer noch auf einem Niveau wie vielleicht bei uns VW. Erst recht in Turin. Hier leistet man sich gleich zwei Museen. Im schon erwähnten Centro Storico in der Stadt geht es nur um Fiat, hier ist auch das Unternehmensarchiv. Leider ist dieses Museum für das allgemeine Publikum zurzeit geschlossen, es soll aber im Herbst wiedereröffnet werden.

Um die Geschichte aller Fiat-Marken kümmert sich seit Kurzem der „Heritage Hub“ in Mirafiori, dass die Räumlichkeiten einer ehemaligen Getriebe-Produktion nutzt. In der luftigen Halle stehen viele Schätze der Marken Alfa Romeo, Lancia und Abarth, aber auch viele Fiat. Maserati spielt bei Stellantis eine Sonderrolle, Ferrari gehört inzwischen nicht mehr direkt dazu. Den Hub leitet der 62 Jahre alte Roberto Giolito, von ihm stammt das geniale Design des Fiat 500 von 2007. Und das eher umstrittene vom Multipla.

Die Halle ist 15.000 Quadratmeter groß und kann am Wochenende und nach Voranmeldung besucht werden. Unlängst hat sich hier der Fiat-Coupé-Club getroffen. Für Giolito ist dieses Auto völlig unterschätzt, das werde bestimmt mal ein richtiger Klassiker. Obwohl er für alle Marken zuständig ist, sieht er Fiat im Mittelpunkt, denn die Marke habe ja praktisch die italienische Autoindustrie geschaffen und damals zu Beginn des 20. Jahrhunderts wichtige Impulse gegeben. So war Vincenzo Lancia einst für Fiat Rennen gefahren, bevor er ab 1906 seine eigenen Autos baute.

Wer bei seinem Turin-Besuch nach Stippvisiten in Lingotto und den beiden Fiat-Museen noch nicht von Autos genug hat, dem bietet sich als vierte Autokultstätte noch das „Nationale Automuseum“ an. Da steht zwar nicht die vier Buchstaben dahinter, aber auch hier finden sich etliche Schätze der Fiat-Marken, die meisten gehören dem Unternehmen.

Und in Zukunft? Fiat wird sich bestimmt behaupten. Ein Fragezeichen könnte man wohl eher hinter Alfa Romeo und Lancia setzen. Letztere Marke soll wiederbelebt werden, war sie zuletzt nur noch in Italien präsent. Und die Verkaufszahlen von Alfa sind einfach nicht gut. Aber Fiat hat Geburtstag, das soll und muss gefeiert werden. Deshalb haben wir die in Deutschland geläufige, eher böswillig gemeinte Umdeutung der Abkürzung F.I.A.T. auch ins Positive gesetzt.



Was aus einem 500 werden kann. Das kleine Weinsberg-Coupé von 1959 war damals teurer als ein VW Käfer.

Foto Archiv Dieter Günther

Als Fiat vom Neckar kamen

Schon 1929 werden in Neckarsulm Fiat produziert. Bis 1973 laufen mehr als 400.000 deutsch-italienische Autos von den Bändern

Das Fiat einst in Deutschland Autos produziert hat, ist heute ein wenig in Vergessenheit geraten. Diese Fiat-Geschichte beginnt im Januar 1929, als Fiat die aufgrund der Weltwirtschaftskrise ins Straucheln geratene NSU zu Teilen übernimmt. Und das Heilbronner NSU-Werk geht ganz auf die Italiener (und die Dresdner Bank) über. Das Werk war nagelneu. Es sollte künftig als Montagestation der deutschen Fiat-Produktion dienen und ist für das Turiner Unternehmen der Einstieg als Produzent in den deutschen Markt. Doch der Start ist holprig, die generelle Krise hält an, als erster echter Fiat wird in Heilbronn der 508 Balilla montiert, im letzten Friedensjahr 1938 verkauft man auf dem deutschen Markt 7155 Fahrzeuge, davon kommen 5632 aus Heilbronn. Im gleichen Jahr werden die Karosseriewerke Weinsberg als zweiter Montagestandort übernommen. Dann kommt der Krieg, die Luftwaffe übernimmt die Werke.

Als der Schrecken und das Leid beendet sind, wagt Fiat 1947 einen Neustart. Die deutsche Zentrale wird von Berlin nach Heilbronn verlegt. 1952 wird auch wieder die Produktion aufgenommen. Speziell auf den deutschen Markt zugeschnittene Modelle sollen das Angebot aus Turin ergänzen. Motoren, Fahrwerks- und wesentliche Karosserieteile wurden von Turin ins Württembergische geliefert.

1951 werden wieder mehr als 5500 Fahrzeuge verkauft, 1952 startet erneut die Produktion. 1955 sind es dann schon 11.764 Fahrzeuge, die entstehen, getragen in erste Linie

vom Fiat 600. Dieses Modell war mit insgesamt mehr als 170.000 Einheiten größter Volumenträger in den Montagehallen am Neckar. Verkauft werden alle Autos zunächst als NSU-Fiat, der 600 trägt noch den Beinamen Jagst, ist sonst aber vollkommen baugleich. Fiat erfüllt durch dieses Modell die Wünsche einer breiten Käuferschicht mit einem Kleinwagen als echtem Vierstizer.

Fiat, die in und um Heilbronn herum gebaut wurden, waren 500, 600, 1100, 1400, 124, 125 und 128. Es gab aber auch eigenständige Modelle wie den NSU-Fiat Weinsberg 500 (Bild), der von 1959 bis 1963 läuft. Mit 3990 Mark Einstandspreis war er damals teurer als ein VW Käfer.

Als NSU beginnt, selbst wieder Autos zu bauen, gibt es Streit um den Namen, Fiat tauft die in Heilbronn gefertigten Modellen 1965 kurzerhand in Neckar um. Später belässt man es schlicht bei Fiat. Endgültig eingestellt wird die Produktion 1973, zuletzt rollen die Modelle 125 und 128 vom Band. Importierte Fiat sind längst billiger als die in Deutschland gebauten. 412.085 Fahrzeuge wurden es letztendlich, 360.000 davon nach dem Krieg. Erst 1996 wird die Deutschland-Zentrale nach Frankfurt am Main verlegt, bis 2006 bleibt Heilbronn rechtlicher Sitz von Fiat Deutschland. fbs.



Multipla II: 1998 belebt Fiat den Namen Multipla wieder. Auch er hat sechs Sitze. Mit den Formen des Minivans konnten sich nur wenige anfreunden.



Geheimtipp: Das Coupé Fiat (1994 bis 2000) ist mit Fünfzylindermotor der schnellste jemals in Serie gebaute Fiat. 250 km/h sind drin.



So geht es weiter: Anlässlich des Jubiläums hat Fiat diese Woche in Lingotto den neuen Panda präsentiert. Er kann auch elektrisch.

Studiert, approbiert, blockiert“ stand auf dem Schild einer Demonstrantin, die Ende Juni vor den Bundestag gezogen war. Unter dem Motto „Weiterbildung in Warteschleife – nicht mit uns!“ protestierte zum zweiten Mal in einem Monat ein Bündnis aus Kammern, Verbänden, Universitäten und Ausbildungsinstituten. Seit absehbar ist, dass es im Herbst wohl nicht genug Weiterbildungsplätze geben wird, ist die Stimmung offenbar düster in der Psychotherapeutenchaft.

Das Problem ist nicht neu: Bis 2020 musste jeder, der Psychotherapeut werden und über die gesetzlichen Kosten abrechnen wollte, nach seinem Studium eine mindestens dreijährige Ausbildung absolvieren. Einen Vergütungsanspruch gab es in dieser Zeit nicht. Etliche bekamen Praktikantenverträge, während sie gleichzeitig teure Supervisionen und Selbsterfahrungskurse bezahlen mussten. Viele starteten mit Schulden im fünfstelligen Bereich ins Berufsleben. Seit der Reform der Psychotherapeuten-ausbildung bieten Universitäten neue Studiengänge an. Absolventen erhalten nach dem Master und einer Prüfung ihre Approbation, mit der sie gegen Entgelt behandeln dürfen. So sollten sie über die Krankenkassen die im Anschluss noch notwendige Weiterbildung refinanzieren können. Doch die Lage hat sich kaum verbessert, denn die Einnahmen decken die Kosten nicht.

Das Bundesgesundheitsministerium spricht von einer „Mindestvergütung von monatlich 1000 Euro“, die auch den Psychotherapeuten in Ausbildung, die noch nach der alten Regelung begonnen haben, während ihrer Tätigkeit zustehen soll. Unklar ist, woher das Geld kommen soll. Weder Praxen, Kliniken noch die Ausbildungsinstitute fühlen sich in der Lage, sich finanziell zu beteiligen. „Schon jetzt würden mehr als 2000 Praxen gerne Weiterbildung anbieten. Aber noch keine einzige hat einen Psychotherapeuten in Weiterbildung eingestellt“, sagt Barbara Lubisch, die stellvertreten-

Traumberuf Therapeut?

Teure Ausbildung, ungewisse Zukunft: Wer Psychotherapeut werden will, muss viel investieren. Warum sich das lohnen kann.

Von Isa Hoffinger



Foto AKG

de Bundesvorsitzende der Deutschen Psychotherapeuten-Vereinigung. „Wir brauchen eine Änderung der Zulassungsverordnung, damit die Weiterbildungsleistungen überhaupt in Praxen erbracht werden können“, fordert Lubisch. In Kliniken ist ungewiss, wo die 1000-Euro-Regelung gelten soll und ob das brutto oder netto zu berechnen ist.

„Für die Weiterbildung in den Heilberufen hat der Bund keine Gesetzgebungskompetenz, sodass die Weiterbildungen auf der Grundlage der Heilberufe-Kammergesetze der Länder geregelt werden“, antwortet das Gesundheitsministerium auf Anfrage. Die Zahl der Therapeuten sei zudem gestiegen, von einer mangelnden Versorgung, die die Demonstranten beklagen, könne nicht

die Rede sein. Im Jahr 2011 nahmen noch 23.622 Psychotherapeuten an der Versorgung teil, derzeit seien es 39.627. Dass die Nachfrage an Therapieplätzen und die Zahl der Erkrankten exorbitant gestiegen sind, sagt das Ministerium nicht.

Larissa Wolkenstein, die therapeutische Leiterin der Hochschulambulanz an der Ludwig-Maximilians-Universität München, findet die aktuelle Situation unbefriedigend. „Wegen der unsicheren Finanzierung gibt es viele, die sich eine Ausbildung nach der alten Regelung wünschen, da sie ihnen sicherer erscheint“, sagt sie. Eine Übergangsregelung existiert. Wer vor dem 1. September 2020 sein Studium begonnen hat, darf bis zum 31. August 2022 – in Här-

tefällen bis zum 31. August 2025 – die alte Ausbildung abschließen.

Am Münchner Universitären Institut für Psychologische Psychotherapieausbildung können angehende Verhaltenstherapeuten seit September 2016 eine Ausbildung beginnen, die drei bis fünf Jahre dauert. Belastete Menschen bekommen an dem Institut eine Behandlung von angehenden Therapeuten, die nach jeder vierten Sitzung eine Supervision in Anspruch nehmen, beispielsweise von der 29-Jahre alten Mia Maria Günak. „Ich habe mich schon immer dafür interessiert, was Menschen denken“, erklärt sie ihre Motivation. Ihren Bachelor absolvierte Günak in Groningen. In London und in Leiden machte sie jeweils einen Master. Studenten rät sie, so früh

wie möglich Patienten kennenzulernen. Manche würden durch schwere Fälle abgeschreckt, anderen würde durch den Kontakt mit Schizophrenen oder Psychotikern noch klarer, dass ihr angestrebter Beruf der richtige sei.

Die Selbsterfahrung, die Außenstehende zuweilen belächeln und die teuer ist, ist wichtig. „Ich muss am Ende des Tages die Themen im Therapieraum lassen und mich auf mein eigenes Leben konzentrieren können“, sagt Larissa Wolkenstein. „Dafür muss ich wissen, mit welchen Themen ich gut umgehen kann.“ Mia Maria Günak lernt dieses Abschalten gerade. „Abends möchte ich eher schöne, leichte Dinge erleben“, sagt sie. Ihren Beruf macht sie gerne, weil sie „viel zurückbekommt“. Vertrauen zum Beispiel. „Das ist ein schönes Gefühl.“

Auch Barbara Eggers glaubt, dass sie ihren Beruf gern ausüben wird. „Das schönste Erlebnis war, als ich bei einem schwer Depressiven, der anfangs starre Gesichtszüge hatte, gesehen habe, dass er nach einer Weile eine lebhaftere Mimik hatte“, sagt sie. Eggers ist 32 Jahre alt und Bundessprecherin der Psychotherapeuten in Ausbildung des Deutschen Fachverbandes für Verhaltenstherapie. Nach einem Master in Bamberg dachte Barbara Eggers, die staatlichen Universitäten seien der „Goldstandard“ für Psychotherapeuten. „Als ich 2021 beim Verein zur Förderung der Klinischen Verhaltenstherapie in München mit meiner Ausbildung anfang, lernte ich viele Absolventen kennen. Diejenigen, die von privaten Hochschulen kommen, sind in der Regel besonders gute Therapeuten, denn sie mussten für ihren Berufswunsch viel Geld bezahlen“, sagt Eggers.

Für ihre Ausbildung bezahlt Barbara Eggers monatlich rund 400 Euro. Neben den Therapiesitzungen mit eigenen Fällen gehören 600 Stunden Theorie- und Diagnostik- und Behandlung der Störungen dazu sowie die Teilnahme an Selbsterfahrungsgruppen. Letztere ist auch erforderlich, weil der Personenkreis, der sich für diesen Beruf entschei-

det, zuweilen nicht unbedingt krisen-erprobt ist. Psychologie ist eines der begehrtesten Studienfächer. Einen Platz ergattern in der Regel Menschen, die aus eher wohlhabenden Familien mit hohem Bildungsgrad stammen. Sie haben verhältnismäßig wenige eigene Probleme, sollen sich aber in Menschen einfühlen, die oft nicht so privilegiert aufgewachsen sind. Armut etwa oder Diskriminierungserfahrungen spielen eine nicht zu unterschätzende Rolle bei der Entstehung von Depressionen. Obwohl die persönliche Eignung eine so wesentliche Rolle in dem Beruf spielt, entscheidet vor allem die Abiturnote über den Zugang.

Kathrin Hörter arbeitete nach ihrem Psychologie-Diplom acht Jahre als stellvertretende Einrichtungsleitung in einer Heilpädagogischen Tagesstätte und zusätzlich in einer Therapeutischen Wohn-gemeinschaft. „Mir fehlte irgendwann ein noch tieferes Verstehen des Menschen, darum habe ich mich nach meiner Promotion in Sozialpsychologie zur Psychologischen Psychotherapeuten und Kinder- und Jugendlichenpsychotherapeuten ausbilden lassen“, sagt sie. Fast jeder Kollege hätte vor dem Berufswunsch ein Schlüsselerslebnis gehabt, meint sie. Für Hörter war es die Lektüre von Fritz Riemanns „Grundformen der Angst“. Riemann war 1946 Mitbegründer des Instituts für psychologische Forschung und Psychotherapie in München, das 1974 in „Akademie für Psychoanalyse und Psychotherapie“ umbenannt wurde. Die Arbeit mit Jugendlichen begeistert Hörter, weil diese „größere Sprünge in der Entwicklung“ machen.

Im Vergleich mit den USA, wo Therapeuten offener mit eigenen Krisen umgehen, setzt Deutschland in der Ausbildung zu wenig auf Lebenserfahrungen oder Diversität. Ob dadurch die geeigneten Kandidaten im Beruf landen, ist fraglich. Sicher ist, dass empathische Psychotherapeuten dringend gebraucht werden. Laut Bundesarztregister war schon im Jahr 2022 fast ein Drittel der Psychotherapeuten über 60 Jahre alt.

Stellenangebote

Bundesgerichtshof

Für die verantwortungsvolle und abwechslungsreiche Tätigkeit an der Spitze einer der größten deutschen Gerichtsbibliotheken suchen wir zum nächstmöglichen Zeitpunkt eine/n

Leiterin/Leiter (w/m/d) der Bibliothek

Die Bibliothek des Bundesgerichtshofs umfasst einen Bestand von über 411.000 Medieneinheiten. Sie erwirbt Medien in gedruckter und elektronischer Form für den Bundesgerichtshof und den Generalbundesanwalt. Diese stellt sie an mehreren Standorten, in Handbibliotheken sowie online zur Verfügung. Die Bibliothek des Bundesgerichtshofs ist daneben auch für die Öffentlichkeit zugänglich.

Die vollständige Stellenausschreibung einschließlich der Beschreibung des Aufgabengebiets und des Anforderungsprofils ist auf der Internetseite des Bundesgerichtshofs unter <https://www.bundesgerichtshof.de/stellenangebote> veröffentlicht.

Haben wir Ihr Interesse geweckt? Dann richten Sie Ihre Bewerbung bitte mit vollständigen, aussagekräftigen Bewerbungsunterlagen (Anschreiben mit Lebenslauf, Zeugnisse, dienstliche Beurteilungen, Beschäftigungs- und geeignete Fortbildungsnachweise) sowie ggf. die Einverständniserklärung zur Einsichtnahme in die Personalakte bis zum **15. August 2024** an

@karriere@bgh.bund.de oder Bundesgerichtshof – Verwaltung – 76125 Karlsruhe

Wir freuen uns auf Ihre Bewerbung!

„Welch hoher Dank ist dem zu sagen, der frisch uns an das Buch gebracht, das allem Forschen, allen Klagen ein grandioses Ende macht.“

Johann Wolfgang von Goethe

IHR NAME FÜR NEUES WISSEN

Unsere Hochschulen fehlen aktuelle Bücher und Zeitschriften - und Sie können helfen! Spenden Sie gezielt für eine Universität oder Fachhochschule, der Sie sich verbunden fühlen. Über die mit Ihrer Hilfe neu beschafften Titel, in die zum Dank ein Ex Libris-Aufkleber mit Ihrem Namen eingefügt wird, werden Sie informiert.

Antwortcoupon

An: Wissen schaffen e.V., Postfach 131010, 20110 Hamburg

Name: _____

Straße: _____

PLZ/Ort: _____

Ich spende für folgende Hochschule: _____

Fachbereich: _____

Spendenkonto: **Wissen schaffen e.V. Bank f. Sozialwirtschaft IBAN 2725120510000466500**

EX LIBRIS

BOARD CONNECT

Sprinkenhof Wir bewegen Immobilien

Seit 95 Jahren steht die Sprinkenhof GmbH als zentrale gewerbliche Immobilien- und Projektentwicklungsgesellschaft der Freien und Hansestadt Hamburg für die professionelle, nach- und werthaltige Entwicklung von Eigen- und Fremddimmobilien sowie die Realisierung anspruchsvoller Bauprojekte im Stadtstaat. In ihrer Funktion als Asset-Managerin werden ca. 790 Liegenschaften mit einer Fläche von knapp 2 Mio. m² bewirtschaftet. Als leistungsstarkes Projektentwicklungsunternehmen hat die Sprinkenhof GmbH Neubau- und Sanierungsvorhaben von derzeit über 5 Mrd. Euro projektiert – mit vielfältigen Herausforderungen bezüglich der Bau- und Finanzierungskosten. Über 300 Mitarbeitende arbeiten zudem jeden Tag daran, einen wertschöpfenden Beitrag zur Stadt- und Quartierentwicklung und vor allem zur Erreichung von Hamburgs Klimazielen – Klimaneutralität 2040 – durch höchste Energieeffizienzstandards zu erreichen.

Im Rahmen einer Nachfolgeregelung sucht die Sprinkenhof GmbH eine souveräne, unternehmerisch denkende, zupackende, empathisch-integrative Führungspersönlichkeit als

Geschäftsführer/in

Ihre Aufgaben: Gemeinsam mit einem weiteren Geschäftsführer tragen Sie eine exponierte Organisationsverantwortung für eine auftragskonforme, ergebnisorientierte und wertschöpfende Geschäftstätigkeit. Sie gehen mit einer konsequent kaufmännischen Orientierung, Realismus und hohem Professionalitäts- und Ambitionsniveau im Sinne des Geschäftsauftrages der Gesellschaft ans Werk und festigen die besondere Positionierung der Sprinkenhof GmbH als kompetenter, verlässlicher, kreativer, kostenbewusster „Realisierungsträger“ der Hansestadt. Ein wichtiges Augenmerk liegt in der operativen Umsetzung sämtlicher Immobilienvorhaben von der „Phase 0 bis zur Übergabe“ unter Berücksichtigung von Qualität, Kosten, Termintreue, technischer Erfordernisse sowie rechtlicher Vorgaben. Im Zuge des schnellen Wachstums der vergangenen fünf Jahre (Verdoppelung der Bilanzsumme) sollen zudem die internen Organisations- und Prozesswelten weiter gestärkt, Effizienz und Effektivität gefördert und die Fachexpertise durch eine perspektivische Personalpolitik abgesichert werden. Sie sollen als konzeptionell und operativ starke Instanz, engagierter und innovativer Taktgeber sowie verlässliche Bezugsperson nach innen wie außen wirken. Sie vertreten die Sprinkenhof GmbH in unterschiedlichsten Gremien, sorgen für Transparenz und stellen eine vorausschauende und vertrauensvolle Stakeholder-Kommunikation sowie die besondere Nähe zu den Kunden (Senatsbehörden und ihren Arbeitsebenen) sicher.

Ihre Qualifikation: Sie können ein überzeugend abgeschlossenes technisches / ingenieurwissenschaftliches Studium sowie betriebswirtschaftliche (Weiter) Qualifikationen, idealerweise kombiniert mit immobilienwirtschaftlicher Ausrichtung, vorweisen. Gefragt ist eine fachlich versierte, energiegelade Führungspersönlichkeit mit ausgeprägter Gestaltungsmotivation, breit angelegten Steuerungs- und Umsetzungserfahrungen und einer gereiften immobilienwirtschaftlichen Gesamtqualifikation (Bau- bzw. GU / Projektgeschäft, Bau- und Vergaberecht, Technik, Asset Management). Idealerweise verknüpft mit öffentlicher Baukompetenz und Interaktion mit politischen Gremien. Sie können bereits eine Leistungsbilanz in der strategischen Weiterentwicklung eines immobilienwirtschaftlichen Unternehmens vorweisen und sind erfahren in der Reorganisation und Gestaltungsarbeit in komplexen Strukturen – mit einem konsistenten kaufmännischen Blick und gereiftem Risikogespür. Sie agieren mit klarem Fokus und haben einen Sinn für das Mögliche. Leidenschaft für das Immobilienmetier, Motivations- und Kommunikationsstärke runden Ihr Profil ab. Gesucht wird eine charakterstarke, integre, zuverlässig-verbindliche, aber auch ziel- und sozial geschmeidige Management-Persönlichkeit von höchstem Niveau. Sie bringen Offenheit zum Diskurs mit und haben Lust sowie eine ausgeprägte intrinsische Motivation, eine „Stadt zu bauen“.

Die Hansestadt Hamburg fördert aktiv die Gleichstellung von Menschen unterschiedlichen Geschlechts, daher freuen wir uns ganz besonders über Bewerberinnen. Bei gleicher Qualifikation werden Bewerbungen geeigneter schwerbehinderter Menschen sowie Gleichgestellter im Sinne des § 2 Abs. 3 SGB XI bevorzugt berücksichtigt.

Für weitere Fragen und Auskünfte zur Position und zur Ausschreibung stehen Ihnen **Herr Dr. Tiemo Kracht**, Geschäftsführer / Inhaber, und **Frau Heike Johannes**, Senior Client Partner, unter der Telefonnummer 040-2285797-40 zur Verfügung. Wenn Sie diese exponierte Führungsaufgabe reizt, senden Sie bitte Ihre gehaltvolle **Bewerbung bis 11. August 2024** an katrin.prußnat@boardconnect.gmbh

BOARD CONNECT

BOARD CONNECT GmbH
Executive Search - Management Assessment - Board Advisory
Große Theaterstraße 35 - 20354 Hamburg
www.boardconnect.gmbh

Stellengesuche

Jüngere versierte Schreibkraft (gelernte Rechtsanwaltsfachangestellte bzw. Notarangestellte) erledigt schnell und zuverlässig Ihre Schreibarbeiten im **Home Office**. ☎015140457967 ✉e.r.18397@gmail.com

Schreiben Sie mit Ihrem Unternehmen Geschichte(n).

Ihr Corporate Book bei Frankfurter Allgemeine Buch.

Was immer Sie über Ihr Unternehmen erzählen möchten: Frankfurter Allgemeine Buch begleitet Sie auf dem Weg zu Ihrem Corporate Book. Als Buchverlag der Frankfurter Allgemeinen Zeitung unterstützen wir Sie im gesamten Produktionsprozess: von der Konzeption über die Redaktion und Gestaltung bis hin zu Vermarktung und Vertrieb im Buchhandel.

Mit uns geben Sie klugen Gedanken das passende Format: fazbuch.de/corporate

Finden Sie die richtigen Mitarbeiter

Mit dem Stellenmarkt der F.A.Z. in Print und Digital.

Jetzt Anzeige schalten auf anzeigenannahme.faz.net

Streng geschützt und bewacht: Nashörner in Namibia
Foto Katharina Moser

Er hat die makellose Tarnuniform über den Springerstiefeln zurechtgerückt, die Radiogeräte auf die richtige Frequenz eingestellt und die halbautomatische Waffe lässig ins Halfter geschoben. Für Marcus Jacobs kann es losgehen an diesem sommerlichen Morgen im südlichen Afrika. Was klingt wie der Beginn einer Militäroperation, ist Alltag einer zukunftssträchtigen Mission: der Schutz bedrohter Wildtiere vor Wilderern. Jacobs ist der Geschäftsführer von Namibia Wildlife Protection (NWP), einer führenden privaten Sicherheitsfirma im südlichen Afrika, die Nashörner und Elefanten schützen will. Es zeigt, in welche Richtung sich Naturschutz in Afrika entwickelt hat: zu militärisch fundierter, oft von privaten Anbietern durchgeführter Rangerarbeit.

„Ohne Waffen können wir unsere wertvollen Spezies nicht mehr schützen. Jeder von uns wünscht sich eine Welt, in der das nicht nötig wäre, aber die Realität sieht anders aus“, sagt Jacobs. Er arbeitet seit 2015 in Anti-Wilderei-Einheiten und seit drei Jahren bei NWP. Die Firma wurde 2017 von Salmon Vermaak gegründet, der zuvor in Spezialeinheiten der namibischen Polizei und im privaten Sicherheitssektor tätig war. Für ihn ist der Schutz von Nashörnern und Elefanten eine Herzenssache – und ein Wirtschaftsfaktor. „Es besteht wachsende Nachfrage nach Anti-Wilderei-Einheiten in der namibischen Farmindustrie und ein massiver Markt für Anti-Wilderei-Dienstleistungen“, sagt Vermaak. Er beschäftigt mehr als 200 Ranger auf 700.000 Hektar privatem Farmland. „Viele Farmen haben ihre eigenen internen Anti-Wilderei-Einheiten, aber das ist nicht tragfähig. Denn dadurch haben die Ranger Umgang mit anderen Farm- und Lodge-Arbeitern, was die Operational Security einschränkt“, so Vermaak. „Die Anti-Wilderei-Arbeit outsource ist sicherer und effektiver.“

Seine Ranger sind mit halbautomatischen Waffen bewaffnet – ein Trend der Militarisierung im Naturschutz, der sich auf dem gesamten afrikanischen Kontinent fortsetzt. Es gibt laut Vermaak drei Arten von Wilderern: diejenigen, die Fleisch für den Eigenverzehr beschaffen, und die, die Profit aus dessen lokalem Weiterverkauf schlagen. „Problematisch ist die dritte Art von Wilderern: die, die in Syndikaten wildern und Wildtierprodukte gefährdeter Arten international über ausgeklügelte Routen schmuggeln. Sie sind bestens ausgestattet und jederzeit bereit, über Leichen zu gehen. Niemand würde ich meine Ranger unbewaffnet in den Busch schicken, um gegen solche Wilderer vorzugehen“, sagt Vermaak.

Die Waffe diene der Abschreckung, im Ernstfall für einen Warnschuss – und wenn das nicht wirke auch für nicht-tödliche Zielschüsse. Während es des Öfteren Hinterhalte und Schusswechsel gebe, komme es nur in Ausnahmefällen zu Todesfällen: Zwei oder drei Wilderer hätten seine Ranger in den vergangenen acht Jahren getötet, so Vermaak. Acht Wilderer hätten sie festgenommen und der Polizei übergeben – bei immerhin nur vier gewilderten Nashörnern. Die Rechtslage in Namibia ist klar: „Der Criminal Procedure Act, laut dem wir Privatpersonen sind, erlaubt uns, jemanden zu verhaften, der in unserer Gegenwart ein Verbrechen begeht oder wenn es Grund gibt zu glauben, dass er ein Verbrechen begangen hat“, erklärt Vermaak. „Das Gesetz legt auch fest, dass, wenn die Person sich der Verhaftung widersetzt, man angemessene Gewalt anwenden darf. Das ist alles, was wir brauchen. Wir müssen den Wilderer dann so schnell wie möglich der Polizei übergeben.“

NWP mag sich um eine Balance zwischen achtsamer Prävention und klaren Signalen gegen Wilderer bemühen. Anderenorts haben solche Entwicklungen aber problematische Ausmaße angenommen. „Grüne Militarisierung bedeutet die Anwendung militärischer Techniken und militärischen Trainings sowie die direkte Verwendung des Militärs oder pri-



Ohne Waffen geht es nicht

In Afrika eskaliert der Konflikt zwischen Wilderern und Rangern. Zu Besuch bei Nashornschützern.

Von Katharina Moser, Windhoek



Marcus Jacobs, Geschäftsführer von NWP (rechts), im Gespräch mit zwei Rangern auf einer Farm in Namibia. Foto Katharina Moser

vater Militärunternehmen im Naturschutz“, erklärt Rosaleen Duffy, Professorin für Politik und Internationale Beziehungen an der Universität von Sheffield und ehemals Forschungsleiterin des Biosec-Instituts, das sich bis 2020 mit der Beziehung zwischen Sicherheit und Wildtierverbrechen auseinandersetzte. Wo zuvor Behördenpräsenz und Patrouillen einen gewissen Schutz wertvoller Tiere gewährleisten konnten, ist heute nicht nur jeder Wilderer, sondern sind auch die meisten Ranger bewaffnet. „Mehr noch bedeutet das eine grundlegende Veränderung im Verständnis von Naturschutz. Als versteckte Folge schafft es ein Mindset, das Ranger gegen lokale Gemeinden ausspielt, weil Menschen in den Schutzgebieten zu möglichen Verdächtigen oder Feinden werden“, sagt Duffy. „Seit Jahren werden Millionen in die Militarisierung der Ranger gepumpt, trotzdem wächst Wilderei weiter. Das erlaubt die Frage, ob es nicht sinnvoller wäre, in andere Naturschutzmodelle zu investieren, wie in die Einbeziehung und Beschäftigung lokaler Gemeinden.“

Sie hat Verständnis für das Argument vieler Ranger, dass angesichts der wachsenden Ausstattung und Risikobereitschaft der Wilderer die Nutzung von

Waffen unvermeidlich sei. „Das trifft in einigen Situationen zu. Auf der anderen Seite führt es, wie zum Beispiel im südafrikanischen Kruger-Nationalpark, zu einer Eskalation der Gewaltbereitschaft, die sich immer weiter hochschauelt und das Vertrauen der lokalen Gemeinden in die Behörden zerrüttet.“ Militarisierung, findet Duffy, bekämpfe die strukturellen Gründe nicht, deretwegen Wilderei überhaupt zunehme: massive Armut seitens der Wilderer und große Nachfrage seitens der Endkunden.

Bei der Militarisierung muss man zwischen den Akteuren unterscheiden, die sie betreiben – ob Staat oder Privatfirmen. Es gebe Argumente dafür, dass der Staat durch sein Gewaltmonopol am ehesten ein Recht zum militarisierten Naturschutz hat. „Ich stimme dem nicht zu, da die Regierungen in einigen afrikanischen Staaten bereits als feindliche Akteure wahrgenommen werden, die sich nicht um die Bevölkerung scheren“, sagt Duffy. „Gleichsam gibt es bei Privatfirmen Probleme der Aufsicht und Rechenschaftspflicht. Es wird nicht genug reguliert.“

Die Militarisierung der Anti-Wilderei-Arbeit sei kontextabhängig, sagt Fergus O’Leary Simpson, der für das Institut für Entwicklungspolitik der Universität

Antwerpen in der Demokratischen Republik Kongo, kurz DRK, zu Verflechtungen zwischen Umweltschutz, Konflikten um natürliche Ressourcen und bewaffneter Mobilisierung forsch. Im Osten der DRK, wo in Nationalparks zahlreiche bewaffnete Gruppen miteinander und mit dem Staat im Konflikt stehen, sei der Kontext der Militarisierung ein anderer als im südlichen Afrika. Laut Simpson betone die bestehende Forschung zur Militarisierung richtigerweise die soziale Ungerechtigkeit, die bewaffnete Anti-Wilderei-Arbeit oft mit sich bringe. „Aber gerade in Kontexten wie der DRK ist es komplexer als das. Staatliche Ranger sind nicht der einzige bewaffnete Akteur, sondern einer von vielen. Indem sie Gewalt anwenden, spielen sie nur nach den Regeln.“ Gewalt werde nicht in einen gewaltfreien Kontext eingeführt. „Der Kontext ist bereits zutiefst gewaltvoll.“

Anders als Duffy sieht er das Verhältnis zwischen Rangern und lokalen Gemeinden deutlich komplizierter. „Die Beziehungen zwischen Rangern und Communities sind sehr heterogen. In der DRK habe ich mit Leuten gesprochen, die Gewalt durch Ranger erfahren haben und ihnen gegenüber sehr kritisch sind. Aber die Ranger leben selbst in den Gemeinden, interagieren mit ihnen. Daher gibt es auch Leute, die ihnen positiv gegenüberstehen“, sagt Simpson. „Die binäre Einteilung in der Forschungsliteratur, die Ranger als repressive Akteure gegen die lokale Bevölkerung darstellt, ist nur teils wahr. Wir müssen die komplexe Positionierung der Ranger in lokalen Gesellschaften verstehen, nicht einfach nur die Narrative von Unterdrücker und Opfer weiterspinnen.“

Auch Jacobs von NWP bleibt trotz des friedvollen soziopolitischen Kontexts in Namibia von der Bewaffnung überzeugt. Der Kampf gegen Wilderer – er nennt ihn einen „Krieg“ – sei ein Teufelskreis: „Das Problem ist, dass wir nur gegen den kleinen Mann vorgehen können, der sich mit einer Waffe dem Nashorn nähert, nicht aber gegen das Syndikat dahinter. Wenn wir einen Wilderer festnehmen, nimmt Minuten später ein neuer seine Stelle ein“, sagt Jacobs.

NWP arbeitet mit der staatlichen Blue Rhino Task Force und dem Protected Resources Unit zusammen, welche laut Vermaak „großartige Arbeit leisten“. Jacobs ist sich allerdings sicher, dass in anderen Teilen der Behörden Korruption und Bestechung Anti-Wilderei-Bemühungen im Weg stehen. „Ich habe die Erfahrung gemacht, dass Vertreter in Teilen der Polizei und des Militärs ein Auge zudrücken oder direkt an der Wilderei beteiligt sind und dass teils Soldaten der namibischen Armee selbst wildern und dafür sogar die armeeigene

Ausrüstung nutzen“, sagt Jacobs. Medien berichten immer wieder über die Verstrickung von Polizisten, Soldaten und staatliche Wildwärtner in Wilderei.

Viele Ranger sind mittlerweile zu allem bereit, um ein Nashorn zu schützen – und die Brutalität, mit der die Tiere gewildert werden, hat ihren Hass gegen die Wilderer weiter geschürt. Die Situation verschlimmert sich, da weder Wilderer noch Ranger im Zweifelsfall einen Schusswechsel scheuen.

Es ist ein gegenseitiges Wettrüsten. Simpson sieht die bewaffnete Rangerarbeit durch kommerzielle Firmen kritisch, „weil Privatfirmen gegenüber dem Bürger keine Rechenschaftspflicht ablegen. Das schafft enormen Spielraum für Menschenrechtsverletzungen.“

In Namibia erhalten private Einheiten aber auch von der Regierung Rückendeckung. „Wir ermutigen die Nutzung von Anti-Wilderer-Einheiten durch private Farmen. Die Bedrohung der Nashörner in unserem Land durch Wilderer ist wirklich besorgniserregend“, sagt Romeo Muyunda, Sprecher des namibischen Umweltministeriums. „Die Situation diktiert die Art der Reaktion der Farmer. Wir haben kein Problem mit privater Anti-Wilderei-Arbeit, solange sie im Rahmen der Gesetze stattfindet.“

Eine Alternative zur Militarisierung bleibt ein gemeindebasierter Ansatz, sogenanntes „Inclusive Anti-Poaching“. Dabei gilt, lokale Gemeinden direkt in die Rangerarbeit einzubinden und wirtschaftlich zu beteiligen. Für nachhaltigen Naturschutz ist aber ein gewisser Realismus erforderlich. „Eine perfekte Lösung ist nicht in Sicht. Es muss garantiert werden, dass Mechanismen der Rechenschaftspflicht eingebaut werden, dass Rechtsverletzungen gemeldet und geahndet werden“, sagt Simpson. „Solange Konflikte um natürliche Ressourcen bewaffnet ausgetragen werden, wird auch der Naturschutz weiterhin gewisse Formen der Gewalt involvieren müssen.“

In Namibia, wo sich NWP der Komplexität des Naturschutzes auf dem afrikanischen Kontinent bewusst ist, mögen Stabilität und eine sichere Rechtslage diese Gefahren abmildern. Die Härte ihrer Arbeit und die täglichen Konfrontationen im Busch haben den Rangern aber auch die Augen geöffnet für die Brutalität auf beiden Seiten. Sie haben tote Nashörner gesehen, tote Wilderer und tote Ranger. „Bei der Wilderei habe ich gute und schlechte Nachrichten“, sagt Vermaak. „Die schlechte Nachricht: Wir verlieren den Kampf gegen Wilderei im Allgemeinen. Jeder, der etwas anderes behauptet, will der Realität nicht in die Augen sehen. Die gute Nachricht ist: Wir verlieren ihn langsam. Und mit unserer Arbeit können wir zumindest die Bremsen anlegen.“

WOCHENSCHAU

Narzisstische Greise

Übersteigertes Ego, mangelnde Empathie, tiefe Unsicherheit – narzisstische Menschen können für ihre Freunde und Familie anstrengend sein. Eine gute Nachricht liefern nun Psychologen der Universitäten Bern und Münster: Mit dem Alter werden Menschen weniger narzisstisch. Das zeigen Daten aus 51 Langzeitstudien von insgesamt 37.247 Menschen im Alter von 8 bis 77 Jahren. Die Studien begleiteten die Probanden teils über Jahrzehnte. Die meisten Studien stammten aus Europa, Kanada und den USA. Die Forscher untersuchten verschiedene Anteile von Narzissmus. Besonders die Form, die durch Arroganz und Gefühllosigkeit geprägt ist, sowie die emotionale Instabilität schwanden vom Kindes- bis zum hohen Erwachsenenalter. Das Bedürfnis nach Bewunderung nahm nur leicht ab. Allerdings bleiben interpersonelle Unterschiede bestehen, schreiben die Forscher im *Psychological Bulletin*. Menschen mit einer eher narzisstischen Persönlichkeit werden also auch im Greisenalter gegenüber anderen herausstechen. *kurv*

Uraltes Chromosom

Vor 52.000 Jahren starb ein Mammut, es wurde vor sechs Jahren im Nordosten Sibiriens aus dem Permafrost geborgen. In der Haut hinter dem Ohr des Mammuts fanden sich nicht nur winzige fossile Reste von alter DNA (aDNA), sondern längere DNA-Stränge inklusive Proteinen, auf die das Erbgut sozusagen aufgewickelt ist. Dieses sogenannte Chromatin war in einem glasartigen Zustand erstarrt. Die Forscher konnten die 28 Chromosomen des Mammuts somit dreidimensional rekonstruieren, schreiben sie in *Cell*. Die fossilen Chromosomen blieben wohl nur so gut erhalten, weil das Mammut kurz nach seinem Tod ins einer eisigen Umgebung „schockgefroren“ wurde – und nicht wie viele andere Mammuts immer mal wieder auftaute und wieder einfro, wodurch Chromatin zerstört wird. In der Rekonstruktion wurden auch Schleifen im Chromatin sichtbar. Sie zeigen, welche Gene gerade durch Transkriptionsfaktoren abgelesen wurden – und welche nicht. Das ist eine neue Dimension für aDNA-Experten, erklären die Forscher: Sie könnten nun ein Mammutchromosom in Aktion sehen. *pb*

Urin im Rucksack

Astronauten auf Raumspaziergang müssen künftig keinen Durst mehr leiden, und Windeln brauchen sie auch nicht mehr. Inspiriert von den „Dune“-Romanen und -Filmen haben Ingenieure der Cornell University in den USA einen Weltraumanzug entwickelt, der den Urin der Träger aufbereitet. Ein Silikonbehälter fängt den Urin auf, der dann in einen Rucksack gepumpt wird. Dort befindet sich eine Reinigungseinheit, die aus dem Urin Trinkwasser erzeugt. Das System kann in fünf Minuten 500 Milliliter Urin auffangen und aufbereiten, schreiben die Forscher im Fachmagazin *Frontiers in Space Technology*. *zbi*

Mittelgewicht

Schwarze Löcher traten bislang in zwei Gewichtsklassen auf: als stellare schwarze Löcher mit 5 bis 150 Sonnenmassen und als supermassive mit 100.000 bis mehreren Milliarden Sonnenmassen. Erstere entstehen durch den Kollaps sehr massereicher Sterne, Letztere finden sich in den Zentren so ziemlich aller Galaxien. Dazwischen schien es rätselhafterweise nichts zu geben. Das ändert eine jetzt in *Nature* veröffentlichte Beobachtung von sieben Sternen im Zentrum des 16.000 Lichtjahre entfernten Kugelsternhaufens ω Centauri. Weniger als ein viertel Lichtjahr vom exakten Mittelpunkt des Sternhaufens entfernt rasen sie dort mit so hohen Geschwindigkeiten durchs All, wie sie nur im Orbit um ein extrem kompaktes Objekt erreicht werden können, von dem selbst freilich nichts zu sehen ist und das nur ein Schwarzes Loch sein kann. Das Entdeckerteam um Maximilian Häberle vom Max-Planck-Institut für Astronomie in Heidelberg leitet aus den Sternbewegungen eine Masse von 8200 Sonnenmassen ab. *UvR*

Was ist mit diesem Sommer los?

Ein Gewitter jagt das nächste, auf strahlende Sonne folgen Starkregen und Hagel. Woran das liegt, fragen sich auch Meteorologen.

Von *Andreas Frey*

Es ist zu kühl, es ist zu düster und vor allem: irre nass. Am Himmel bauen sich dunkle Unwetterwolken auf. Ohne einen Blick auf das Radar wird man sich kaum je nach draußen. Ein Ende ist nicht in Sicht, und das Motzen über den deutschen Sommer wird lauter.

Auch in dieser Woche gilt: Nach dem Starkregen ist vor dem Starkregen. Es blitzt und hagelt und schüttet im ganzen Land. Am Freitag ist ein weiteres Unwettertieft durchs Bundesgebiet gezogen. In den Alpen haben Muren und Starkregen zuletzt ganze Täler verwüstet und Straßen verschüttet. Mehrere Menschen starben. Die Schnsucht nach einem stabilen Hoch wächst mit jeder Unwetterfront. Und viele fragen sich: Schüttet es häufiger und heftiger als früher? Oder sind wir den vielen Regen im Sommer einfach nicht mehr gewohnt?

Antworten zu finden ist schwierig – Starkregen ist ein seltenes und kleinräumiges Phänomen. Außerdem stehen sich im Sommer zwei Wirklichkeiten gegenüber: die gefühlte und die tatsächliche. Für letztere ist Erich Fischer von der ETH Zürich zuständig. Seit Jahren versucht der Klimaforscher, immer besser zu verstehen, warum der Himmel von Zeit zu Zeit alle Schleusen öffnet und die Menschen am Boden tyrannisiert. Vor allem forscht er daran, wie genau der Klimawandel Extremniederschläge verändert und welche Wassermassen in einer wärmeren Welt auf die Erde niederschlagen werden. Seine Erkenntnisse fasst er in Fachbüchern zusammen. Regelmäßig spricht er mit Journalisten über das Phänomen – sachlich, seriös, unaufgeregt. So wie das Forscher eben tun.

Anfang Juli änderte sich das. Plötzlich war Starkregen für ihn kein Phänomen mehr, das er mithilfe von statistischen Methoden und Modellergebnissen betrachten konnte. Es wurde persönlich. Eine Schwergewitterlage hatte tags zuvor in seiner Heimat im Wallis gewütet, mehrere Muren losgerissen und Täler verwüstet. Schwer getroffen wurde dabei auch das Simplongebiet, die Heimat seiner Mutter, erzählt er. Die Muren zerstörten Häuser, Straßen und Weideland. Zwei Menschen sind dabei gestorben. Im Tessin und in Graubünden sieht es ähnlich aus: Mehrere Muren sind niedergegangen, eine Autobahn wurde unterspült und fortgerissen. Es gab vier Tote. Erich Fischer, der sich sein Forscherleben lang mit intensivem Starkregen beschäftigt hatte, wurde in seiner Heimat erstmals richtig bewusst, was dieser anrichten kann.

In den vergangenen beiden Jahren, sagt Fischer, sei es im Wallis unglücklich trocken gewesen. Viele Seen trockneten aus, Quellen versiegten, Schafe und Kühe mussten wegen Wassermangel vorzeitig von den Almen heruntergeholt werden. Die Menschen wünschten sich Regen. Und jetzt? Hört es nicht mehr auf zu schütten. Dieser schnelle Wechsel von Trockenheit und Starkregen passt perfekt zu den Erwartungen im Klimawandel, sagt Fischer. Ist es heiß und trocken, steigt die Verdunstung, den Böden wird schneller Wasser entzogen, die Atmosphäre nimmt viel Wasser auf. Regnet es aber, kommt mehr herunter als früher. Dann schüttet es wie verrückt.

Nicht nur in der Schweiz. Ganz West- und Mitteleuropa stecken im Unwetterstumpf. Kaum ist das eine Gewittertief abgezogen, baut sich das nächste auf. Wie auf

einer Rutschbahn fließt vom Nordatlantik immer wieder feuchtkühle Luft nach Mitteleuropa und trifft hier auf schwülheiße Mittelmeerluft. Das Resultat sind Schwergewitter, die von Stark- und Dauerregen begleitet werden.

Die Liste der Unwetterereignisse ist jetzt, zur Halbzeit des Sommers, lang. Zuerst setzte intensiver Dauerregen Mitte Mai das Saarland und die Pfalz unter Wasser. Dann gingen Anfang Juni große Teile Süddeutschlands unter. Anschließend zogen immer wieder schwere Gewitter über das Land. Anfang Juli meldete der Deutsche Wetterdienst einen neuen Rekord: Noch nie seit Messbeginn 1881 fielen zwölf Monate am Stück so nass aus.

Rekordverdächtig nass oder gar kalt ist der Sommer bislang aber nicht – im Gegenteil. Er ist typisch für Mitteleuropa. Der Juni fiel mit einer Durchschnittstemperatur von 16,8 Grad leicht zu warm aus und brachte nur etwas mehr Regen als üblich. Trotzdem täuscht der Eindruck nicht, weil der Mai als drittassester seit Aufzeichnungsbeginn 1881 abschnitt und die Menschen sich längst an die heißen, trockenen Sommer der vergangenen Jahre gewöhnt haben.

Alles normal also? Ist nicht einmal der heftige Regen außergewöhnlich? Klimaforscher sehen das nüchtern: Der Starkregen in diesem Sommer bestätigt den Trend, vor dem sie seit Jahrzehnten warnen. Je wärmer der Planet, desto intensiver schüttet es. Das ist einfache Physik, wie vor knapp 200 Jahren die beiden Physiker Rudolf Clausius und Émile Clapeyron belegten: Pro Grad Erwärmung steigt die maximal mögliche Luftfeuchtigkeit um sieben Prozent an, bei Schauern und Gewittern sogar um bis zu 14 Prozent. Der Trend ist klar: Starkregen wird häufiger und intensiver, der Wasserkreislauf beschleunigt sich.

Theoretisch müsste sich dieser Zusammenhang längst im Wettergeschehen bemerkbar machen. Doch bislang sehen die Klimaforscher nur ein unscharfes Bild der neuen Klimarealität in ihren Messdaten. Dafür gibt es Gründe: Da Starkregen oft nur lokal fällt, kann er vom Wetterstationsnetz nicht immer registriert werden – und fällt auch durch das Raster der eher großskaligen Wettermodelle.

Starkregen ist eine komplexe Angelegenheit – das fängt schon mit der Definition an. Der Deutsche Wetterdienst definiert ihn als große Regenmenge pro Zeiteinheit. Die Behörde spricht von Starkregen, wenn in einer Stunde mindestens 15 Liter pro Quadratmeter oder mindestens 20 Liter in sechs Stunden fallen. Die Klimaforschung hat aber ganz andere Probleme, um eindeutige Trends beim Starkregen zu finden: Reto Knutti, Klimaforscher an der ETH Zürich und enger Kollege von Erich Fischer, erklärt, dass Niederschlag extrem variabel und der Wasserkreislauf kompliziert ist. Eigentlich müsste man Tausende von Jahren messen, um alle physikalisch möglichen Ausschläge zu erfassen. Es sei nicht einmal ganz verstanden, welche Prozesse Regen hervorbringen, sagt Knutti. Wolken hüten die letzten Geheimnisse des Himmels.

Immerhin: Die Experten des Deutschen Wetterdienstes erkennen anhand ihrer Messdaten bereits eine geringe Zunahme des Starkregentrends, heißt es in einer aktuellen Analyse der Starkregenfälle. Demnach haben sich Intensität und Häufigkeit von Ereignissen mit mehr als zwanzig Li-

tern, die an einem Tag herabregnen, erhöht. Ein klares Änderungssignal konnte der Wetterdienst im Stationsnetz aber nicht finden, weil ein anderes Phänomen den Starkregentrend überlagert. Die Sommer werden, so schwer man es in diesem Jahr glauben mag, trockener. Dadurch werde das Signal des Klimawandels vorerst überdeckt, heißt es als Erklärung. Generell regnet es im Sommer also weniger, aber wenn es regnet, dann richtig. Soll heißen: Regen nimmt ab, Starkregen zu.

Eindeutiger sind die Daten aus Radarmessungen. 16 Radarmessgeräte scannen das Land von mehreren Orten aus flächendeckend nach Regentropfen ab, so erhalten die Meteorologen ein hochaufgelöstes Bild der Niederschläge in Deutschland. Von 2001 bis 2023 sei ein leichter Anstieg der Starkregenfälle zu erkennen, schreibt Frank Kaspar vom Deutschen Wetterdienst in einem noch unveröffentlichten Kapitel eines neuen Sachbuchs zum Klima.

Doch damit ergibt sich ein neues Problem: Denn dieser Zeitraum ist zu kurz, um darin einen Klimatrend zu erkennen. Deshalb haben die Meteorologen beim Wetterdienst zusätzlich mehrere Stationen mit langen Zeitreihen genauer untersucht: An 22 Orten war die Zunahme der Starkregenergebnisse statistisch signifikant.

Etwas mehr Regen als früher also – ist das so gravierend? Zehn oder zwanzig Prozent Zunahme an Starkregen höre sich zwar nach wenig an, warnt Reto Knutti, sie könne aber einen großen Unterschied machen. Der Grund: „Schäden nehmen nicht linear zu, sondern überproportional“, erklärt Knutti. Übersteigt ein Hochwasser nur leicht den bekannten Höchstwert, steigen die Schäden sprunghaft an. Künftige Hochwasser können deshalb zu nie dagewesenen Problemen führen, lautet das Ergebnis einer im Juni veröffentlichten Studie der Akademie der Naturwissenschaften der Schweiz. Bei nur zehn Prozent mehr Abfluss steigen demnach die Gebäudeschäden um durchschnittlich vierzig Prozent, bei zwanzig Prozent Mehrabfluss sogar um achtzig Prozent, heißt es da.

Zwanzig Prozent mehr Abfluss durch Starkregen – diese Marke dürfe in Mitteleuropa längst erreicht sein. Nirgendwo musste man diese neue Klimawirklichkeit schmerzlicher erfahren als im Ahrtal vor drei Jahren. Auch wenn es weitere menschengemachte Gründe neben dem intensiven Starkregen gab, warum es zur Katastrophe kam. „Wasser ist das Teuerste, das es gibt“, sagt Knutti. Sturzfluten und Überschwemmungen, ausgelöst durch Starkregen, richteten von allen Wettergefahren die schwersten Schäden an und treffen ein Gebiet in sehr kurzer Zeit. Außerdem kosten sie immer mehr Geld, weil es heute mehr und teurere Infrastruktur gibt als früher.

Die Anpassung an intensivere Starkregenfälle findet kaum statt. Der Mensch habe die Tendenz, sich an das anzupassen, was er kenne, und sei sehr schlecht darin, sich auf unvorstellbare Ereignisse vorzubereiten, sagt Reto Knutti. Diese Strategie geht nur so lange auf, bis die neue Klimawirklichkeit den real existierenden Hochwasserschutz versagen lässt.

So könne es nicht weitergehen, sagen Hydrologen, Meteorologen und Klimaforscher. Die Forscher erwarten, dass Starkregenfälle in Zukunft noch häufiger und intensiver werden. Für die Deutschen heißt das: noch mehr Anlass zum Motzen über den Sommer.



Gewitter bauen sich schnell und auf kleinem Raum auf. Das stellt Wetterforscher vor große Herausforderungen. Foto: Picture Alliance

MEHR ENERGIE, WENIGER GEWITTER

Warum der Klimawandel paradoxe Effekte zeigt

Wenn es im Sommer blitzt und donnert, ist Michael Kunz in seinem Element. Sobald dunkle, schwere Gewitterwolken wie Raumschiffe übers Land ziehen, fährt der Meteorologe vom Karlsruher Institut für Technologie los. Im Auftrag der Wissenschaft jagt er Gewitterwolken hinterher, um endlich mehr über die mysteriösen Vorgänge in den Wolkenkernen herauszufinden. Seit mehr als zwanzig Jahren erforscht Kunz schwere Gewitter, seit vier Jahren ist er im Sommer als Stormchaser unterwegs. Im Südwesten, dem Hotspot der Hagelgewitter in Deutschland, will er das hochdynamische Innenleben von Gewittern mithilfe von kleinen Schwarmsonden erforschen. Dazu muss er sich mit seinen Kollegen rechtzeitig vor einer vielversprechenden Gewitterwolke positionieren, um die Sonden in den Aufwind zu bekommen. Heliumballons tragen sie in die Wolke hinein.

Weder wissen die Meteorologen bislang, wie eine Gewitterzelle im Detail entsteht, noch haben sie vollständig verstanden, warum manche Zellen schnell wieder in sich zusammenfallen, während andere sich in Superzellen verwandeln. Das ist einer der Gründe, warum die Meteorologen vor sol-

chen Unwettern bislang nur sehr kurzfristig und großflächig warnen können. Gefährliche Superzellen werden meist erst aufgespürt, wenn sie bereits über das Land ziehen. Dann bleibt nicht viel Zeit, um sich in Sicherheit zu bringen.

Vier Zutaten braucht es für heftige Gewitterwolken: viel feuchte Luft vor allem am Boden, eine starke Temperaturabnahme mit der Höhe, Luft, die nach oben steigt, und eine Änderung von Windrichtung und Windgeschwindigkeit mit der Höhe, die als Windscherung bezeichnet wird. Die Windscherung garantiert Gewittern ein langes Leben, denn ohne sie würden die Wolken schnell wieder in sich zusammenfallen, weil der Regen sonst in den feuchtwarmen Aufwindkanal fiel und der sich daraus entwickelnde Abwind sich selbst die Energiezufuhr kappte. Langlebig werden Gewitterwolken nur, wenn der Aufwind vom Abwind getrennt wird – das garantiert die vertikale Windscherung.

Das in Rotation versetzte Schwergewitter schert aus der Höhenströmung aus und entwickelt ein hochdynamisches Eigenleben. Meteorologen sprechen dann von einer Superzelle, den heftigsten Gewittern, die es gibt. Hagelkörner von mehr als fünf Zentimeter

Durchmesser können sich in solchen rotierenden Wolkenkernen bilden.

Swabian Moses hat Kunz seine erste Messkampagne getauft, die vergangenes Jahr nach drei Jahren endete. Die Ergebnisse bestätigen, dass sich Extremgewitter in Baden-Württemberg vor allem im Lee der Gebirge bilden, also auf der windabgewandten Seite. Die schwersten Unwetter nahmen ihren Anfang oft östlich vom Hochschwarzwald und zogen von dort als kleine Gewitterzellen ins Neckartal, wo sie bei günstigen Bedingungen zu Superzellen heranwuchsen. Im Neckartal wird Kunz Team mehr Gewitterenergie nach als im Oberrheingraben. Hier prallen die Winde häufig so aufeinander, dass ihr Aufstieg erzwungen wird und die Wolken regelrecht explodieren.

Diesen Aufstieg der Luft konnte Michael Kunz mit seinen Sonden erstmals in Europa messen. 133 Kilometer pro Stunde betrug die Maximalgeschwindigkeit im Aufwind einer Superzelle, die eigentlich nicht sonderlich stark erschien. Das bedeutet, sagt Kunz, dass die Vertikalgeschwindigkeiten in den Gewitterwolken höher zu sein scheinen als bislang angenommen.

Mit der neuen Messkampagne Lift will Kunz nun die Entstehung und das Wachstum

von Hagelkernen in Gewitterwolken untersuchen – und so die Vorhersagen verbessern.

Das wird wohl auch nötig sein, denn die potentielle Energie für Schwergewitter nimmt mit dem Klimawandel weiter zu. Das führt bereits jetzt zu heftigerem Starkregen (siehe Haupttext). Kommt es nun also auch zu mehr Gewittern? Bisher nicht. Weder die Häufigkeit schwerer Gewitter noch die Länge und Breite ihrer Zugbahnen hätten zugenommen, sagt Kunz. In der Südhälfte Deutschlands seien die Zahl der Blitz einschläge und die Tage mit Gewittern in den vergangenen zwanzig Jahren sogar leicht zurückgegangen, während in der Nordhälfte kaum Änderungen zu verzeichnen sind, zeigt eine Auswertung seines Karlsruher Doktoranden Markus Augenstein.

In ihrer räumlichen Ausdehnung stark geschrumpft sind auch großräumige Gewittercluster, sogenannte mesoskalige konvektive Systeme (MCS), die heftige Schäden verursachen. Deren Ausdehnung habe sich in den vergangenen Jahren fast halbiert, sagt Kunz. Ein möglicher Grund sind natürliche Schwankungen der Strömung im Atlantik, die die Bildung solcher Gewittercluster mitbestimmt. Das könnte sich in Zukunft aber wieder ändern.

MEHR DATEN

Schwierige Dynamik

Die Fortschritte bei der Wettervorhersage sind eine große Erfolgsgeschichte, aber mit Gewittern tun sich die Meteorologen weiterhin schwer. Wo sie genau zünden, wie sie ziehen und sich entwickeln, können sie bis heute nur grob vorhersagen. Deshalb können die Wetterdienste nur relativ große Gebiete warnen – und das auch nur einige Stunden, bevor es blitzt und donnert. Oft reicht das nicht aus, um Schäden zu verhindern.

Für Meteorologen sind Unwetterlagen daher anstrengend. Wenige Tage im Voraus können sie sich zwar über das Potential einer Wetterlage vertraut machen, wie die Unwetter aber am Ende ziehen, sehen sie erst, wenn sich die Gewitterwolken bereits gebildet haben. Nowcast heißt das in der Branche. Warum sich die Vorhersagen in den vergangenen Jahren deutlich verbessert haben, erklärt Marcus Beyer, Meteorologe und Unwetterexperte des Deutschen Wetterdienstes. Wichtige Werkzeuge für Meteorologen im Unwetterdienst seien das Radar, Satellitenbilder und auch Blitzkarten. Verbeidene Superzellen zum Beispiel erkennen Meteorologen an deren Rotation, dem hohen Flüssigkeits- und Eisgehalt in der Wolke oder auch an der hohen Blitzdichte. Händisch geben die Forscher die Unwetterwarnungen für die betroffenen Regionen ein und stehen im Kontakt mit Feuerwehren und Behörden.

Auch Laien können auf dem Regenradar Unwetter detailliert verfolgen, allerdings taugt die zweistündige Vorschau bei solchen hochdynamischen Wetterlagen in der Regel wenig. Meist steckt hinter solchen Prognosen nur ein einfaches Bildverarbeitungsprogramm, kein meteorologisches Wissen. Ein besseres Verständnis der Vorgänge in den Gewitterwolken könnte die Dynamik solcher Gewittern prognostizierbar machen. Ein neuer, erfolversprechender Ansatz ist das neu entwickelte Modell Icon Ruc des Deutschen Wetterdienstes. Es zeigt den Meteorologen mögliche Entwicklungen und Zugbahnen der Unwetter an.

WENIGER EISKÖRNER

Verhagelte Prognose

Ob mit dem Klimawandel Hagelschläge häufiger und Eisklumpen größer werden, darüber wird in der Forschung seit Jahren kontrovers diskutiert. Leicht zu messen ist das nicht, denn auch Hagel ist ein sehr kleinräumiges und meist kurzweiliges Ereignis – und wird vom Wetterstationsnetz weder systematisch erfasst noch mit geeigneten Instrumenten vermessen. Was klar ist: Es gibt keinen eindeutigen Trend, der für große Regionen gleichermaßen gilt. Das liegt daran, dass die Entstehung von Hagel durch zwei gegenläufige Effekte beeinflusst wird: Hagelkörner haben dadurch, dass die Nuldgrenze infolge der Erderwärmung immer höher liegt, mehr Zeit, in der Wolke zu wachsen. Aber es bleibt auch mehr Zeit, zu Boden zu fallen, weshalb sie stärker schmelzen können.

In einzelnen Regionen erkennen Meteorologen allerdings gewisse Trends. Sie hängen im Wesentlichen von der künftigen Entwicklung zweier Gewitterzutaten ab: dem Cape-Wert, einem Maß für die Hebung, und der Windscherung. Mit Reanalysen können Meteorologen diese beiden Parameter für die vergangenen Jahrzehnte untersuchen. Eine Studie der Europäischen Unwetteragentur ESSL kam hierbei zu einem bemerkenswerten Ergebnis. Demnach gab es für Teile Südeuropas einen deutlichen Anstieg in der Zahl der Hagelereignisse und der Hagelkörnergrößen. Besonders in der Poebene wurde dies beobachtet: Hier hat sich die Zahl der Großhagelereignisse im Vergleich zu den Fünfzigerjahren verdreifacht. Studien zeigen zudem, dass die Hauptursache für die Zunahme die Veränderung der Gewitterenergie ist, genauer die Zunahme der bodennahen Feuchte in den vergangenen Jahrzehnten. Bei der Windscherung ließ sich hingegen kein Trend finden.

Weltweit lässt sich keine Zunahme der Hagelhäufigkeit durch den Klimawandel feststellen, in Südamerika, Teilen Afrikas und Südkina ist Großhagel sogar seltener geworden. Auch in Deutschland ist Großhagel nicht häufiger geworden, zeigen die Auswertungen.

In ihrer räumlichen Ausdehnung stark geschrumpft sind auch großräumige Gewittercluster, sogenannte mesoskalige konvektive Systeme (MCS), die heftige Schäden verursachen. Deren Ausdehnung habe sich in den vergangenen Jahren fast halbiert, sagt Kunz. Ein möglicher Grund sind natürliche Schwankungen der Strömung im Atlantik, die die Bildung solcher Gewittercluster mitbestimmt. Das könnte sich in Zukunft aber wieder ändern.

Der schwedische Batteriehersteller Northvolt hat angekündigt, von Ende dieses Jahres an Natrium-Ionen-Batterien zu produzieren. Ist das der Durchbruch für diese Technologie in Europa?

Das ist schwer zu beurteilen, die Details erfährt man nicht. Es kann sein, dass Northvolt eine gut funktionierende Natrium-Ionen-Batterie vermarkten will. Das ist keine Hexerei mehr. Ich traue es Northvolt zu, die haben ein sehr gutes Team.

Für welche Einsatzzwecke eignet sich diese Art der Batterien besonders?
Interessanterweise waren die ersten Anwendungen sogenannte Power Tools, also Akkuschrauber oder Rasenmäher. Und das liegt daran, dass Natrium-Ionen-Batterien sehr schnell sind. Sie können schneller be- und entladen werden als andere Batterien.

Ist das der einzige Vorteil?

Natrium-Ionen-Batterien funktionieren auch besser bei Kälte. Bei minus 20 Grad beispielsweise hat eine Lithium-Ionen-Batterie noch eine Kapazität von 70 Prozent, eine Natrium-Ionen-Batterie dagegen von 90 Prozent. Eine Natrium-Ionen-Batterie ist effizienter als ein Verbrennungsmotor.

Natrium ist weiter verbreitet und deswegen preiswerter als Lithium. Daher müsste doch auch die Batterie selbst billiger sein, oder?

Das ist richtig, aber gleichzeitig ein Irrtum. Es stimmt, wenn man die Rohstoffe vergleicht. Natriumcarbonat ist um den Faktor 85 billiger als Lithiumcarbonat. Trotzdem ist die Natrium-Ionen-Batterie derzeit nicht unbedingt billiger. Das liegt vor allem daran, dass jetzt erst mal Produktionsanlagen geschaffen werden, die sich amortisieren müssen. Aber das Potential ist da.

Der Batteriepreis hängt derzeit also von der Produktionsmenge ab?

Ja. Die Voraussetzung für eine Kostenreduzierung ist bei den Natrium-Ionen-Batterien deutlich besser. So kosten E-Autos in China, in denen Natrium-Ionen-Batterien verbaut sind, nur um die 10.000 Euro.

Könnten wir mit Natrium-Ionen-Akkus bei der Rohstoffversorgung unabhängiger werden?

Wir hatten vor ein paar Jahren ungläubliche Fluktuationen beim Lithiumpreis, der schwankte teilweise um das 14-Fache. China hat dann entschieden, in die Natrium-Ionen-Technik einzusteigen, um sich davon unabhängiger zu machen. Und das ist interessanterweise eine der Hauptantriebskräfte auch in Europa und anderswo. Am Anfang des Ukrainekriegs fragte das Bundesforschungsministerium, wie wir bei der Rohstoffversorgung unabhängiger werden können. Und so haben sich in Deutschland 14 Forschungsinstitutionen und Industrieunternehmen zu einem großen Natrium-Ionen-Projekt zusammengeschlossen. Wir versuchen, Neues zu machen und gleichzeitig einen technischen Stand zu erreichen, mit dem Batteriehersteller weiterarbeiten können.



Maximilian Fichtner, Direktor des Helmholtz-Instituts Ulm für Elektrochemische Energiespeicherung, leitet den Verbund POLIS, der lithiumfreie Batterien erforscht. Foto: HIU

Aus der Luft sieht das Pflanzenlabyrinth im bayerischen Utting beeindruckend aus: Wickie ist da mit seinem Wikingerschiff ins Feld gemäht worden. Das Segel bauscht sich, auch Vater Halvar ist an Bord, den Bug zielt ein Drachenkopf mit rot unterlaufendem Auge. In wenigen Tagen öffnet das Labyrinth. Ein sicheres Zeichen dafür, dass die Sommerferienzeit begonnen hat. Im vergangenen Jahr wurden übrigens Mickey und Minnie Mouse in den Mais geerntet, zum 100. Geburtstag von Disney, und 2017 schmückte ein Porträt von Martin Luther das Feld.

Dass Kinder gerne durch die Hecken toben, ist geschenkt. Aber auch Erwachsene finden Gefallen an den in Mais, Sonnenblumen oder Hanf gemähten Mustern der sommergrünen Felder. Eigentlich verwunderlich: Warum macht es Spaß, sich in übermannshohen Pflanzengängen zu verirren, zwischen Mais oder Hanf oder was auch immer so hoch wachsen mag?

Zunächst eine wichtige Aufklärung: Ein Labyrinth ist grundsätzlich eine relativ langweilige Sache. Hier kann man ohne jegliches Risiko Kindergeburtstage feiern, mit lustigen Rätselstationen, lehrreichen Naturschautafeln und Schatzsuchen. Man kann dort auch Weinverkostungen, Lesungen und andere Freiluftevents abhalten. Denn in einem Labyrinth geht niemand verloren. Es gibt in einem Labyrinth nur einen Weg,



Batterieteststand am Karlsruher Institut für Technologie Foto: Felix Schmitt/Laif

„Effizienter als ein Verbrenner“

Preiswerte Batterien ohne Lithium oder Kobalt sind machbar, sagt der Chemiker Maximilian Fichtner.

Wie sieht es bei den anderen Materialien in der Batterie aus, sind die ebenfalls billiger?

Für die Anode ist kein teures Graphit wie bei der Lithium-Ionen-Batterie erforderlich, Hartkohlenstoff reicht völlig. Den kann man aus Biomasse herstellen.

Bei Lithium-Ionen-Batterien ist das Kobalt ein umstrittenes Material. Kann man bei Natrium-Ionen-Batterien darauf verzichten?

Ja, das geht. Es gibt dabei nicht die eine Natrium-Ionen-Batterie, sondern sehr verschiedene Typen, je nach Kathodenmaterial. Zurzeit sind vor allem zwei Systeme in der Diskussion: die sogenannten Preußisch-Blau-Analoga und Schichtoxide. Preußisch-Blau ist eigentlich ein Pigment aus dem 19. Jahrhundert. Es ist sehr stabil. Damit kann man Batterien bauen, die zwar keine riesige Speicherkapazität haben, aber extrem langlebig sind. Ich ha-

be kürzlich eine Publikation über eine solche Batterie gelesen, die 90.000 Lade-Entlade-Zyklen übersteht. Eine Autobatterie schafft nur 1000, vielleicht 2000 Zyklen. Allein das reicht schon für 500.000 Kilometer.

Und die Schichtoxide?

Auf sie konzentriert sich gerade die Forschung. Ähnlich wie bei der Lithium-Ionen-Batterie besteht das Kathodenmaterial aus Metalloxid-Mischungen. Damit lassen sich die höchsten Spannungen erzielen. Und man kann diese Materialien nachhaltig gestalten. Wir arbeiten zum Beispiel an einem System, das nur Magnesium- und Manganoxid enthält. Diese Systeme haben wieder andere Probleme.

Welche?

Sie ändern während des Ladevorgangs ihr Volumen, es entstehen mechanische Spannungen. Das kann man verhindern,

indem man hier und da noch ein anderes Atom wie Aluminium oder Kalium einbaut. Es ist Aufgabe der Forschung, solche Systeme zu identifizieren, zu stabilisieren und zu testen.

Eignen sich Natrium-Ionen-Batterien auch als ortsfester Stromspeicher?

Unbedingt. Stationäre Batterien müssen langlebig sein, sicher und vor allem kostengünstig. Das alles kann die Natrium-Ionen-Batterie erfüllen. In China wird in Kürze die erste stationäre Batterie mit zehn Megawattstunden in Betrieb gehen.

Welche Elemente eignen sich neben Natrium und Lithium noch für Akkus?

Kürzlich ist es uns gelungen, eine Kalziumbatterie zu bauen, die jetzt nicht mehr nach zehn Zyklen zusammenbricht, sondern 5000 schafft. Das war ein Durchbruch. Und dann gibt es noch Kalium-Batterien, die sind sehr schnell. Aber keines dieser Systeme ist derzeit auch nur annähernd reif für die Industrie.

Erst seit etwa 15 Jahren werden Natrium-Ionen-Batterien hierzulande intensiv erforscht. Wären wir nicht viel weiter, hätte man statt an Lithium-Ionen-Akkus direkt an Natrium-Batterien gearbeitet?

Tatsächlich gab es die ersten Studien über Natrium-Ionen-Batterien bereits in den 1970er Jahren. Und dann hat erst mal die Lithium-Ionen-Batterie gewonnen.

Warum?

Man konnte mit Lithium höhere Speicherdichten und Spannungen erzielen. Die Lithium-Ionen-Batterie ist einfach besser, und daran hat sich nichts geändert. Das ist ein Naturgesetz.

Damit kommen wir zu den Nachteilen von Natriumbatterien.

Der größte Nachteil ist sicherlich, dass Natrium schwerer ist. Zudem sind die Packungsdichte in den Speichermaterialien und die Speicherkapazität geringer.

Auch die Energiedichte?

Ja. Dabei muss man aufpassen: Wir reden oft über die gravimetrische Energiedichte, also die gespeicherte Energiemenge bezogen auf das Gewicht. Die kommt in manchen Anwendungen aber erst an zweiter Stelle.

Wichtiger ist die auf das Volumen bezogene Energiedichte?

Ja. Prinzipiell wollen wir kleine Batterien haben. Für E-Autos etwa gibt es eine festgelegte Baugruppe für die Energiespeicherung. Das Gewicht ist dort weniger ausschlaggebend als das Volumen. Das Natrium in der Natrium-Ionen-Batterie wirkt sich stärker auf die gravimetrische als auf die volumetrische Energiedichte aus. Oft wird ein Natrium-Ionen-Akku verglichen mit einer Lithium-Ionen-Batterie, bei der die Kathode aus Eisenphosphat besteht, sogenannte LFP-Batterien. Diese und die Natrium-Ionen-Batterien liegen bei der volumetrischen Energiedichte gar nicht so weit auseinander.

Denken Sie, Natrium-Ionen-Batterien werden sich durchsetzen?

Bei ihnen ist die Situation ähnlich wie bei der Lithium-Ionen-Batterie in den 1990-ern: Es gibt erste Systeme auf dem Markt, die funktionieren, aber sie könnten besser sein. Im Augenblick erleben wir hier eine Art Goldgräberstimmung.

Die Fragen stellen Frauke Zbikowski und Manfred Lindinger.

SOZIALE SYSTEME



Im Teufelskreis des Trübsinns

Macht es unglücklich, die AfD zu unterstützen?

Von Gerald Wagner

Siegt bei einer Wahl die Partei, die man selbst gewählt hat, sollte einen das eher zufrieden stimmen als ihre Niederlage. Man wird auch annehmen können, dass jemand aus Unzufriedenheit eine bestimmte Partei wählt – etwa die AfD. Aber die soziologische These, das Wählen der AfD mache unglücklich, klingt dann doch überraschend.

Sicher, die Entscheidung für eine Partei, die bisher keine Machtperspektive hatte, dürfte mitunter frustrierend sein. Aber warum soll sie grundsätzlich unglücklich machen? Man könnte ja auch erwarten, dass eine Entscheidung gegen den etablierten Mainstream etwas Befreiendes hat, verbunden mit dem guten Gefühl, einen Protest artikuliert zu haben.

Maja Adena und Steffen Huck wollen jetzt in einer Umfrage-Studie mit über 5000 Teilnehmern über die Jahre 2019 bis 2021 nachgewiesen haben, dass es einen Zusammenhang zwischen Zufriedenheit und den Parteipräferenzen gibt. Das ist, wie gesagt, noch nicht überraschend. Auch dass Wähler der AfD unzufriedener mit ihrem persönlichen Leben und ihrer finanziellen Situation sind als die Unterstützer anderer Parteien, ist noch kein bemerkenswerter Befund. Aber die beiden Forscher wollen auch herausgefunden haben, dass die „negative Rhetorik rechtspopulistischer Parteien wie der AfD die persönliche Lebenszufriedenheit verringern“ könne. Sie wollen also mit ihren Befunden den „Pfeil der Kausalität“ umdrehen: Die Unzufriedenheit sei ein Resultat der Übereinstimmung mit der AfD und nicht deren Voraussetzung.

Zunächst stellten Adena und Huck anhand ihrer Panel-Daten fest, dass die AfD-Anhänger in ihrer Studie sozialstrukturell nicht schlechter dastünden als die Unterstützer anderer Parteien. Dennoch seien sie grundsätzlich unzufriedener mit ihrem Leben als die Anhänger aller anderen Parteien. Um nun allerdings untersuchen zu können, was hier Ursache und was Wirkung ist, mussten sie einen experimentellen Weg gehen. In einem ersten Experiment befragten sie die Teilnehmer vor, während und nach dem AfD-Bundesparteitag im November 2020 nach ihrem persönlichen Wohlbehalten. Insbesondere neue Unterstützer der AfD, die genau während des Bundesparteitags an der Umfrage teilnahmen, berichteten von schlechterem Wohlbehalten als neue AfD-Unterstützer, die vor oder nach dem Parteitag an der Umfrage teilnahmen, und auch als die Anhänger

anderer Parteien. Wer sich seine neue Unterstützung der AfD also stärker bewusst mache, nehme sowohl seine persönlichen als auch seine finanziellen Umstände als schlechter wahr, schlussfolgerten Adena und Huck.

In einem zweiten Experiment von 2021 wurde dieser Befund noch auf eine andere Weise getestet: Wieder wurden die Teilnehmer nach ihrem persönlichen Wohlbehalten befragt. In diesem Experiment wurden sie aber in zwei Gruppen geteilt: Der einen wurden zunächst intensive Fragen zu der Partei gestellt, die sie wählten. Danach erst Fragen zum persönlichen Wohlergehen. Bei der zweiten Gruppe war es umgekehrt: Erst kamen Fragen zum Wohlbehalten, dann zur Partei. Auch hier habe sich das gleiche Muster einer Unzufriedenheitsverstärkung gezeigt: Neue Unterstützer der AfD, die sich im Experiment als Erstes mit AfD-Themen befasst hatten, zeigten sich anschließend mit ihrem Leben weniger zufrieden als die Kontrollgruppe, die Fragen zum persönlichen Wohlbehalten vor den Fragen zu AfD-Themen beantworten mussten. Und dieses Antwortmuster zeigte sich nur für AfD-Wähler. Kurz: Wer sich seine neue Unterstützung der AfD stärker bewusst mache, nehme sowohl seine persönlichen als auch seine finanziellen Umstände als schlechter wahr, so die Autoren. Wer sich von der Partei wieder abwende, empfinde dagegen eine Verbesserung im Wohlbehalten.

Adena und Huck machen dafür die „Rhetorik der Negativität“ und der „negativen Emotionen und Ängste“ verantwortlich, mit denen rechtspopulistische Parteien ihre Anhänger überschwemmen würden. Sie sprechen sogar von einer „Infektion“ der Anhänger durch die „emotionale Ansteckung“ mit der Negativität rechtspopulistischer Weltbeschreibungen. Allerdings könnten die Rechtspopulisten daraus einen ganz anderen Schluss ziehen: Es ist nicht die Aufgabe einer politischen Partei, mit ihrer Sicht auf die Probleme eines Landes für das Wohlbehalten ihrer Anhänger zu sorgen, sondern diese Probleme ungeschönt darzustellen. Es klingt daher auch etwas naiv, wenn Adena und Huck empfehlen, die etablierten Parteien sollten über die angstbeladenen Themen der Rechtspopulisten einfach nicht mehr reden, dann kämen deren Anhänger schon wieder zurück.

M. Adena, S. Huck: Support for a right-wing populist party and subjective well-being: Experimental and survey evidence from Germany, in: PLOS ONE 26. 6. 2024.

INS NETZ GEGANGEN



ANSTECKENDE BOTSCHAFTEN

Von Jochen Reinecke

Wenn man sich alte Fotos von Demonstrationen aus den 1970er- und 1980er-Jahren anschaut, sieht man immer wieder – vorzugsweise auf Parkas oder sogenannten „Palästina-Sertüchern“ – kleine runde Ansteckplaketten, im Volksmund „Buttons“ genannt. Die seinerzeit wohl am häufigsten verwendeten zeigten entweder eine weiße Friedenstaube auf blauem Hintergrund oder den Spruch „Atomkraft? Nein Danke“, der sich um eine rote Sonne rankt. Das letztgenannte Motiv wurde schon 1975 von der Bürgerinitiative OOA in Dänemark entwickelt. Es hat sich seither mit einer geschätzten Gesamtmenge von 20 bis 30 Millionen Ansteckern in mehr als 40 Sprachen verbreitet.

Die vermutlich umfangreichste Online-Galerie solcher und anderer

Buttons findet sich unter <https://buttonmuseum.org/>. Hier sind mehr als 9000 unterschiedliche Buttons aus allen Epochen abgebildet – was den Betreiber der Website im Jahr 2022 einen Eintrag im Guinness-Buch der Rekorde bescherte. Die virtuelle Dauerausstellung wird fortlaufend gepflegt, sie lässt sich entweder nach Themen oder nach Dekaden durchsuchen. Und das kann durchaus interessant sein: Hätten Sie etwa gedacht, dass Menschen schon Ende des 19. Jahrhunderts Buttons auf ihrer Kleidung pinnten? Jeder Button lässt sich anklicken und als Großaufnahme betrachten, dazu gibt es ausführliche Informationen mit einer Bildbeschreibung und weiterführenden Links. Keine Frage, hier hat sich jemand richtig Arbeit gemacht.

Nun unsere Frage: In welchem Jahr wurde ein – ausnahmsweise – quadratischer Button mit der Aufschrift „Kill your Television“ herausgebracht? Senden Sie Ihre Lösung bitte an netzaetsel@faz.de. Wir verlosen einen eBook-Gutschein im Wert von 25 Euro. Einsendeschluss ist der 17. Juli 2024, 21 Uhr. Die Gewinnerin oder der Gewinner wird schriftlich benachrichtigt. Die richtige Lösung des Rätsels aus der vergangenen Woche wäre „This machine is a server. DO NOT POWER IT DOWN!“ gewesen.

AB IN DIE BOTANIK VERWIRRT IN WICKIES SCHIFF

Von Pia Heinemann



Illustration: Charlotte Wegner

der vom Eingang bis zum Zentrum des Areals führt. Ein Labyrinth ist Verstecken ohne Risiko, Draußensein in geborgenem Maße.

Anders verhält es sich der Theorie nach mit Irrgärten. Und betrachtet man Luftaufnahmen von Maislabyrinth wie dem Wikingerschiff in Utting, scheint es fast, als ob dem Landwirt das Labyrinth zu langweilig geworden wäre. Ordnung und Struktur sind hier nicht zu erkennen – Wickie und Mickey erinnern vielmehr an Irrgärten. Die bestehen aus verwinkelten Wegen, Kreuzungen und toten Enden. Hier mag es schon spannender sein, auch ein wenig gruselig, wenn man nach einer halben Stunde noch immer von Sackgasse zu Sackgasse irrt und sich langsam wirklich sattgesehen hat an den Stängeln und Blättern.

Irrgärten gibt es seit mehr als 400 Jahren. Sie sollen in Italien erfunden worden

sein – zumindest die professionellen Anlagen in Parks und Gärten. Sich im Grünen zu verlieren, scheint tief in unserer Kultur verwurzelt zu sein. Ursprünglich sollte sich aber nur der Blick verirren: In frühen Gärten wurden Pflanzen in labyrinthischen Formen gepflanzt, begehen durfte man Gänge dazwischen nicht. Die Augen sollten den Linien folgen. Seit der Spätrenaissance können Menschen durch die geometrisch gepflanzten Hecken flaniere – und dabei ihren Orientierungssinn auf die Probe stellen. Übrigens sollen Labyrinth und Irrgärten die Vorläufer heutiger Freizeitparks sein – was erst der Verwirrung der Augen, später der Orientierung diente, fordert heutzutage vor allem den Magen heraus.

Wer sich weder in einem Barockgarten noch einem Maisfeld der Planlosigkeit ausliefern will, dem sei ein kleiner Trick ans Herz gelegt: Wenden Sie die Rechte-Hand-Regel an! Betritt man einen Irrgarten, braucht man nur die rechte Hand zum Gebüsch ausstrecken und an allen Abzweigungen immer seiner rechten Hand nachgehen. Man muss dabei hoffen, dass das Ziel mit der Außenhecke verbunden ist. Befindet sich das Ziel in einer „Insel“, so funktioniert die Regel nicht. Aber immerhin kehrt, wer die Regel befolgt, auf jeden Fall wieder zum Eingang des Labyrinths zurück. Funktioniert übrigens auch als Linke-Hand-Regel. Aus Wickies Schiff dürfte man es allerdings auch freihändig hinaus schaffen.

RHEIN-MAIN & HESSEN

Jüngstes Opfer: Die Frankfurt University of Applied Sciences wurde am 6. Juli von Hackern angegriffen.
Foto Fabian Wilking

Der Campus der University of Applied Sciences in Frankfurt wirkt an diesem Vormittag wie immer. Studenten gehen ein und aus. Sitzen in der Sonne. Stehen in Gruppen zusammen. Kaum etwas deutet darauf hin, dass in diesen Tagen hinter der Fassade des Gebäudes am Nibelungenplatz nichts normal ist an der Hochschule, die früher einmal „FH Frankfurt“ hieß. Ein Großteil der IT-Infrastruktur ist lahmgelegt. Alle Systeme sind runtergefahren. „Die Frankfurt University of Applied Sciences ist am 6. Juli 2024 Ziel eines ernst zu nehmenden Hacker-Angriffs geworden“, teilt die Hochschule mit. Der Präsenzbetrieb einschließlich aller Lehrveranstaltungen laufe weiter. Aber: Onlineinschreibungen seien zurzeit nicht möglich. Die Hochschule sei telefonisch nicht erreichbar. Derzeit sei man dabei, Notfall-E-Mail-Adressen einzurichten, damit wenigstens ein Teil der Kommunikation aufrechterhalten werden könne.

Somit ist die University of Applied Sciences nach dem Frankfurter Universitätsklinikum und der Hessischen Hochschule für öffentliches Management und Sicherheit die dritte Institution binnen kurzer Zeit, die von Cyberkriminellen attackiert worden ist. Die Uniklinik hat Monate gebraucht, bis ihre IT-Systeme wieder so hergestellt waren, dass der Betrieb reibungslos lief. Und bei der Polizeihochschule, die ihren Angriff im Mai publik machte, ist bisher nur das Ausmaß bekannt. Und das ist enorm. Den Tätern ist es gelungen, in einem Angriff, der sich über mehrere Tage hinstrakte, Daten von Personen, die im System der Hochschule gespeichert waren, abzuleiten. Darunter die vieler Polizeianwärter. Namen, Wohnanschriften, E-Mail-Adressen, Bilder und Telefonnummern – in einigen Fällen möglicherweise sogar Steuernummern, Bankverbindungen und Gesundheitsdaten. Ein Worst-Case-Szenario gerade für eine so sensible Einrichtung.

Cyberangriffe werden immer mehr zur Bedrohung, für öffentliche Institutionen ebenso wie für Unternehmen. Fast immer geht es darum, an Daten zu gelangen, oft, aber nicht immer in Verbindung mit einer Erpressung, indem die Daten von den Tätern verschlüsselt werden und dann wieder „freigekauft“ werden müssen. Während es kommerziell agierenden Tätern vor allem um Geld geht, sind viele Angriffe inzwischen aber auch politisch motiviert. Vor einigen Wochen warnte Bundesinnenministerin Nancy Faeser (SPD), die Bedrohungslage sei hoch. Das Bundeskriminalamt (BKA) hat demnach seit dem Angriffskrieg Russlands gegen die Ukraine eine Zunahme politisch motivierter Hackeraktivitäten beobachtet. In dem jüngsten Lagebericht warnt die Behörde, die Grenze zwischen politisch-ideologischer und finanziell motivierter Cyberkriminalität verschwimme zunehmend, BKA-Präsident Holger Münch spricht von einer „wachsenden internationalen Bedrohung“.

Nicht selten führt die Spur nach Russland. Das haben die Ermittlungen zur „Operation Endgame“ gezeigt, dem bisher größten Schlag, den es in einem internationalen Verbund von Strafverfolgungsbehörden unter Leitung des BKA und der hessischen Generalstaatsanwaltschaft gegeben hat. „Die Täter sind straff organisiert und hochgradig qualifiziert, fast wie ein mittelständisches Unternehmen“, sagt Staatsanwältin Linda Bertram von der Zentralstelle zur Bekämpfung



Die Spur führt nach Russland

Die Zahl der Cyberangriffe nimmt nicht ab. Wer sind die Täter? Und welche Lehren haben Unternehmen daraus gezogen?

Von Katharina Iskandar und Daniel Schleidt

der Internetkriminalität (ZIT), die bei der hessischen Generalstaatsanwaltschaft die internationale Rechtshilfe zwischen den einzelnen Staaten koordiniert und maßgeblich am Erfolg der „Operation Endgame“ beteiligt war. So gebe es Unterabteilungen, die Personen bewusst anwürfen, um für die kriminellen Gruppierungen tätig zu sein. „Es ist ein Geschäftsmodell“, sagt Bertram. „Und die Täter sind angetreten, um zu bleiben.“

Bezogen auf die „Operation Endgame“ sind die Informationen, die über die mutmaßlichen Täter vorliegen, umfassend wie selten. Das BKA hat die Personen, nach denen noch gefahndet wird, auf seiner Internetseite veröffentlicht, mit Namen und ihrer jeweiligen Funktion. Da gibt es etwa Fedor Alexandrovich Andreev. Er soll als Mitglied der Gruppierung hinter der Schadsoftware Trickbot an der Durchführung von globalen Cyberangriffen beteiligt gewesen sein. Seine Pseudonyme: „azot“ und „angelo“. Unter diesen Namen habe er zunächst als Tester fungiert und später die Position eines „Teamleiters“ innerhalb der Gruppierung eingenommen. Er habe somit „die Fortentwicklung der Malware unterstützt, um mittels dieser fremde Computersysteme zu infiltrieren und Daten zu entwenden“, sind die Ermittler überzeugt.

Oder Oleg Vyacheslavovich Kuchero, der als Mitglied der Gruppierung nach immer neuen Wegen gesucht haben soll, „um fremde Systeme unbemerkt zu infiltrieren und zu infiltrieren“. Oder Sergey Valerievich Polyka, der unter dem Pseudonym „cypher“ für die Gruppierung nach neuen potentiellen Opfern gesucht

habe, um zu versuchen, bei diesen gezielte Angriffe durchzuführen. So geht es weiter. Die Ermittler haben die gesamte Organisation offengelegt.

Obwohl der Schlag vor zwei Monaten nicht nur die wesentlichen Akteure ins Licht der Öffentlichkeit geholt hat, sondern vor allem auch die technische Infrastruktur der Täter lahmgelegt, indem die Ermittler die Steuerung sogenannter Dropper übernahmen, ohne die die Angriffe ins Leere laufen, sind diese Art der Attacken kaum aufzuhalten, wie nun auch der jüngste Cyberangriff auf die University of Applied Sciences zeigt.

Oberstaatsanwalt Benjamin Krause von der Zentralstelle für die Bekämpfung der Internetkriminalität erklärt die Dynamik folgendermaßen: Den Markt für Cyberkriminalität müsse man sich vorstellen wie die parallele Existenz mehrerer Supermärkte. Mal laufe der eine Laden gut, dann orientierten sich die Kunden dorthin. „Wenn dieser Laden aber plötzlich zumacht, weil er stillgelegt worden ist, wittert der nächste seine Chance, erweitert sein Angebot, und die Kunden finden sich dort.“

Dass in jüngster Zeit vor allem Hochschulen oder auch Institutionen der kritischen Infrastruktur wie Krankenhäuser Opfer von Cyberkriminellen geworden sind, ist nach Angaben der Strafverfolger eher Zufall. Die Täter griffen dort an, heißt es, wo sie Schwachstellen fänden. Wirtschaftsunternehmen kennen dieses Phänomen schon seit vielen Jahren. Viele haben inzwischen in ihre IT-Infrastruktur investiert, indem sie Abteilungen für Cyber-sicherheit aufgebaut haben. Oder sie

leisten sich Dienstleister, die regelmäßig überprüfen, wie sicher die Systeme sind – bis hin zu fingierten Angriffen.

Jährlich entstehen der deutschen Wirtschaft dem Bundeslagebild Cybercrime zufolge, das Bundesinnenministerium, Bundeskriminalamt und das Bundesamt für Sicherheit in der Informationstechnik für 2023 gemeinsam erstellt haben, dennoch 148 Milliarden Euro Schaden durch Angriffe auf Datensysteme. Die Aufklärungsquote bei dieser Deliktart liegt derzeit bei 32,2 Prozent. Allerdings gehen Experten von einer hohen Dunkelziffer aus, weil viele Unternehmen Angriffe nicht meldeten – aus Angst vor einem Imageschaden.

Fast jedes zweite Unternehmen befürchtet, dass eine erfolgreiche Cyberattacke die eigene Existenz bedrohen könnte. „Cyberattacken sind die derzeit wohl größte Bedrohung für Wirtschaft, Gesellschaft und Staat“, sagt Bitkom-Präsident Ralf Wintergerst, der deshalb mahnt, Deutschland müsse seine digitale Abwehrfähigkeit massiv erhöhen. Schließlich legt ein erfolgreicher Cyberangriff häufig nicht einfach nur Computer lahm. Er kann einen Produktionsstillstand zur Folge haben, wie beim Batteriehersteller Varta im Februar geschehen, aber auch die Energieversorgung zusammenbrechen lassen oder Krankenhäuser und Verkehrsknotenpunkte ausschalten.

Immerhin, die Gefahr wurde in vielen Unternehmen mittlerweile erkannt. In einer Umfrage des Industrieversicherers Allianz Commercial unter mehr als 3000 Risikomanagern tauchte der Punkt „Cyberangriffe“ auf – als größtes Risiko.

DAS NERVT

Dass wir in Deutschland keinen Spaß mehr an Fortschritt haben.

Herr Stoll, worüber haben Sie sich zuletzt besonders geärgert? Über europaweite Schlagzeilen zu dem niederbayerischen Wirt, der die Polizei geholt haben soll, weil ein Letzte zu oft mit Karte gezahlt hatte. Welch ein Zeichen, welch ein Deutschlandbild – für ein Land, das Touristen, Fachkräfte und Kunden aus dem Ausland braucht.

Woran liegt es?

Wir haben keinen Spaß mehr an Fortschritt. Alles soll so bleiben, wie es ist. Es ist angeblich schon schwierig genug (eine Arroganz gegenüber Generationen, die es wirklich schwer hatten). Niemand will hören, wie sich Klima und unsere Gesellschaft ändern. Früher haben wir in neuen Technologien Lösungen für uns als Person und als Gesellschaft gesucht und gesehen. Heute verdient man sich Sporen in Politik, Verbänden und Medien durch Polarisierung und Verteufelung jeglicher Veränderungen.

Wenn Sie drei Wünsche frei hätten ...

Erstens, dass bestimmte Zukunftsinvestitionen absoluten Vorrang haben, in (Kredit-)Finanzierung und Durchführung: Ausbau des ÖPNV-Netzes – von Deutsche Bahn bis fahrerlose U-Bahnen und Busse; Herstellung der Stromlieferungsnetze von der Nordsee zu uns (so wichtig für Industrie und Gewerbe) sowie Glasfaseranschlüsse in jedem Haus als öffentliche Leistung der Kommune wie Wasser, Kanal und Strom. Zweitens: Entbürokratisierung. Eine Entscheidungsebene, die Kreise oder die Regie-



Joachim Stoll, Vizepräsident des Handelsverbandes Hessen-Süd
Foto Felix Kaspar Rosic

rungspräsidien, muss entfallen. Drittens: ein grünes Wasserstoffnetz von Nordafrika bis Nordkap. Für unsere Enkel und Großkel.

Und was war gut?

Wie sich am Donnerstag 50 hessische Händler auf einer Veranstaltung des Handelsverbands zur Künstlichen Intelligenz im Handel engagiert haben und lange nach Veranstaltungsende über digitale Lösungen im Handel diskutiert haben; das war gut. Es gibt ihn doch noch, den Unternehmertegeist, das Macher-Gen. Das macht Mut!

Welchen Ratschlag würden Sie wem gerne geben?

Ungebetene Ratschläge gebe ich möglichst nicht. Aber ein „Weiter so“ an unseren Frankfurter Oberbürgermeister Mike Josef darf es schon sein.

EINRICHTUNGSHAUS STELZER
möbel · konzepte · küchen
www.stelzer-moebel.de

innen ausbauen und einrichten LANGE
DUCKHORN & BACKES OHG
www.lange-innenausbau.de

BAD STUDIO BENDER
Ihr Spezialist für kleine + feine Bäder
www.badstudiobender.de

SIEDER KÜCHEN
InnenArchitektur
www.kuechenstudio-sieder.de

PAUL MÜLLER SÖHNE OHG
Bauschreinerei · Innenausbau · Glaserei
www.paul-mueller-soehne.de

MÖBEL FISCHER GMBH
Wohnzentrum + Küchenstudio
www.moebelfischer-kelkheim.de

VERGOLDEREI THOMAS MÜLLER
Bildeinrahmungen & Modellrahmen
www.vergolderei-und-bildeinrahmungen-
thomas.business.site

GEBRÜDER PAULAT GMBH
Parkettstudio
www.paulat-parkett.de

KÜCHENSTUDIO KRAMPE GMBH
Küchen zum Leben und Erleben
www.kuechen-krampe.de

HERUDAY
schreinerei + architektur
www.heruday.de

SCHREINEREI PREUSS GMBH
Raumgestaltung in Holz
www.schreinerpreuss.de

INSIDE RAUMAUSSTATTUNG GMBH
Raumausstattung · Polsterei · Bodenbeläge
www.inside-raumausstattung.de

In Sachen Möbelhandwerk und Einrichtung sind wir in Kelkheim schon seit mehr als 150 Jahren richtungsweisend. In zahlreichen Werkstätten und Einrichtungshäusern zeigen wir Ihnen

Tradition und Moderne, Möbel mit Charakter und Inneneinrichtung von zeitloser Schönheit.

WWW.MOEBELSTADT-KELKHEIM.DE

MÖBELSTADT
KELKHEIM
EINRICHTEN, WOHNEN, WOHLFÜHLEN.

Neustart bei der Bahn

Am Dienstag beginnt die Sanierung der Eisenbahnstrecke von Frankfurt nach Mannheim über Groß-Gerau. Es soll der Auftakt zu einer generellen Verbesserung des Schienenverkehrs in Deutschland werden. Nichts schwieriger als das.

Von Manfred Köhler

Diesmal darf nichts schiefgehen. Das Arbeitsprogramm ist ehrgeizig, der Fertigstellungstermin steht eisen fest: Zum Fahrplanwechsel am 15. Dezember müssen auf jeden Fall wieder Züge rollen auf der wichtigsten Eisenbahnstrecke zwischen Frankfurt und Mannheim. Bis dahin muss ihre Sanierung, von der Deutschen Bahn mit leicht militärischen Anklängen zur Generalsanierung geadelt, abgeschlossen sein. Mehr als eine Milliarde Euro sollen in den nächsten fünf Monaten dort verbaut werden, in einem einzigen Kraftakt statt wie sonst in vielen kleinen Schritten. Die Hoffnung: Wenn die Züge auf neuen Schienen und Schwellen, neuen Weichen und unter neuem Fahrdrabt unterwegs sind, wenn die Signaltechnik und die Bahnhöfe modernisiert wurden, halten sich die Störungen auf dieser Verbindung, die von 300 Zügen am Tag genutzt wird, über Jahre in engen Grenzen.

Im Konzern ist man gehörig nervös. Kein Wunder. Die Generalprobe der Generalsanierung im Januar, als die Strecke schon einmal für erste, vorbereitende Bauarbeiten gesperrt worden war, dauerte statt der geplanten drei Wochen vier. Zu viel ging schief. Das darf sich nicht wiederholen. Denn wenn schon die erste der neuartigen Generalsanierungen der Deutschen Bahn nicht gelingt – wie will das Management den Bund dann überzeugen, die notwendigen Milliarden für weitere Bauvorhaben dieser Art bereitzustellen? Wie wichtig die Erneuerung der Schienenverbindung genommen wird, sieht man daran, dass sich für den Montagabend, zum Auftakt der Arbeiten entlang der Riedbahn, der Vorstandsvorsitzende des Konzerns, Richard Lutz, und Bundesverkehrsminister Volker Wissing (FDP) in Gernsheim angesagt haben, wo das Baumaterial gelagert wird.

Der Begriff der Generalsanierung dürfte mit Bedacht gewählt worden sein. Nicht nur einige hochbelastete Eisenbahnverbindungen bedürfen einer solchen Erüchtigung. Im Grunde hat die Deutsche Bahn begonnen, sich insgesamt einer Generalsanierung zu unterziehen. Dabei es geht um weitaus mehr als neue Schienen und Schwellen. Der Fuhrpark wird erneuert, die Digitalisierung vorangetrieben, mit Hochdruck werden neue Schienenstrecken geplant, auch wenn jeder weiß, dass sie erst in Jahrzehnten fertig sein werden. Denn auch wenn von Dezember an die Züge zwischen Frankfurt und Mannheim auf einem nagelneuen Gleisbett unterwegs sein werden: Eine Erhöhung der Kapazitäten auf dieser Verbindung wird erst der Bau einer zusätzlichen Schnellfahrstrecke entlang der Autobahnen 5 und 67 bringen.

Die jetzige Managergeneration der Deutschen Bahn hat das Glück, dass sich der Schienenverkehr einer neuen Beliebtheit erfreut, die man sich vor drei, vier Jahrzehnten nicht hätte vorstellen können. Die Autobegiertheit der Deutschen, die Überlegenheit des Autos wie auch des Lastwagens hinsichtlich Bequemlichkeit und Flexibilität, hatte seit den Fünfzigerjahren alle anderen Verkehrsmittel in den Hintergrund treten lassen. Die Bundesbahn modernisierte sich zwar nach Kräften. Der schnittige Trans-Europo-Express von 1957 etwa und die 1971 erstmals eingesetzten Intercity-Züge waren hochmodern, und als sechs Jahre später die letzten Dampflok abgestellt wurden, wirkten sie schon längst wie aus der Zeit gefallen.

Doch als Bundespräsident Richard von Weizsäcker am 29. Mai 1991 im neuen Bahnhof Kassel-Wilhelmshöhe für die ersten ICE das Signal auf „Fahrt“ stellte, wurden auch die Grenzen der Modernisierung offenbar. Zwar rauschten die schnittigen Züge nun von Kassel bis Fulda auf einer gleichzeitig eröffneten Hochgeschwindigkeitsstrecke entlang. Doch von dort bis Frankfurt zuckelten

sie damals und zuckeln sie noch heute auf einer alterwürdigen Route, die 1868 für schnaufende Dampflokomotiven eröffnet worden war. Die wenigen Hochgeschwindigkeitsstrecken, zu denen auch die 2002 eröffnete Verbindung von Frankfurt nach Köln zählt, bleiben Inseln in einem überalterten Streckennetz, das zudem stetig schrumpfte: Über Jahrzehnte zog sich die Eisenbahn sukzessive aus dem ländlichen Raum zurück.

Zurück ins Gespräch gekommen ist die Deutsche Bahn weniger durch eigene Verdienste als vielmehr durch die immer weiter steigende Mobilität der Bevölkerung wie auch das Interesse an umweltfreundlicher Fortbewegung. Die Anforderungen an eine in die Zukunft ausgerichtete Eisenbahn sind allerdings übergroß. Die Kundschaft ist durch das Auto verwöhnt, mit dem man vom Start bis zum Ziel durchfahren kann, in dem man nicht neben Fremden sitzen muss, in dem man höchsten Fahrkomfort genießt und sich ausbreiten kann. Weiter als bis zum Bahnhof kann aber ein Zug nicht fahren, die Reise ist immer auch ein soziales Erlebnis, selbst mit einer Platzkarte ist ein Sitz nicht garantiert, wenn wieder einmal ein Zug ausfällt. Dafür punktet die Eisenbahn im Idealfall mit kurzen Reisezeiten, die bisweilen sogar mit denen inranderdeutscher Flugverbindungen mithalten können, mit Entspannung oder Arbeit während der Reise statt sturem Festhalten des Lenkrads mit Blick auf die Autobahn, und mit einer unkomplizierten Fahrt bis in die Stadtzentren ohne Parkplatzsuche.

Soll die Eisenbahn eine Zukunft haben, muss sie komfortabler, schneller und pünktlicher werden – drei Ziele, die schon jeweils für sich die Manager vor hohe Hürden stellen. Noch am weitesten scheint man beim Komfort zu sein, viel Einfallsreichtum wird in die Innengestaltung der neuesten ICE-Züge investiert, nach mehreren Jahrzehnten, in denen der Blick allein auf Großraumwagen gerichtet worden war, ist nun sogar wieder von Abteilen die Rede, sogar von Zweier-Abteilen, denen Journalisten wegen der Milchglascheibe zum Gang hin gleich den Zusatz „Knutsch-Abteile“ gaben. Schwieriger steht es um die Pünktlichkeit, deren schlechte Werte die Überlastung und Störanfälligkeit des Schienennetzes spiegeln. Hier setzt die Sanierung der Riedbahn an, auch neueste Ankündigungen, einen Teil der Fahrpläne mit Pufferzeiten zu versehen, gehen in diese Richtung. Die Schnelligkeit aber, das liegt auf der Hand, lässt sich deutlich nur mit neuen Strecken erhöhen.

Die Frage lautet, ob der Bahn-Konzern in seiner jetzigen Struktur in der Lage ist, all diese Ziele zu erreichen. Die Generalsanierung einer einzelnen Strecke mag der Deutschen Bahn gelingen; wenn sich alle Aufmerksamkeit auf eine einzige Baustelle richtet, wird man dort schon erfolgreich sein, und angeblich ist auch ein Zeitpuffer eingeplant für den Fall, dass wieder unverhofft der Winter

einbricht. Doch schon die Tatsache, dass am Dienstag auch die Schnellfahrstrecke von Frankfurt nach Köln für vier Wochen gesperrt wird, zeigt die ganzen Schwierigkeiten des Staatskonzerns auf. Ganz offensichtlich wusste hier die linke Hand nicht, was die rechte tut, sonst hätte man kaum den so wichtigen Nord-Süd-Verkehr im Westen Deutschlands zur selben Zeit auf gleich zwei Strecken in einen Ausnahmezustand gezwungen.

So deuten die an sich erfreulichen Bauarbeiten auch die Überforderung des Konzerns an, der, wenn auch aufgeteilt in verschiedene Tochtergesellschaften, alles leisten soll – von der Unterhaltung und Modernisierung des Schienennetzes über die Pflege der Bahnhöfe bis zum eigentlichen Betrieb mit den Zügen, die zumindest im Personfernverkehr gerade einmal durch Flixtain eine ganz kleine Konkurrenz bekommen haben. Es ist ein bisschen so, als gehörten einem einzigen Unternehmen in Deutschland alle Straßen und dazu auch noch alle Autos. Oder einem einzigen Konzern alle Flughäfen und dazu auch noch alle Flugzeuge.

Der integrierte Konzern wird von seinen Managern selbstredend verteidigt. Sie mögen sich freuen, dass die Debatte um eine Aufteilung erlahmt ist. Wer der Schiene Gutes will, wird sie dennoch

ANZEIGE

führen, so wie auch die ausstehende Diskussion um eine Vereinfachung des Bau- und Planungsrechts. Die Generalsanierung der Riedbahn steht unter einem guten Stern, der Ausgang der Generalsanierung der Deutschen Bahn in ihrer Gesamtheit aber ist offen. Dabei wird davon abhängen, wie umweltfreundlich sich der Verkehr in Deutschland in Zukunft gestalten lässt.

LEUTE DER WOCHE

HEIKE HOFMANN
Nahversorgerin, hat mit dafür gesorgt, dass voll automatisierte Minimärkte, wie der „Teo“ der Handelskette Tegut, wieder am Sonntag öffnen dürfen. Als geschickter Schachzug der hessischen Arbeitsministerin (SPD) hat sich erwiesen, dass sie alle Beteiligten, auch die Gewerkschaften und Kirchen, rechtzeitig an einen Tisch geholt hat. Ob die Beschränkung auf 120 Quadratmeter so geschickt war, muss sich aber erst noch zeigen. Die „Allianz für den freien Sonntag“ hat angekündigt, das Gesetz zu prüfen und gegebenenfalls zu klagen.

HEINZ-JÜRGEN LORENZ
Brückenbauer, leistet einen großen Beitrag zur Inklusion. Der Frankfurter Stifter bietet immer wieder geistig und körperlich eingeschränkten Menschen die Möglichkeit zur Teilhabe. Zuletzt mit dem Tanzprojekt Babylon: Gemeinsam mit Schülern und unter professioneller Anleitung haben behinderte Menschen eine sehenswerte Inszenierung auf die Bühne gebracht. Lorenz' Projekte sind keine Eintagsfliegen, sondern entwickeln sich über viele Jahre. Das ist bürgerschaftliches Engagement von seiner schönsten Seite.

JAN GERCHOW
Zeitenwandler, hat das Historische Museum Frankfurt 19 Jahre lang geleitet und völlig neu aufgestellt. Der Mediävist meisterte mit seinem Team die äußere und innere Transformation. Durch den Museumsneubau entstand ein Komplex, der dem geschichtsträchtigen Ort zwischen Römer und Main gerecht wird. Die vom jetzt in den Ruhestand verabschiedeten Direktor konzipierte Dauerausstellung und viele Sonderschauen erfuhren bundesweite Anerkennung. Mindestens genauso wichtig: dass er das Haus in der Bürgerschaft verankert hat.

EDUARD TRIPPEL
Glückspilz, hatte sich eigentlich schon mit dem Aus für die Olympischen Spiele nach der verpatzten Qualifikation abgefunden. Seit Mittwoch ist alles wieder anders: Judoka Trippel ist doch in Paris dabei, weil die Russen ihr komplettes Team zurückgezogen haben. So kann der zuletzt von vielen Verletzungen geplagte 27 Jahre alte Polizist an der Seine erneut nach den Sternen greifen. Vor drei Jahren in Tokio gewann er in der Gewichtsklasse bis 90 Kilogramm die Silbermedaille im Einzel sowie Bronze mit der Mannschaft.

TIMON GREMELS
Rennfahrer, hält die seit 2011 in der hessischen Landesverfassung verankerte Schuldenbremse für einen „politischen Fehler“. Doch da täuscht sich der Wissenschaftsminister und nordhessische SPD-Vorsitzende: Die Vorgabe, Haushaltsdefizite in der Regel nicht durch die Aufnahme von Krediten auszugleichen, war, ist und bleibt eine weise Entscheidung. Politiker neigen dazu, Schulden aufzutürmen und es kommenden Generationen zuzumuten, sie mit Zins und Zinseszins abzutragen. Deshalb müssen sie zum Sparen gezwungen werden.

Texte: hoff., rsch., trau., tti., ler.
Fotos: Frank Röth, Felix Kaspar Rosic, Frank Röth, Frank Röth

LESERFORUM

Erfolge gönnen

In dem Essay „Mut zum Wettkampf“ haben wir die Reform der Bundesjugendspiele thematisiert – mit einem Appell, den Wettbewerbsgedanken bei Kindern nicht zu vernachlässigen. Gleich mehrere Leser haben darauf reagiert, F.A.S. vom 6. Juli.

Ich verstehe die Sonderrolle des Sports und der Bundesjugendspiele nicht. Wenn man aufgerufen wird, einen Text in einer Fremdsprache vorzulesen, und von der Lehrerin zehn Mal korrigiert wird, ist das deutlich demotivierender als eine Teilnehmerurkunde, die man keinem zeigen muss. Meine böswillige Vermutung: Im Schulamt sitzen Menschen, die ihre Teilnehmerurkunde als Scham empfinden, da sie zwar im Kopfe gut, aber im Körperlichen nicht so gut waren. Die eigene Erfahrung wird dann übertragen. Oder lassen wir dann das Vorlesen von Texten im Unterricht auch bleiben? Lasst doch sportlichen Schülern, die vielleicht sonst etwas schwächer sind, den Erfolg für einen Tag im Jahr.
Werner Frank, auf FAZ.NET

Sich durchkämpfen

Dieser Leser schildert seine eigenen Erfahrungen – und was er daraus für Leben zieht.

Ich gehöre zur Fraktion, für die die Bundesjugendspiele demütigend waren. Im Sport bin ich immer zwischen drei und vier rumgedümpelt. Warum? Weil es für die großartigen Pädagogen nie ein Ziel war, mir Sport nahezubringen und daheim Sport auch kein großes Thema war. Als ich bei der Bundeswehr diente, kam ich zum Laufen und habe im Studium recht gute Halbmarathonzeiten geschafft. Heute laufe und reite ich mehrmals die Woche. Trotz Sportunterricht und nicht wegen. Meinen drei Kindern will ich das ersparen, aber eben nicht durch das Weglassen des Wettkampfs, sondern dadurch, dass ich ihnen die Freude an der Bewegung vermitteln will. Dazu gehört auch der Wettkampfgedanke. Wettkampf bedeutet nicht automatisch Wettkampf gegen andere, sondern auch gegen sich selber. Besser zu sein, als man vorher war, sich durchgekämpft zu haben. Das sollte vermittelt werden, und dann gelingt es, auch Unsportlicheren ein Erfolgserlebnis zu vermitteln.
Eberhard Lammich, auf FAZ.NET

Nicht nur Noten zählen

Diese Leserin differenziert vor allem bei den Eltern, die sich wünschen, dass die Reform zurückgenommen wird.

Ob auf dem Sportplatz oder im Klassenzimmer: Es gibt Eltern, die wollen, dass ihr Kind gute Noten hat. Und es gibt Eltern, die wollen, dass ihr Kind etwas lernt. Das sind nicht zwangsläufig dieselben.
Martha Webmeier, auf FAZ.NET

Objektiv bewerten

Auf die unterschiedlichen Begabungen, die sich vor allem auch in der Schule zeigen, macht dieser Leser aufmerksam.

Dürfen eigentlich Kinder noch einfach um die Wette laufen und schauen, wer der Schnellste ist? Oder müssen sie vorher darüber diskutieren? Unsere Kinder hatten früher auch keine Ehrenurkunde nach Hause gebracht und haben das Ergebnis ohne Betreuung verkraftet. Gott sei Dank gibt es unterschiedliche Begabungen – beim Sport lassen sich die Ergebnisse mit der Stoppuhr oder Metermaß objektiv bewerten...
Georg Grebner, auf FAZ.NET

Mit Druck umgehen

Dieser Leser argumentiert vor allem damit, dass Kinder im späteren Alter ohnehin spätestens im Berufsleben einem Wettbewerb ausgesetzt sein werden.

Was bringt ein künstlicher Anti-Wettbewerbs-Raum Schule, wenn man sich in der bösen Welt spätestens im Abitur, dann im Berufsleben, durchsetzen muss, gegen Konkurrenten auf der ganzen Welt? Wenn Preise in Heller und Pfennig, Euro und Dollar abgerechnet werden, Zeit Geld ist und Leistungswerte bei jedem Produkt zählen? Die Vorbereitung auf das Leben beginnt auch im Sport. Man hilft Kindern hierbei mehr, wenn sie lernen, mit Wettbewerbsdruck umzugehen, statt ihn übergangsweise auszublenken. Zumal Wettbewerb auch, wie der Autor zu Recht betont, Freude und Erfolgsmomente bereiten kann.
Markus Kaiser, auf FAZ.NET

Foto: iStock/ Illustration: F.A.S.

„Schwarz-Rot hat keine Antworten“

Seit einem halben Jahr sind die Grünen in Hessen wieder Opposition. Landesvorsitzende Kathrin Anders wirft der neuen Regierung vor, sie betreibe mehr Show als Politik.

Frau Anders, nach der hessischen Landtagswahl im vergangenen Oktober hat sich Ministerpräsident Boris Rhein für die SPD als neuen Koalitionspartner entschieden, obwohl er auch mit den Grünen weiter eine Mehrheit gehabt hätte. Wie stark sind die Nachwehen über den Macht- und Einflussverlust Ihrer Partei? Das war schon ein sehr harter Einschnitt. Aber jetzt nehmen wir unsere Rolle als größte demokratische Oppositionsfraktion im Landtag konstruktiv und kreativ an.

Wie haben Sie persönlich die Entscheidung des Ministerpräsidenten aufgenommen? Überrascht? Enttäuscht? Verärgert?

Enttäuscht, vor allem aber sehr ernüchtert, weil es im Landtagswahlkampf keine Wechselstimmung gegeben hatte. An den Wahlkampfständen hieß es: „Das, was die da in Berlin machen, ist ja fürchterlich. Aber hier in Hessen läuft es doch gut. Das wird doch hoffentlich auch so bleiben.“ Und das waren nicht nur Stammwähler der Grünen, die mir das gesagt haben. Ich denke, viele Hessinnen und Hessen sind enttäuscht, dass es im Land kein Schwarz-Grün mehr gibt.

Warum hat sich Boris Rhein dann für die SPD entschieden?

Weil es für ihn mit der SPD viel einfacher ist, CDU-Politik durchzusetzen, als mit den Grünen. Die CDU macht, was sie will – und die SPD macht alles mit.

So sehen Sie die Koalition: die SPD als handzahrer Partner der CDU? Ich sehe bei dieser Regierung jedenfalls keine sozialdemokratische Handschrift, weder im Koalitionsvertrag noch in den Ankündigungen oder Projekten.

Bei der Landtagswahl konnte man den Eindruck gewinnen, die hessischen Grünen führten einen Koalitionswahlkampf. Die CDU wurde auffallend geschont. War das ein Fehler?

Wir haben keine Koalitionsaussage gemacht und einen Wahlkampf mit einem eigenen Kandidaten für das Amt des Ministerpräsidenten geführt, mit Tarek Al-Wazir. Aber wir waren zehn Jahre lang Teil der schwarz-grünen Regierung, da konnten wir nicht auf den Koalitionspartner eindreschen, weil wir vieles gemeinsam gestaltet haben.

Dennoch hätte sich Ihre Partei stärker von der CDU abgrenzen können. Vielleicht hätten wir bei bestimmten Themen, bei denen es Differenzen mit der CDU gibt, mehr zuspitzen müssen: gerechte Bildung für alle, mehr Umwelt- und Naturschutz und ein entschlossener Kampf zur Abmilderung des Klimawandels. Was wir jetzt unter Schwarz-Rot erleben, ist ein Rückschritt in all diesen Bereichen. In den Schulen werden 200 Lehrerinnen- und Lehrerstellen gekürzt, Hessens Hochschulen droht ein Minus von 100 Millionen Euro allein in der zweiten Jahreshälfte 2024, die Schutzstandards für den Wald werden gelockert. Das ist sicher nicht das, was die Mehrheit der Hessinnen und Hessen will.

Auch in der Bildungspolitik? Was die Regierung da macht, halte ich für hochproblematisch. Genderverbot im Abitur, Kulturkampf um die Bundesjugendspiele: Das löst kein einziges bildungspolitisches Problem. Die PISA-Studie zeigt, dass es bei der Integration und Ausbildung von Zuwanderern, in Sachen Bildungsgerechtigkeit und dem Rechtsanspruch auf Betreuung der Grundschulkinder enormen Handlungsbedarf gibt. Auf die Bildungsmisere hat Schwarz-Rot keine Antwort, und im Übrigen auch nicht auf den Fachkräftemangel.

Das sahen die Wähler aber offenbar anders.

Wir Grüne in Hessen haben einen an der Mitte orientierten, möglichst viele Menschen mitnehmenden, vernunftbetonten Wahlkampf geführt. Damit konnten wir wegen der durch die Ampel in Berlin aufgeheizten Stimmung aber kaum durchdringen.

Die Ampel in Berlin trägt die Hauptschuld am schlechten Abschneiden der Grünen in Hessen?

Es war schwierig, eigene, spezifisch hessische Themen zu setzen, die Wirkung erzielt hätten. Für die CDU hingegen war es ein einfaches zu sagen: Wir sind gegen alles, was in Berlin gemacht wird.

Haben Sie nicht gemerkt, dass es eine Grundstimmung gegen die Grünen gab?

Sicher haben wir gespürt, dass wir uns gegen Berlin abgrenzen müssen – aber nicht gegen die erfolgreich arbeitende Koalition in Hessen. Schwarz-Grün galt als ein gutes Modell.

Wie nimmt die Basis die Tatsache auf, dass die Hessen-CDU die Grünen im Regen hat stehen lassen?

Die Partei ist motiviert und entschlossen, nächstes Jahr bei der Bundestagswahl und 2026 bei den Kommunalwahlen, wieder um das Vertrauen der Hessinnen und Hessen zu kämpfen. In vielen hessischen Kommunen sind die Grünen immer noch außerordentlich stark.

Wie hat Ihre Partei bei der Europawahl in Ihrer Heimatstadt Bad Vilbel abgeschnitten?

Knapp 20 Prozent; bei der Landtagswahl waren es sogar über 24 Prozent. Früher haben wir bei Wahlniederlagen immer deutlich mehr Stimmen im ländlichen Raum verloren, das war diesmal nicht so. Da lohnt es sich, noch einmal genau hinzuschauen.

Worauf gründet Ihre Hoffnung auf ein Wiedererstarken der Grünen?

Wir haben schon schlechtere Zeiten erlebt. Der Stimmenanteil der Grünen in

ZUR PERSON

Kathrin Anders ist seit 2019 Abgeordnete im Hessischen Landtag und Sprecherin ihrer Fraktion für die Themen Gesundheit und Pflege. Anfang dieses Jahres wurde sie – zusammen mit Andreas Ewald – zu einer von zwei Landesvorsitzenden der Grünen gewählt. Von 2011 bis 2024 vertrat die 42 Jahre alte Mutter dreier Kinder ihre Partei in der Stadtverordnetenversammlung ihrer Geburtsstadt Bad Vilbel, von 2016 bis 2024 als Fraktionsvorsitzende. Zu den Grünen stieß die Erzieherin und Diplom-Sozialpädagogin, deren Urgroßvater zu den Mitgründern der CDU in Bad Vilbel gehörte, im Jahr 2009, nach dem von Kanzlerin Angela Merkel (CDU) verkündeten Ausstieg aus dem Atomausstieg. „Jetzt erst recht“ war das Motto der Atomkraftgegnerin beim Parteieintritt. Abseits der Politik kocht Anders leidenschaftlich gern oder ist mit ihren zwei Hunden unterwegs. *ler.*



„Die CDU macht, was sie will, und die SPD macht alles mit“: Kathrin Anders lässt kein gutes Haar an der schwarz-roten Koalition in Hessen.

Foto Frank Röß

Hessen bei der Landtagswahl lag immer noch deutlich über dem bei der Bundestagswahl 2017 – damals hatten wir 9,7 Prozent. Außerdem freuen wir uns über steigende Mitgliederzahlen, auch seit der Landtagswahl. Wir haben mehr als 10.300 eingetragene Grüne in Hessen; das ist ein Rekordwert.

Bei der Suche nach einem Partner zum Regieren richten sich die Augen der Grünen künftig wieder eher auf die SPD als die CDU?

Mit der SPD allein wird es für uns nirgendwo reichen. Wir werden mit allen demokratischen Parteien sprechen, auch mit der CDU. Und im Übrigen wird auch der CDU vielerorts nichts anderes übrig bleiben, als mit uns zu reden.

Bei der Landtagswahl 14,8 Prozent, ein Minus von fünf Punkten. Im aktuellen Hessentrend: 15 Prozent für die Grünen. Die CDU steigt in der Umfrage hingegen von 34,6 auf 37 Prozent. Fazit: Boris Rhein hat alles richtig gemacht, die Grünen alles falsch. Auf den ersten Blick und aus Sicht von Boris Rhein mag das so sein. Aber die Europawahlen haben gezeigt, dass alle demokratischen Parteien ein Problem haben: Alle haben viel Vertrauen verloren. Das Europawahlergebnis der CDU in Hessen etwa ist mit 30 Prozent um fast fünf Punkte schlechter ausgefallen als bei der Landtagswahl im Oktober.

Noch einmal: In der jüngsten Umfrage liegt die Hessen-CDU bei 37 Prozent.

Die Polarisierung, die Boris Rhein derzeit betreibt, wirkt offenbar kurzfristig. Ob das auch auf lange Sicht funktioniert, bezweifle ich allerdings sehr. Ich glaube nicht, dass man fünf Jahre lang damit bestehen kann, auf die Grünen einzuhaufen und dabei die Probleme, die Hessen unzweifelhaft hat, zu ignorieren. Diese Regierung hat keine Antworten auf die Fragen, wie bezahlbarer Wohnraum geschaffen, wie der Rechtsanspruch auf Grundschulbetreuung umgesetzt oder wie der öffentliche Nahverkehr verbessert werden kann. Ich sehe da nur Show statt Lösungen.

Originalton Boris Rhein beim CDU-Parteitag: Die Grünen würden zu einem Ausschlusskriterium für Realpolitik. Und CDU-Generalsekretärin Anna-Maria Bischof setzt eins drauf: „Mit den Grünen ist kein Staat zu machen, sie leben in einer anderen Welt.“ Das ist reiner Populismus. Die CDU hätte wohl kaum zehn Jahre lang mit uns in Hessen regiert, wenn wir wirklich so fern der Realität wären. Die Partner von einst zu beschimpfen ist einfach nur schlechter Stil – oder Verzweiflung mangels eigener Ideen.

In der Zuwanderungspolitik konnte die CDU nie so, wie sie wollte, etwa wenn es um Bundesratsinitiativen zur Benennung sicherer Herkunftsländer ging. Aus CDU-Sicht sind die Grünen Bremser, wenn es darum geht, illegale Zuwanderung zu begrenzen. Mir ist keine CDU-Initiative bekannt, mit der auch nur eines der Kernprobleme bei der Zuwanderung gelöst werden würde. Baden-Württemberg etwa schiebt schneller ab und hat eine deutlich höhere

Abschiebequote als Hessen. Und da regiert ein Grüner als Ministerpräsident. In Hessen wurden 2023 genau 1406 Menschen abgeschoben, in Baden-Württemberg waren es im selben Zeitraum 2099. Und noch einmal: Die CDU-Schaufens-terpolitik löst keine Probleme.

Hören die Grünen überhaupt noch, was die Menschen wirklich umtreibt? Kritiker haben den Eindruck, Ihre Partei meine auf alles die richtigen Antworten zu haben – die Wähler seien nur zu dumm, sie zu verstehen. Wir beschimpfen niemanden – erst recht nicht unsere Wählerinnen und Wähler. Natürlich sehen wir, dass viele Kommunen mit der Aufnahme von Asylbewerbern und Flüchtlingen überfordert sind. Wir brauchen geordnete Asylverfahren, und es dürfen nur die Menschen in Deutschland bleiben, die wirklich schutzbedürftig sind. Das heißt am Ende auch: mehr Abschiebungen.

Viele Menschen sind verunsichert – Pandemie, Kriege, Inflation, Extre-

mismus, Zuwanderung. Dann kommen die Grünen, reden zu allem Übel auch noch ständig von der Klimakrise und wollen den Bürgern noch mehr Lasten aufbürden. Geht's nicht ein bisschen weniger streng?

Veränderungen gelingen immer nur so schnell, wie die Menschen bereit sind mitzugehen. Das ist eine Lektion, die wir aus den vergangenen Wahlen gelernt haben. Es genügt nicht zu glauben, dass wir den richtigen Weg kennen. Wir müssen die Bürgerinnen und Bürger mitnehmen und ihnen zeigen, dass unsere Politik in ihrem Interesse ist. Die wirklich großen Herausforderungen – wie Klimaschutz, Zuwanderung, Energieversorgung – können nicht ohne große Veränderungen bewältigt werden. Nur den Status quo zu halten, vergrößert die Probleme sogar.

Die verkorkste Vorlage des Heizungsgesetzes durch Robert Habeck halt nach, ist ein wesentlicher Teil des Imageproblems der Grünen. War das nicht ein kapitaler Bock, den die Grünen da geschossen haben?

So wie das Gesetz letztlich beschlossen wurde, ist es gut. Aber die Kommunikation im Vorfeld war schwierig bis desaströs. Leider ist dabei viel Vertrauen verloren gegangen. Das gilt es jetzt mühselig wieder aufzubauen. Wir müssen beweisen, dass wir gute Antworten haben.

Sind die Grünen zu oberlehrerhaft? In Hessen haben wir Grüne keine Verbote erteilt. Das macht jetzt Schwarz-Rot, indem es das Gendern verbietet und die CDU auf ihrem Parteitag das Ende des Deutschlandtickets verlangt.

Die Grünen bleiben eine Partei der linken Mitte, heißt es in einem Beschluss des hessischen Parteirats. Wofür steht das „linke“? Wir sind eine Partei der Mitte, aber ich glaube, dass das Soziale, das Ökologische und vor allem das Nach-vorn-Gerichtete ein Gegengewicht zur rechten Mitte ist. Wir stehen für progressive Politik.

Das Gespräch führten Mechthild Harting und Ralf Euler.

Das Original verzaubert durch seine Eigenart.



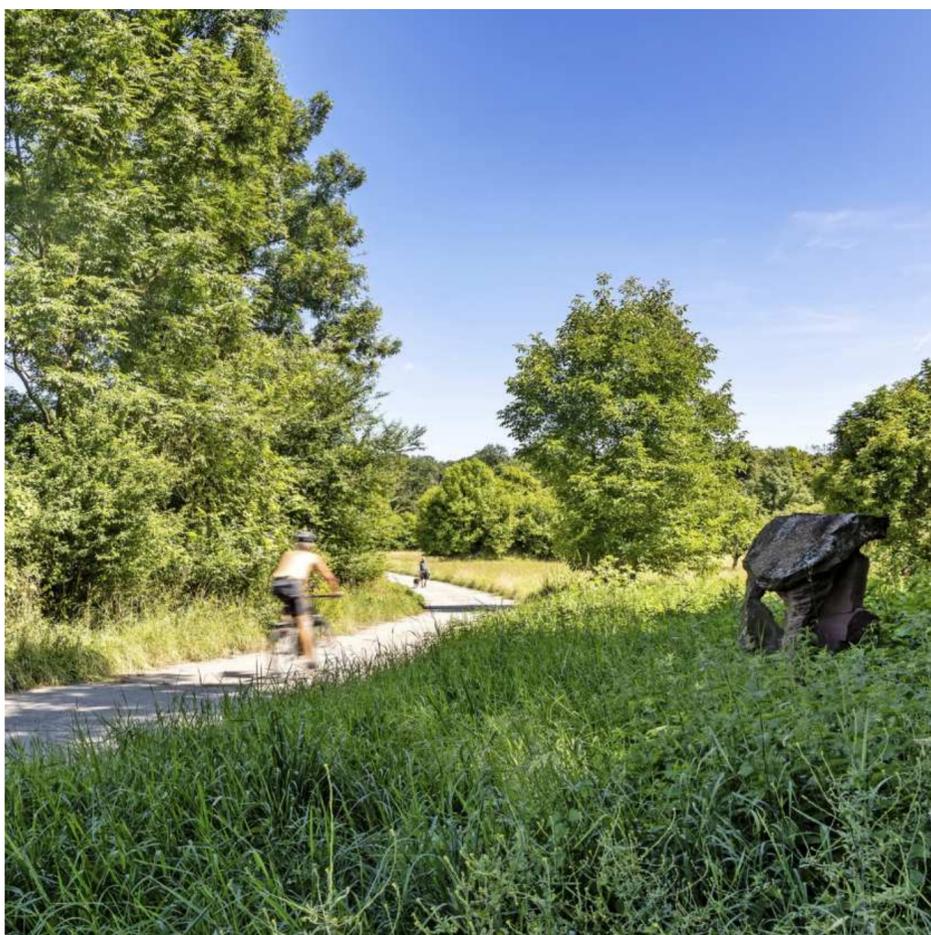
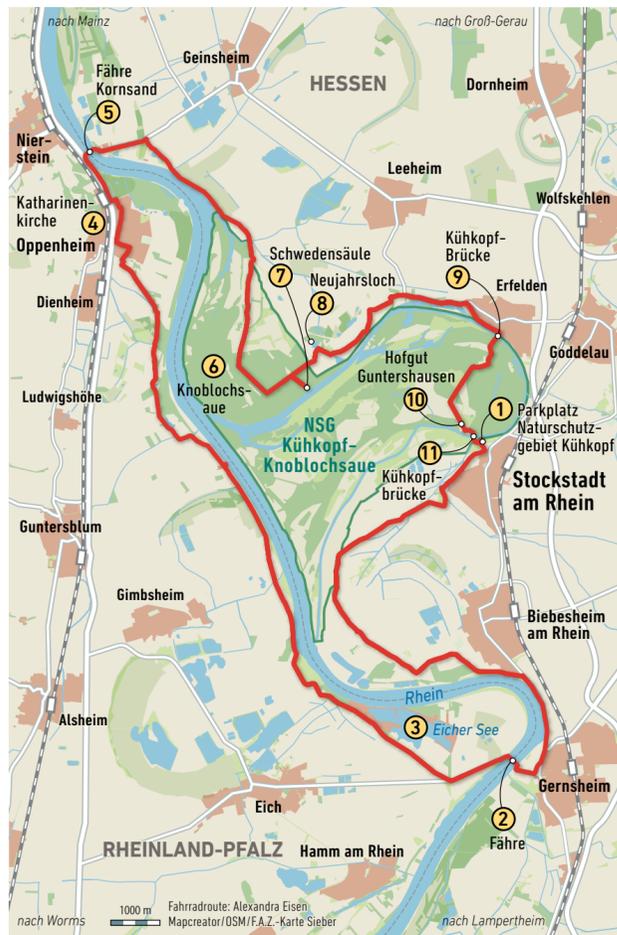
Sofa MOSSPINK

brühl

MOSSPINK – Inspiriert von den rund geschliffenen Kieselsteinen der weiten Meere. Vielfach prämiert gilt MOSSPINK als wegweisend nachhaltig, sensibel und innovativ. Entdecken Sie dieses anpassungsfähige Sofa bei Braum in Bad Homburg.

BRAUM
KLASSE. ZU HAUSE.

Möbel Braum GmbH & Co. KG · Kirdorfer Straße 42 · 61350 Bad Homburg · moebelbraum.de



Natur pur: mit dem Rad unterwegs durch Flussauen und sattgrüne Landschaften auf der Kühhopf-Insel bei Stockstadt
Foto Samira Schulz

netzagentur, die hier eine Funkmesstelle betreibt, und am alten Pumpwerk Kammerhof. Es geht noch ein kleines Stückchen geradeaus, dann den R6 verlassen und nach rechts auf die Knoblochsau abbiegen. (6) Auf unbefestigtem Weg geht es nun hinein ins Naturschutzgebiet und ins dichte Grün, bis man auf den Hauptweg (Erfelder Straße) trifft, in den man links einbiegt.

Nach einigen Metern sollte man nicht den Abzweig rechts zur Schwedensäule verpassen, zu der man über einen sehr schmalen Pfad per Rad oder auch zu Fuß gelangt. (7) Sie ist fast 400 Jahre alt und erinnert an den legendären Rheinübergang von Schwedenkönig Gustav II. Adolf im Dreißigjährigen Krieg.

Zurück auf dem Hauptweg geht es nun ein kurzes Stück über Kopfsteinpflaster, das die meisten Radfahrer heftig durchrüttelt. Dann nach links abbiegen zum wildromantischen Neujahrslöch. (8) Dabei handelt es sich um einen sogenannten Kolk, ein gut 20 Meter tiefes Strudelloch, das 1832 durch einströmendes Rheinwasser nach einem Dammbbruch entstanden ist.

An der Gabelung nach rechts und bald wieder nach links abbiegen. Die Route führt vorbei an Feldern, bis man links abbiegt und am Sportboothafen von Erfelden wieder auf den Radweg R6 stößt. Auf diesem bis zum Ortseingang von Erfelden weiterfahren, rechts auf den Damm abbiegen. Nach dem Sportplatz den Damm verlassen. Es geht weiter auf der Rheinallee, dann rechts auf die Rheinstraße, wo wir über die Kühhopfbrücke den Altrhein überqueren. (9) Ab hier geht es auf dem Hauptweg immer Richtung Hofgut Guntershausen, wo eine Dauerausstellung zum Kühhopf, das kleine Museum Stockstadt mit Galerie sowie ein Café/Restaurant untergebracht sind. (10) Ein schöner Platz für eine Abschlusspause. Wer mehr vom Kühhopf entdecken möchte: Zahlreiche Wanderwege, die auch mit dem Fahrrad zu befahren sind, zeigen hier ab. Vom Hofgut aus führt der Weg direkt über die zweite Kühhopfbrücke. Dann befindet man sich wieder am Ausgangspunkt der Tour. (11)

Unberührte Flussauen, Begegnungen mit zahlreichen Vögeln, zwei Fahrradrouten über den Rhein und Ausblicke auf traditionsreiche Weinlagen – das alles erwartet Radfahrer, die sich auf den Weg machen rund um Hessens größtes Naturschutzgebiet Kühhopf-Knoblochsau an der Grenze zu Rheinland-Pfalz.

Nur noch ein Prozent der deutschen Flussauen befinden sich in einem naturnahen Zustand, bei dem jahreszeitlich wechselnde Überflutungen und Trockenphasen eine besondere Artenvielfalt hervorbringen. Die 2400 Hektar große Kühhopf-Insel ist Teil des UNESCO-Geoparks Bergstraße-Odenwald und ein Paradies für Naturliebhaber und Vogel-freunde. Symbolvogel des Kühhopfes ist der Schwarzmilan, eine von mehr als 250 Vogelarten, denen die Auenlandschaft am Altrhein als Brut- und Rastplatz dient. Im dichten Grün und in den Sümpfen zwitschert, pfeift und singt es, dass es eine Freude für die Ohren ist. Störche und Reiher sind bei unserer Tour nicht zu übersiehende Wegbeglei-

ter. Für Blaukehlchen, Rohrsänger oder Neuntöter braucht es ein geschultes Auge.

Der Kühhopf war nicht immer eine Insel. Er verdankt diese Lage einem künstlichen Rheindurchstich, der im 19. Jahrhundert im Zuge der Rheinregulierung erfolgte und damit die Kühhopf-Schlaufe vom Hauptstrom abgetrennt hat. Zuvor lag hier adeliges Jagdgebiet, und es entstanden mehrere Hofgüter. Die jahrhundertalte Fährverbindung zwischen dem rheinhessischen Guntersblum und dem Kühhopf wurde 2012 zum Bedauern vieler Inselbesucher eingestellt. Eine Interessengemeinschaft bemüht sich seitdem um die Wiederaufnahme des Betriebs an Wochenenden und Feiertagen.

Unsere knapp 50 Kilometer lange Tour beginnt in Stockstadt. Weil es keine Steigungen gibt, bleibt am Ende hoffentlich noch genügend Puste, um das Naturschutzgebiet Kühhopf individuell noch ein wenig zu Fuß oder mit dem Rad zu erkunden. Es lohnt sich – aber vergessen Sie nicht den Insektenschutz, denn auch die Stechmücken lieben die Auenlandschaft.

Start ist der große Parkplatz des Naturschutzgebietes in Stockstadt, der an der Rheinstraße liegt, kurz vor der Kühhopfbrücke über den Altrhein. Wer mit dem Zug anreist und am Bahnhof Stockstadt aussteigt, fährt von dort ebenfalls die Rheinstraße zum Startpunkt. (1)

Nun geht es über den Stockstädter Winterdeich geradeaus, vorbei am Freibad und weiter auf den Biebeshheimer Winterdeich. Die Fahrradweg-Beschilderung führt in Richtung Gernsheim. Der Deich folgt der Biegung des Rheines. Es gibt auch einen alternativen Weg direkt am Ufer, der aber unbefestigt ist und bei Hochwasser buchstäblich ins Wasser fallen kann. Beide Strecken führen in Gernsheim nach rechts auf den

Radler-Routen: Folge 5

Auge in Auge mit dem Schwarzmilan

Wer das Naturschutzgebiet Kühhopf mit dem Rad erkundet, dem bieten sich Einblicke der besonderen Art.

Von Alexandra Eisen

Radweg an der Mainzer Straße. Hier befindet sich das Werk der Firma Merck. Mit Blick auf Rhein, Hafen und Industrieanlagen und vorbei an einer alten Hafenlokomotive geht es zur Fähre Gernsheim. Die Helene bringt Sie im Halbstundentakt auf die andere Rheinseite nach Eich. Falls Sie warten müssen, gibt es am Anleger Gastronomie für eine kleine Pause. (2)

Auf der anderen Seite angekommen, geht es über die Straße Gernsheimer Fahrt und an der nächsten Kreuzung rechts auf den hervorragend asphaltierten Radweg. Dieser führt vorbei am Wochenendhaus-Gebiet Eicher See. (3) Der Baggersee mit Sandstrand, Liegewiese und Kiosk ist im Sommer sehr beliebt. Weiter geht es, bis kurz vor Oppenheim

linker Hand die prächtige Katharinenkirche aus rotem Sandstein zu sehen ist. (4) Sie gilt als eine der bedeutendsten gotischen Kirchen am Rhein zwischen Straßburg und Köln und ist berühmt für ihre Glasfenster – ein kleiner Abstecher in die Stadt (ausgeschildert) lohnt sich. Der Blick geht auch zu den Weinbergen, die entlang des Rheins hoch aufragen. Hier befinden sich einige Spitzenlagen des rheinhessischen Weinbaus.

Auf dem Radweg geht es weiter bis nach Nierstein. In Höhe des Ortes Guntersblum verläuft auch hier wieder eine alternative Strecke direkt am Ufer, die nicht befestigt ist. Am Viehweg führen beide Routen wieder zusammen bis in ein Wohngebiet. Dort nach rechts in die Ernst-Delorme-Straße fahren, links

in die Straße Am Grohfuß – und dann vorbei am Sportplatz und dem Oppenheimer Hafen der Radbeschilderung bis zur Fähre Kornsand in Nierstein folgen. (5)

An dieser Stelle überqueren schon die Römer den Rhein. Martin Luther soll hier im April 1521 auf seinem Weg von Frankfurt nach Worms übersetzt haben, wo er vor dem Reichstag aufgefordert wurde, seine kirchenkritischen Schriften zu widerrufen. Am hessischen Ufer erinnert nahe dem Sport- und Campingklub ein Gedenkstein an das „Kornsandverbrechen“, bei dem in den letzten Kriegstagen im März 1945 fünf Männer und eine Frau aus Oppenheim und Nierstein nach einem willkürlichen Standgerichtsverfahren zum Tode verurteilt und von einem Wehrmachtsoffizier hingerichtet wurden.

Nach dem Anlegen der Fähre führt die Route geradeaus. An der großen Kreuzung rechts abbiegen. Nun befindet man sich auf dem hessischen Fernradweg R6, der hinter dem Deich in Richtung Stockstadt verläuft. Der Blick über die Riedwiesen, auf denen man Störche beobachten kann, reicht an klaren Tagen bis zum Odenwald. Es geht weiter vorbei an den großen Satellitenschüsseln der Bundes-



ÖFFNUNGSZEITEN

Das Naturschutzgebiet ist frei zugänglich. Die Dauerausstellung im Hofgut ist von April bis Oktober Dienstag bis Freitag von 14 bis 18 Uhr, Samstag, Sonntag und an Feiertagen von 10 bis 18 Uhr geöffnet. November bis März nur bis 17 Uhr und an Wochenenden ab 9 Uhr. schatzinsel-kuehkopf.de

Das Museum mit Galerie am Hofgut hat von März bis Oktober Samstag, Sonntag und an Feiertagen von 13 bis 17 Uhr geöffnet. hofgut-guntershausen.de

Die Katharinenkirche Oppenheim ist von Ostern an bis 31. Oktober montags bis samstags von 10 bis 18 Uhr (Winterzeit 10 bis 17 Uhr) und sonntags von 12 bis 18 Uhr (Winterzeit von 12 bis 17 Uhr) geöffnet und kann besichtigt werden.

Die Fähre Helene zwischen Gernsheim und Eich fährt täglich zwischen 8 und 21 Uhr im Halbstundentakt. Pro Person mit Fahrrad: 2,50 Euro faehre-gernsheim.de

Die Fähre zwischen Nierstein und Kornsand fährt täglich zwischen 7 und 21 Uhr alle 20 Minuten. Pro Person mit Fahrrad: 2,50 Euro rheinfaehre-nierstein.de



INTERNET

Die Route ist als GPX-Track hinterlegt unter: www.faz.net/radler-routen



ANFAHRT

Startpunkt ist Stockstadt am Rhein. Mit dem Auto aus allen Richtungen über die A67, Abfahrt Pfungstadt und weiter nach Stockstadt. Mit der Bahn zum Bahnhof Stockstadt am Rhein an der RE-Linie Frankfurt am Main-Mannheim oder zum Bahnhof Riedstadt-Goddelau, Endstation der S-Bahn-Linie 7 von Frankfurt. Eine Alternative ist der Einstieg in die Route ab Nierstein, das mit der Bahn über Mainz und Wiesbaden gut zu erreichen ist.



SEHENSWERT

Naturschutzgebiet Kühhopf-Knoblochsau mit zahlreichen Wanderwegen und Informationstafeln sowie dem Umweltbildungszentrum im Hofgut Guntershausen Oppenheim am Rhein mit Katharinenkirche und Deutschem Weinbaumuseum.

Das Naturschutzgebiet ist frei zugänglich. Die Dauerausstellung im Hofgut ist von April bis Oktober Dienstag bis Freitag von 14 bis 18 Uhr, Samstag, Sonntag und an Feiertagen von 10 bis 18 Uhr geöffnet. November bis März nur bis 17 Uhr und an Wochenenden ab 9 Uhr. schatzinsel-kuehkopf.de



EINKEHREN

Gernsemer Fährhaus, Schifferstraße, 64579 Gernsheim, täglich 9 bis 18 Uhr, wurde 1893 erbaut, Hausmannskost, Spezialität: Fährhaus-Bier

Gillots Genusswirtschaft, Merianstraße 3, 55276 Oppenheim, Mittwoch bis Samstag: 17.30 bis 22.30, Sonntag 15 bis 22.30, rheinhessisch-spanische Küche gillots.de

Hofgut Guntershausen, Café Schafstall, Außerhalb 27, 64589 Stockstadt am Rhein, Samstag und Sonntag 12 bis 18 Uhr. Das neue Restaurant Schafstall soll im August eröffnen. schafstall-stockstadt.com

Zum Fährstübchen, Kornsand 8, 65468 Trebur, beliebter, rustikaler Imbiss am Fähranleger für Radler und Biker



DATEN

Länge: 49 km
Beschaffenheit: asphaltierter Fahrradweg, Straße, gut befestigte Wege, die im Bereich des Naturschutzgebietes nach Regen aber stellenweise matschig sein können. Es gibt zwei Fahrradfahrten.

Höhenmeter: 50, keine Anstiege
Schwierigkeit: leicht



QR-SCAN

Dieser QR-Code führt Sie über das Handy zur Route www.faz.net/radler-routen



Kein Schnee von gestern

Hommage an einen Kultautor: Jim Avignon hat „Der Schneemann“ von Jörg Fauser illustriert – pünktlich zu dessen 80. Geburtstag.

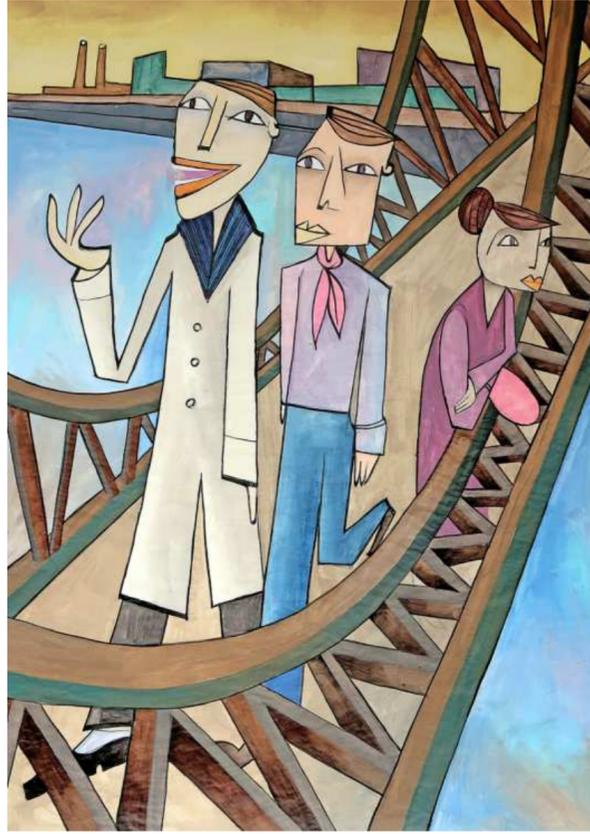
Von Sonja Esmailzadeh

Es klingt wie ein schräges Roadmovie: Er strandet in Frankreich, hat kein Geld, und dann ist auch noch sein Auto kaputt. Also malt er, damals Anfang zwanzig, Salvador-Dali-Motive auf das Pflaster von Avignon, um die Reparatur zu bezahlen. Dann steigt er wieder ins Auto und ist von da an Jim Avignon.

Zu seinem echten Namen, Alter oder Geburtsort macht er ambivalente Angaben, schon damals als Statement gegen Fake News, sagt er. In der Szene ist der deutsche Pop-Art-Künstler und Musiker bekannt wie ein bunter Hund. Von seiner Kunst kann der Wahlberliner gute 30 Jahre später mehr als die Autoreparatur zahlen. Avignon hat ein Flugzeug und Autos bemalt, Zigarettenschachteln und eine Swatch-Uhr gestaltet und seine Werke in kleineren und größeren Ausstellungen gezeigt, vor Kurzem in Seoul. Auch mit öffentlichkeitswirksamen Aktionen wie einer dekonstruierenden Kunst-Performance à la Banksy vor der Documenta in Kassel oder dem Übermalen seines eigenen denkmalgeschützten Gemäldes auf der East Side Gallery hat er auf sich aufmerksam gemacht. Der umtriebige Rekordmaler, der seine Werke rasend schnell produziert und meist für wenig Geld verkauft, will es jetzt aber ruhiger angehen.

Da kommt der Auftrag der Frankfurter Büchergilde Gutenberg gerade recht. Für eine Neuauflage des Kriminalromans „Der Schneemann“ des Frankfurter Kultautors Jörg Fauser sollte er die Illustrationen beisteuern. Sie ist aktuell zu dessen 80. Geburtstag und knapp 40 Jahre nach Fausers Tod erschienen. „Das passte sehr gut. Ich mag den Stil der Bücher, der mich an Fassbinder-Filme erinnert, den trockenen Humor, das Selbstironische“, sagt Avignon vor dem Musikklub Ono2 in Sachsenhausen. Dort hatte er kürzlich einen seiner typischen Auftritte, eine Mischung aus Konzert und Ausstellung. Im kleinen Frankfurter Szeneclub, den er noch von früher kennt, konnte man seine „Schneemann“-Illustrationen neben anderen Bildern im Großformat sehen, Acryl auf Papier und Karton. Dazu hat Avignon als Neoangin, wie er seine „1-Mann-Heimelektronikband“ nennt, alte und neue Stücke für ein aktuell geplantes Album gespielt. Die Klubkultur, die Drogen- und Untergrundszene, die Kapitalismuskritik, die Gesellschaft der Siebziger- und Achtzigerjahre, auch das verbindet Avignon mit Fauser. „Ich habe mich sehr wohlgefühlt in der Story“, so Avignon.

Die Story zu „Der Schneemann“, der 1984 mit Marius Müller Westernhagen verfilmt wurde: Eigentlich will Protagonist Blum auf Malta nur seine Pornohefte verticken. Doch dann findet er sich plötzlich in Frankfurt mit ein paar Pfund Koks wieder. Die Karibik scheint greifbar, ist der Stoff erst mal verkauft. Nur leider scheitert Blum dabei ein bisschen an sich selbst, an seiner Naivität, an Cora, Mr. Haq und den Mittellosen, die es auf den Schnee abgesehen haben. In der Mitte des Romans beschreibt Fauser die Stadt, in der er, Sohn zweier Künstler, selbst zur Schule ging, für Zeitungen schrieb, sein Studium der Ethnologie und Anglistik abbrach, in der er kaputtging, heroinsüchtig wurde und nach seiner Rückkehr



Der Eisener Steg in Frankfurt am Main: Illustriert von Jim Avignon für die Neuauflage von Jörg Fausers Roman „Der Schneemann“

Illustration Büchergilde Gutenberg

aus einem Istanbuler Drogenviertel Anfang der Siebzigerjahre wieder clean wurde.

Fauser nahm durchaus aktuelle Entwicklungen vorweg. Auf dem Eisernen Steg, wo im Roman Möwen schreien, Ausflugschiffe im Wasser dümpeln, alte Damen Tauben füttern und türkische Kinder Ajatollah spielen, will Blum einen nervösen Dealer treffen. Diese mit Banken, Bordellen und Boutiquen in die Höhe gewachsene Stadt ist ihm fremd geworden. So bewundert Blum die Skyline mit einer Mischung aus Ekel und Faszination und konstatiert: „Man konnte sagen, was

man wollte, in Frankfurt ging man zur Sache, und wenn schon alles zum Kotzen war, hier zeigte man wenigstens offen, welche Kotze zählte.“ Avignon, der diese Szene illustriert hat, mag diese „runtergehopsten Ecken“. Er hat selbst zwei Jahre in Frankfurt gewohnt, hatte in der Szenekeiße Café Eckstein ein Atelier, ehe er wie Fauser München und Berlin für sich entdeckte. „Ende der Achtzigerjahre hatte Frankfurt so ein energiegeladenes, hungriges Nacht- und Kulturleben.“

Avignons bunter Comicstil, zwischen Picasso, Lyonel Feininger und Keith Haring in einer Low-Budget-Variante, wirkt auf den ersten Blick optimistisch, lebensbejahend. Dahinter verbirgt sich aber oft eine Kritik an der Informationsgesellschaft, er zeigt das einsame, von Konsum verzehrte Individuum. Noch eine Gemeinsamkeit mit Fauser, der zwar so tat und schrieb, als sei er ein harter Kerl, aber eine verletzte Dichterseel hatte.

Während Avignon das „Geschenker zwischen Sub- und Hochkultur“ wenig ausmacht, kam Fauser, der von amerikanischen Hardboiled-Autoren und Beat-Literaten wie Raymond Chandler oder Jack Kerouac beeinflusst war, nur schwer mit seinem Krimiautoren-Image klar – wohl auch wegen einer scharfen Kritik Marcel Reich-Ranickis beim Vorlesewettbewerb in Klagenfurt, die sein Schriftstellerkollege Michael Köhlmeier als persönliche Attacke wertete. Er vermutete auch, Fausers Tod sei kein Unfall gewesen, sondern Mord. Fauser wurde nach seinem Geburtstag am 17. Juli 1987, stark alkoholisiert, auf der A 94 in München, wo er zuletzt mit Ehefrau Gabriele Obwald lebte, von einem Lastwagen erfasst und getötet. Es begann ein Nachleben als Kultautor.

Das Schmutzkind von einst gilt heute als großer Wegbereiter des Underground-Genres. Autoren wie Benjamin von Stuckrad-Barre würdigen ihn in ihren Büchern. Neben der Schneemann-Neuauflage ist im Juni auch „Rebell im Cola-Hinterland. Jörg Fauser. Die Biografie“ im Diogenes-Verlag erschienen: „Weil Jörg Fauser ein Phänomen war, das nach wie vor Rätsel aufgibt“, schreiben die Autoren Ambros Waibel und Matthias Penzel. Fausers Romane „Rohstoff“, „Schlangenmaul“ und „Der Schneemann“, seine Gedichte oder Essays wie „Blues für Blondinen“ über die Frankfurter Szene stehen für eine untergegangene Welt der Underdogs, die keinesfalls Schnee von gestern ist.



Zeichnete in „Der Schneemann“ auch ein Bild von Frankfurt: Autor Jörg Fauser (1944 bis 1987)

Foto Imago



Erinnerung an das wilde Frankfurt der Achtzigerjahre: Der Multikünstler Jim Avignon

Foto dpa

FERNSEHER AB 333,- *** SOUNDBARS AB 285,- *** VERSTÄRKER AB 329,- *** PLATTENSPIELER AB 279,- *** LAUTSPRECHER AB 77,-



INVENTURVERKAUF ZU ABGESCHRIEBENEN PREISEN

Wir freuen uns auf Sie. Ihr Ernst Schmid

ÜBER 500 TOP HI-FI- UND TV-PRODUKTE ZUM SUPERGÜNSTIGEN RESTWERT



LG OLED42C38 | 4K/UHD OLED-TV

Die Bildqualität des LG OLED evo TV C3 überzeugt dank 4K OLED evo-Display mit Brightness-Booster und Light Control Architecture sowie einem damit noch detailreicheren und helleren Bild. Hinzu kommt der leistungsstarke Gen6 4K AI-Prozessor.

107 cm = 42 Zoll | Maße mit Fuß: 94 x 58 x 17 cm



LOEWE WE.SEE 50 | HD LED Streaming-TV

Durch die revolutionäre Technologie besticht der HD LED Streaming-TV nicht nur durch ein immenses Farbspektrum und brillante Hochkontrastbilder, sondern auch durch die unglaubliche Tiefenwirkung - für perfekte Farben und Formen aus jedem Blickwinkel. Auch in Aqua-Blue erhältlich.

126 cm = 50 Zoll | Maße mit Fuß: 113 x 69 x 27 cm



SAMSUNG Q65QN93C | 4K/NEO QLED-TV

Der rahmenlose TV nutzt Quantum-Matrix-Technologie für beeindruckende Details in dunklen und hellen Bereichen. Präzise Ansteuerung von Quantum-Mini-LEDs sorgt für intensive Farben und Kontraste mit Neo Quantum HDR+. Unterstützt durch 4K AI Upscaling für ein eindrucksvolles 4K-Erlebnis.

163 cm = 65 Zoll | Maße mit Fuß: 145 x 89 x 27 cm



LG 75QNED826 | 4K QNED-TV

Er sorgt mit der Quantum Dot NanoCell Plus-Technologie für akkurate Farben. Dank α7 Gen6 4K AI-Prozessor begeistert er mit Bild- und Soundqualität. Und mit dem Filmmaker Mode™ erleben Sie Filme genau so, wie der Regisseur sie erdacht und geplant hat.

189 cm = 75 Zoll | Maße mit Fuß: 168 x 105 x 37 cm



LG OLED83C39 | 4K/UHD OLED-TV

Das 4K OLED evo-Display mit Brightness-Booster und Light Control Architecture bietet ein noch detailreicheres und helleres Bild mit leistungsstarkem α9 Gen6 4K AI-Prozessor. Dolby Atmos® Sound garantiert ein beeindruckendes Klangerlebnis.

210 cm = 83 Zoll | Maße mit Fuß: 186 x 110 x 28 cm



SENNHEISER AMBEO MINI | Soundbar

Die Soundbar bietet immersiven 3-D-Sound in kompaktem Design. Sie genießt klare Musik und einfache Einrichtung mit Raumkalibrierung. Die App steuert Einstellungen und EQ.



MARANTZ PM7000N | Streamer-Verstärker

Entdecken Sie den PM7000N, den ersten Hi-Fi-Vollverstärker von Marantz mit Stromgegenkopplung und HEOS Built-in. Er ist die perfekte Wahl für Audiophile und enthält hochwertige Audiokomponenten. Auch in Silber-Gold erhältlich.



CLEARAUDIO CONCEPT PACKAGE HP | Plattenspieler

Die Vision, High-End-Technik, made in Germany, im Einstiegssegment zu realisieren, ist ein lang angestrebtes Ziel von clearaudio. Der Plattenspieler vereint innovative Technik, Klang und Design zu unschlagbaren Konditionen. Auch in Silber erhältlich.



YAMAHA R-N1000A | Streamer-Vollverstärker

Der Yamaha R-N1000A überzeugt durch ein einzigartiges Klangerlebnis. Authentische Hi-Fi-Qualität mit Kompatibilität für hochauflösendes Musik-Streaming. Das System begeistert mit einer mühelosen Anpassung der idealen Raumakustik (YPAO™). Auch in Silber erhältlich. Inkl. HDMI-TV-Anschluss.



CANTON VENTO 896.2 DC 3-Wege-Lautsprecher

Neben dem erstklassigen Hochtonsystem aus Keramik und klangleitenden Titanium-Membranen bietet die Vento im Tieftonbereich eine Double-Cone-Membran. Auch in Weiß erhältlich.

Maße mit Standfuß (B x H x T): 29 x 110 x 38 cm

Alle Preise in Euro inkl. MwSt. Zwischenverkauf, Änderungen und Druckfehler vorbehalten. Abgabe an Endverbraucher nur in haushaltsüblichen Mengen. Werbeanzeige für KW 28 und 29/2024.

FRANKFURT
Große Friedberger Straße 23-27
Telefon TV: 069.920041-22
Telefon HiFi: 069.920041-11
Mo-Fr: 10-19 Uhr | Sa: 10-18 Uhr
Die HI-FI-PROFIS Warenhandels GmbH

WIESBADEN
Rheinstraße 29
Telefon TV: 0611.974535-22
Telefon HiFi: 0611.974535-11
Di-Fr: 10-19 Uhr | Sa: 10-18 Uhr
Die HI-FI-PROFIS Verwaltungs- und Handels GmbH

MAINZ
Rheinstraße 4 (Fort Malakoff)
Telefon TV: 06131.275609-88
Telefon HiFi: 06131.275609-11
Di-Fr: 10-19 Uhr | Sa: 10-18 Uhr
Die HI-FI-PROFIS Verwaltungs- und Handels GmbH

Gratis Parken
HI-FI & TV auf über 3000 m²
Bundesweite Auslieferung inkl. Montage



Die Inventurverkaufsangebote gibt's auch im Webshop!
Einfach QR-Code scannen oder unter www.hifi-profis.de

HI-FI-PROFIS
Ihr Haus für TV | HiFi | Heimkino

Begehrter
Selbstversuch: Mike
Schäfer hat mit
„Arbeitsraum/
Wohnplatz“ sein eigenes
Leben zum Teil des
26. Rundgangs der HfG
Offenbach gemacht.
Fotos Frank Rumpenhorst



Wird der Mensch das letzte Lebewesen auf der Erde sein? Und was können wir vom Moos lernen, einem der ältesten Lebewesen auf dem Planeten? Ein menschliches Wesen in Moosrüstung, dessen bioelektrische Signale zum Sound werden und mit den Klängen seiner Umwelt verschmelzen, geht in einer Landschaft aus vulkanischem Gestein, Wasser und Moos dieser Frage nach. Dazwischen hallt der laute Bass, erzeugt durch den Schlag auf eine verkabelte Mistgabel. Joelle Pidoux und Sarah Melz beschäftigen sich in ihrer Performance „cos_moos“ mit 400 Millionen Jahre alten Moosen und beobachten ihr Treiben auf der Erde. „Das Moos absorbiert, es reinigt die Luft“, sagt Melz, die einen Helm aus Gummi, Draht, Kupferstangen und Moos sowie begrünte Knieschützer trägt. „Das nehme ich für mich an und schaue, was passiert.“ Im vergangenen Jahr haben die beiden Pilze zum Singen gebracht, dieses Jahr sind es Gegenstände, die zu Müll geworden sind und, an einen Verstärker angeschlossen, zu Instrumenten der kleinen Biosphäre werden.

Es ist eine der mehreren Hundert Arbeiten, die die Studierenden noch bis Sonntag beim 26. Rundgang an der Hochschule für Gestaltung (HfG) in Offenbach ausstellen. An drei Tagen führen die rund 600 angehenden Künstler und Designer wieder durch ihre Arbeiten und zeigen Blicke in die Zukunft. Sie arbeiten interdisziplinär, am Stadtraum orientiert, mit Künstlicher Intelligenz, mit Projektionen, Performances, mit Traditionen und vielem mehr. In diesem Jahr liegt Aufbruch in der Luft, der Beginn von neuen Zeiten, in denen die Kunstwerke miteinander wirken und künstlerische Disziplinen verschmelzen. Das ist ganz im Sinne der neuen Wege, die die Hochschule bald gehen wird. 2030 soll die Lehre in ein neues Gebäude umziehen, laut dem nun scheidenden HfG-Präsidenten Bernd Kracke werden die Bauarbeiten 2026 beginnen. Dort soll die Arbeit noch interdisziplinärer werden, als sie es jetzt schon ist. „Es wird gemeinschaftliche Werkstätten geben, so sollen sich neue Zusammenhänge ergeben“, sagt Kracke.

Passend dazu konzentriert sich der Rundgang diesmal nicht nur auf das Areal rund um den Hochschulcampus in der Schloßstraße. Das „GROW“, das den Wachstumsprozess gar als Aufforderung schon im Namen trägt, ist die diesjährige Ergänzung zur Ausstellungsfläche im Hochschulgebäude. Den ehemaligen und nun leer stehenden Komplex der Oddo BHF Bank in der Strahlenbergerstraße hat die HfG für den diesjährigen Rundgang als besonderen Ausstellungsort gewinnen können. Auf 12.000 Quadratmetern über vier Stockwerke verteilt zeigen die Studenten unter anderem Performances, Projektionen und Installationen – im Fokus stets der interdisziplinäre Ansatz.

Direkt im Foyer zeigt sich der Schnittpunkt zwischen Bildhauerei und experimenteller Raumkunst. Sonja Prochorow etwa beschäftigt sich in ihrer großformatigen Installation „Sleeping With: Heroic Myth“ mit dem Fantum. Meterlange Metallstangen durchziehen den verglasten Eingangsbereich. An ihnen hängen bezogene Bettdecken, die man vielleicht noch aus dem eigenen Jugendzimmer oder dem seiner Kinder kennt: Auf den Bezügen prangen die Band Tokio Hotel oder „Star Wars“-Figuren. Dann sind da Hannah Montana, Vin Diesel, und eine in den zweiten Stock ragende Stange durchsticht den auf Bettwäsche gedruckten Pferdestar eines Ponyfilms.

Während im Innenhofgarten die Moos-Performance stattfindet, zeigt Philipp Langer zwei Gänge weiter seine mehrstufige Arbeit, für die er analoge



Im Aufbruch in den Moos-Kosmos

Der 26. Rundgang an der HfG Offenbach zeigt Zukunftsvisionen der Kunst- und Designstudenten.

Von Louise Otterbein



Von Performance bis Lampenschirm reichen die Entwürfe und Projekte, die im „GROW“ und anderswo zu erkunden sind.
Foto Frank Rumpenhorst

Realitäten in digitale Abdrücke übersetzt und sie wieder ins Analoge zurücktransportiert. Dieser Prozess erscheint so in Skulpturform als große Chipstüte, als zusammengesetzte Zigarettschachtel oder als Porträtmalerei. Ein Stockwerk weiter fragt der Grafikdesignstudent Victor König nach der Nostalgie, die alte Videospiele auslösen. „Erinnerung an konstruierte Welten“, mit dem er sein Studium abschließt, zeigt Videospieldesignanimationen, für die er „jedes Pixel von Hand eingefärbt“ habe, jede Bewegung sei einzeln animiert. „Was machen die Spielfiguren, wenn der Spieler nicht hinguckt?“ ist seine Ausgangsfrage. Noch weiter oben geht es um Mobilität, es werden zukunftsfähige Straßenpoller vorgestellt, die zu Tischen und Stühlen umfunktioniert werden können: die Straße als Ort des Beisammenseins und Verweilens.

Doch auch im Hochschulgebäude gibt es allerhand Zukunftsvisionen zu entdecken, direkt im Eingang werden die Besucher von einem Roboter begrüßt, der ihnen, wie ein Türsteher am Clubeingang, einen Stempel auf die Hand drückt: Du darfst rein. Er kommt aus dem KI-Labor der Hochschule. Mit Künstlicher Intelligenz haben sich auch Studenten in der Werkstatt des Digital Design beschäftigt. Eine Gruppe unter-

sucht, wie mit digitalen Werkzeugen die Landwirtschaft verbessert werden könnte. Die Datenerhebung schaffen die Pflanzen selbst: Sie sind mit Sensoren ausgestattet.

Auch die jüngsten Studenten stellen ihre Arbeiten aus. Innerhalb von sechs Wochen haben Zweitsemester im Design jeweils einen Entwurf für einen Hocker zu unterschiedlichen Fragestellungen entworfen. Dabei sind sie zu den Wurzeln zurückgegangen: „Ich habe mich an einem DIN-A4-Blatt orientiert und mich den geometrischen Formen unterworfen“, sagt etwa Kilian Pfifferling. Er faltete das Blatt, dann folgten Einschnitte. Entstanden ist ein fünf Millimeter dünner Aluminiumhocker, der seinen Ursprung noch klar erkennen lässt.

Die neuen Zeiten, die vor der Hochschule liegen, hallen in den Räumen nach. Mike Schäfer hat sich in den Aufbruch hineingefühlt und sein gesamtes Hab und Gut zu einer Installation entwickelt. Entstanden ist ein verlassenes Zimmer. Auch Schäfer selbst ist gar nicht da – nur sein Professor Martin Liebscher gibt Auskunft: „Ich glaube, der ist nach Spanien aufgebrochen.“

Der Rundgang der Hochschule für Gestaltung ist bis 14. Juli geöffnet, Samstag 14 bis 22, Sonntag 14 bis 20 Uhr, alle Informationen und Orte unter hfg-offenbach.de.

GEGENÜBER & NEBENAN

Nicht für die Schule

Von Severin Groebner

Ja! Jetzt sind sie endlich da. Die Ferien! Die Kinder aus der benachbarten Schule rennen jubelnd aus dem Schulhaus. Gute Noten, schlechte Noten? Egal, Hauptsache, sechs Wochen nicht mehr in dieses Gebäude. Diese Freude ist verständlich. Denn die Schule nebenan ist nicht nur nervig, lästig, anstrengend und unausweichlich, wie Schulen nun einmal für Kinder sind, sondern ihre Fassade schmückt auch ein metergroßes Loch. Da ist der Außenputz aus der Wand gefallen. Ist aber nichts Besonderes in Frankfurt. In einer anderen Schule in der Nachbarschaft ist seit Monaten das Schwimmbad geschlossen, weil die Duschen nicht funktionieren. Aber was sind schon Monate, wenn wieder andere auf die Sanierung ihrer maroden Toilettenanlage seit 2007 warten. Dafür gibt es woanders Risse in den Wänden, oder es regnet zum Dach hinein.

Da bekommt der nervige Spruch, den sich alle Generationen von Schülerinnen und Schülern anhören müssen, „Nicht für die Schule lernen wir, sondern fürs Leben“ eine ganz neue Bedeutung. Warum auch für die Schule lernen, wenn man nicht weiß, wie lange der vor sich hinbröckelnde Bau überhaupt noch steht.

Dabei wissen etwa 30 Prozent der Frankfurter Schulkinder gar nicht, wie ihre Schule eigentlich aussieht. Denn sie werden in sogenannten Ersatzbauten unterrichtet. Meistens in Containern. Dort kann es im Sommer schon mal 41 Grad haben. Hoffentlich wird dann gerade Biologie unterrichtet, wo man sich an einem praktischen Beispiel anschauen kann, wie sehr Konzentrationsfähigkeit unter extremen Temperaturen leidet. Den zweiten Teil

der Unterrichtseinheit gibts im Winter, wenn sich im Container die Thermometeranzeige der Null nähert, weil die Heizung kaputt ist. Dabei tut die Stadt etwas. 24 neue Schulen in Frankfurt sind bewilligt und geplant. Nur leider noch nicht gebaut.

Da darf man sich dann nicht wundern, dass sich die Kinder gerne in fiktive Schulen wie Harry Potters Hogwarts oder die der magischen Tiere hineinräumen. Die sind für sie nicht weniger unreal als die, die sie eigentlich besuchen sollten.

Eine Milliarde steckt Frankfurt jetzt in den Schulbau, wurde diese Woche bekannt. Das ist gut. Nur leider hat die Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft den Bedarf vor Monaten mit 2,5 Milliarden Euro angegeben. Und wer in der Schule aufgepasst hat, kann sich

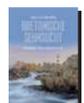


Severin Groebner

ausrechnen, wie groß die Differenz ist. Da fällt einem ein, dass der oben erwähnte Spruch ein Zitat von Seneca ist, der damit die lebensfernen Lehrinhalte an den Schulen kritisieren wollte, und dass es eigentlich lautet: „Nicht fürs Leben, sondern für die Schule lernen wir.“ Aber dazu kommen wir erst nach den Ferien.

BLATTGOLD

Bestseller in Rhein-Main

- 1 (1)  **Bretonische Sehnsucht**
Jean-Luc Bannalec
Kiepenheuer & Witsch, 18 Euro
- 2 (2) **Altern**
Elke Heidenreich
Hanser, 20 Euro
- 3 (3) **22 Bahnen**
Caroline Wahl
DuMont, 13 Euro
- 4 (4) **Kairos**
Jenny Erpenbeck
Penguin, 14 Euro
- 5 (7) **Views**
Marc-Uwe Kling
Ullstein, 19,99 Euro
- 6 (9) **Hast du Zeit?**
Andreas Winkelmann
Rowohlt Taschenbuch, 13 Euro
- 7 (8) **Das Echo der Schuld**
Charlotte Link
Blanvalet, 12 Euro
- 8 (10) **Windstärke 17**
Caroline Wahl
Dumont, 24 Euro
- 9 (–)  **Möchte die Witwe angesprochen werden ...**
Saša Stanišić
Luchterhand, 24 Euro
- 10 (–)  **Madame le Commissaire und das geheime Dossier**
Pierre Martin
Droemer Knauer, 12,99 Euro

► Einsteiger der Woche

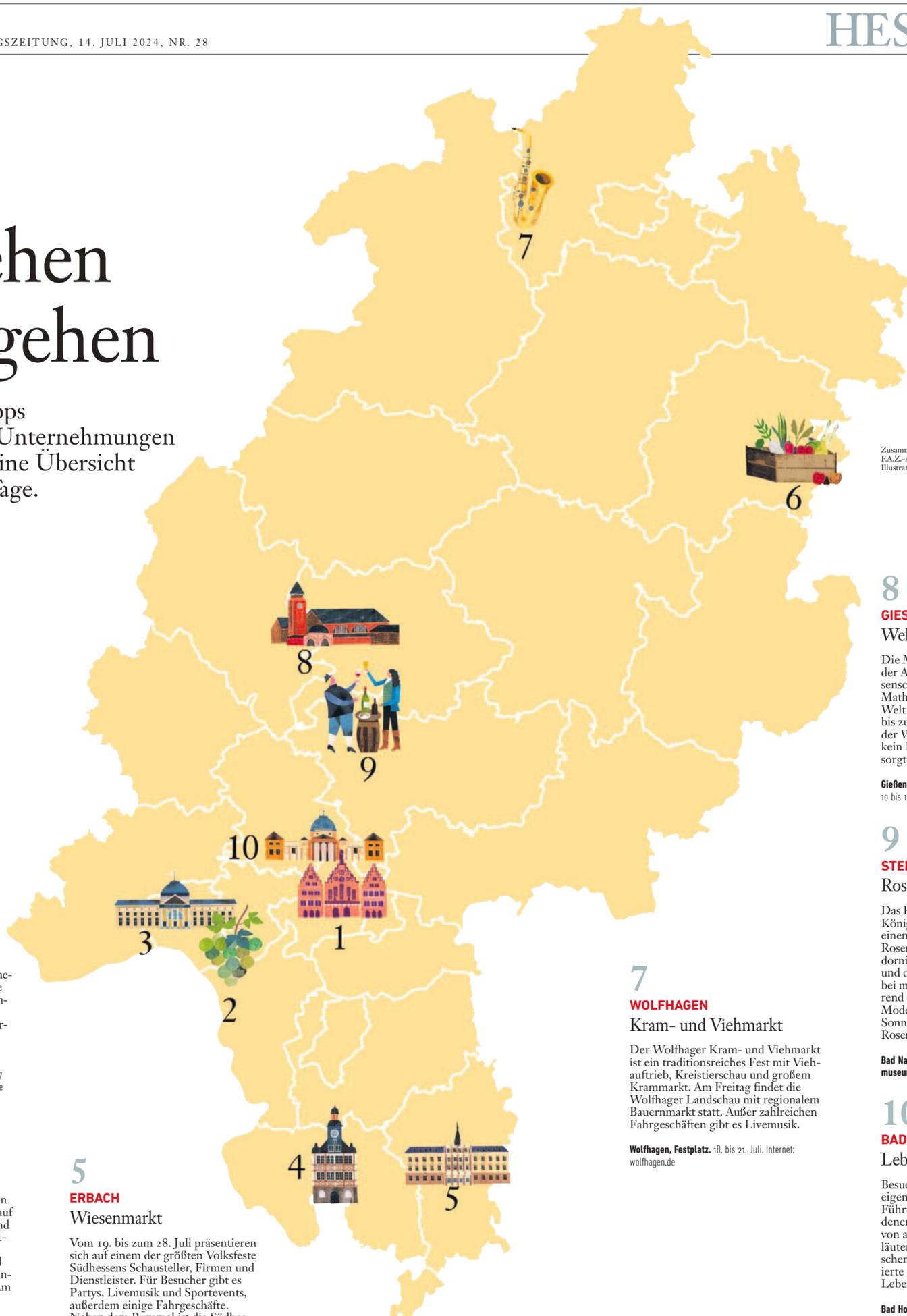
Hugendubel

Frankfurter Allgemeine

Was liest das Rhein-Main-Gebiet? Unsere Bestsellerliste beruht auf der Zahl verkaufter Exemplare in den acht Hugendubel-Filialen in Bad Homburg, Darmstadt, Frankfurt (Hessen-Center, Steinweg), Mainz (Am Brand, Römerpassage), Neu-Isenburg und Wiesbaden. Sie vereint Belletristik und Sachbuch sowie Hardcover, Taschenbuch und Paperback.

Eine Woche rausgehen & ausgehen

Die schönsten Tipps für Ausflüge und Unternehmungen in ganz Hessen. Eine Übersicht für die nächsten Tage.



Zusammengestellt vom F.A.Z.-Archiv, Gaby Bock, Illustration Martin Haake

1 FRANKFURT Pilgertour

Am nächsten Sonntag führt eine ökumenische Pilgertour durch die Metropole des Rhein-Main-Gebiets, die schon immer Zentrum des Geldes, der Banken und des Handels war. Inspirierende Orte zum Innehalten und Kraftschöpfen werden an dem Nachmittag entdeckt.

Frankfurt, Hauptwache. Sonntag, 21.7. von 11 bis 17 Uhr. Anmeldung unter familienbildung-evangelisch.de

2 HOCHHEIM Wein in den Gassen

Beim Hochheimer Weinfest schenken an diesem Wochenende die Winzer auf den Gassen, in Straußwirtschaften und in den Höfen ihre Weine aus. Die pittoreske Hintergasse wird zur Kunsthandwerker- und Künstlermeile, und an der alten Malzfabrik gibt es für Kinder Fahrgeschäfte und Spielbuden. Am Sonntag sind die Geschäfte geöffnet.

Hochheim, Altstadt. 12. bis 15. Juli. Internet: hochheim-tourismus.de

3 WIESBADEN Hafenfest

Das Schiersteiner Hafenfest in Wiesbaden mischt Tradition und Moderne und bietet ein abwechslungsreiches Programm mit regionalen Speisen und Fahrgeschäften. Höhepunkte des Festes sind das DLRG-Stromschwimmen und der „illuminierte Bootskorso“ an diesem Wochenende im Schiersteiner Hafen.

Wiesbaden-Schierstein, rund um den Hafen. 12. bis 15. Juni. Internet: wiesbaden.de/leben-in-wiesbaden

4 HEPPENHEIM Musik auf der Burg

Aus dem Festival auf der Starkenburg in Heppenheim hat sich mittlerweile ein Musikfestival entwickelt, das von vielen Besuchern auch als Familienfest wahrgenommen wird. Im Innenhof, auf der Panoramawiese und im Rittersaal treten an diesem Samstag sowohl internationale als auch lokale Bands auf. Ebenso werden an beiden Tagen verschiedene DJs aufgelegt. Zusätzlich gibt es ein Kinderprogramm und einen Basar mit handgemachter Kunst.

Heppenheim, Starkenburgweg. 19. bis 21. Juli. Internet: starkenburg-festival.de

5 ERBACH Wiesenmarkt

Vom 19. bis zum 28. Juli präsentieren sich auf einem der größten Volksfeste Südhessens Schausteller, Firmen und Dienstleister. Für Besucher gibt es Partys, Livemusik und Sportevents, außerdem einige Fahrgeschäfte. Neben dem Rummel ist die Südhessen-Messe ein fester Bestandteil des Wiesenmarkts. Am Samstag, 27. Juli, findet mit dem Reit- und Springturnier im Sportpark ein Highlight für alle Fans des Pferdesports statt.

Erbach, Innenstadt. Internet: erbach.de/maerkte-kultur/feste-maerkte/erbacher-wiesenmarkt

6 FRIEDEWALD Rund um den Garten

An diesem Wochenende findet der Friedewalder Gartenmarkt auf dem Gelände rund um die Wasserburg statt. Etwa 100 Aussteller aus ganz Deutschland bieten dort ihre Gartenprodukte an. Ein informatives Rahmenprogramm sowie vielfältige Speisen machen den Markt zu einem Gartenfestival.

Friedewald, Wasserburg. Bis Sonntag, 14. Juli, von 10 bis 18 Uhr. Internet: gartenkoenig.com/event/friedewalder-gartenfest

7 WOLFHAGEN Kram- und Viehmarkt

Der Wolfhager Kram- und Viehmarkt ist ein traditionsreiches Fest mit Viehauftrieb, Kreistierschau und großem Krammarkt. Am Freitag findet die Wolfhager Landschau mit regionalem Bauernmarkt statt. Außer zahlreichen Fahrgeschäften gibt es Livemusik.

Wolfhagen, Festplatz. 18. bis 21. Juli. Internet: wolfhagen.de

8 GIESSEN Welt der Zahlen

Die Mathematik zählt zusammen mit der Astronomie zu den ältesten Wissenschaften der Menschheit. Ohne Mathematik würde in der modernen Welt nichts funktionieren: Vom Auto bis zum Wetterbericht beruht alles auf der Welt der Zahlen. Dafür, dass sie kein Buch mit sieben Siegeln bleibt, sorgt das Gießener Mathematikum.

Giessen, Mathematikum, Liebigstraße 8. Täglich von 10 bis 18 Uhr. Internet: mathematikum.de

9 STEINFURTH Rosenfest

Das Rosendorf Steinfurth feiert die Königin der Blumen alle zwei Jahre mit einem Fest. In der Innenstadt und im Rosendom dreht sich alles um die dornige Schönheit. Die Rosenschau und das Museum beschäftigen sich dabei mit der Geschichte der Rose, während der Rosenmarkt sich der aktuellen Mode und Gärtnerei widmet. Am Sonntag zieht der blumengeschmückte Rosenkorso durch die Innenstadt.

Bad Nauheim-Steinfurth, rund um das Rosendom. 19. und 20. Juli. Internet: bad-nauheim.de

10 BAD HOMBURG Leben bei den Römern

Besucher können die Saalburg auf eigene Faust erkunden oder an einer Führung teilnehmen. In den verschiedenen Ausstellungsteilen wird anhand von archäologischen Fundstücken erläutert, wie sich das Leben der römischen Soldaten gestaltete. Rekonstruierte Räume machen die damaligen Lebensverhältnisse erlebbar.

Bad Homburg, Saalburg 1. Internet: saalburgmuseum.de

SCHNITZER
HOME DESIGN

FLIESEN TÜREN BÄDER PARKETT

RS Schnitzer home design
Kelttenstraße 11 · 63486 Bruchköbel · Fon 06181 9721-0
www.rs-schnitzer.de · Mo.-Fr. 9-18 Uhr & Sa. 9-13 Uhr

RHEIN IN FLAMMEN
KOBLENZ

BUCHEN SIE JETZT!
www.primus-linie.de

Erleben Sie das Feuerspektakel hautnah bei uns an Bord!

10. AUGUST 2024
150,- € p. P.
inkl. DJ, 1 Hauptgericht und Auswahl an Softgetränken

PRIMUS-LINIE
Frankfurter Personenschiffahrt Anton Nauheimer GmbH
Mainkai 26, 60311 Frankfurt am Main
BUCHUNG UND WEITERE INFOS UNTER WWW.PRIMUS-LINIE.DE



Christian Setzepfandt Foto privat

Eine Woche

Kunst & Kultur

Wichtige Termine zwischen Mainz und Aschaffenburg von Samstag bis Freitag

LITERATUR

Christian Setzepfandt

Inmitten der ältesten erhaltenen Gebäudereste Frankfurts, dem ehemaligen Archäologischen Garten, findet die Reihe „franconofurd-Sommer“ statt. Kaum jemand kennt die Stadt Frankfurt mit all ihren Facetten so gut wie Christian Setzepfandt. Der Stadtführer, Autor und Historiker liest aus seinen Büchern zur Frankfurter Geschichte.

Christian Setzepfandt, Frankfurt, Kaiserpfalz – franconofurd, Donnerstag, 18. Juli, 19.30 Uhr

Alexander Schaub und Martin Olden

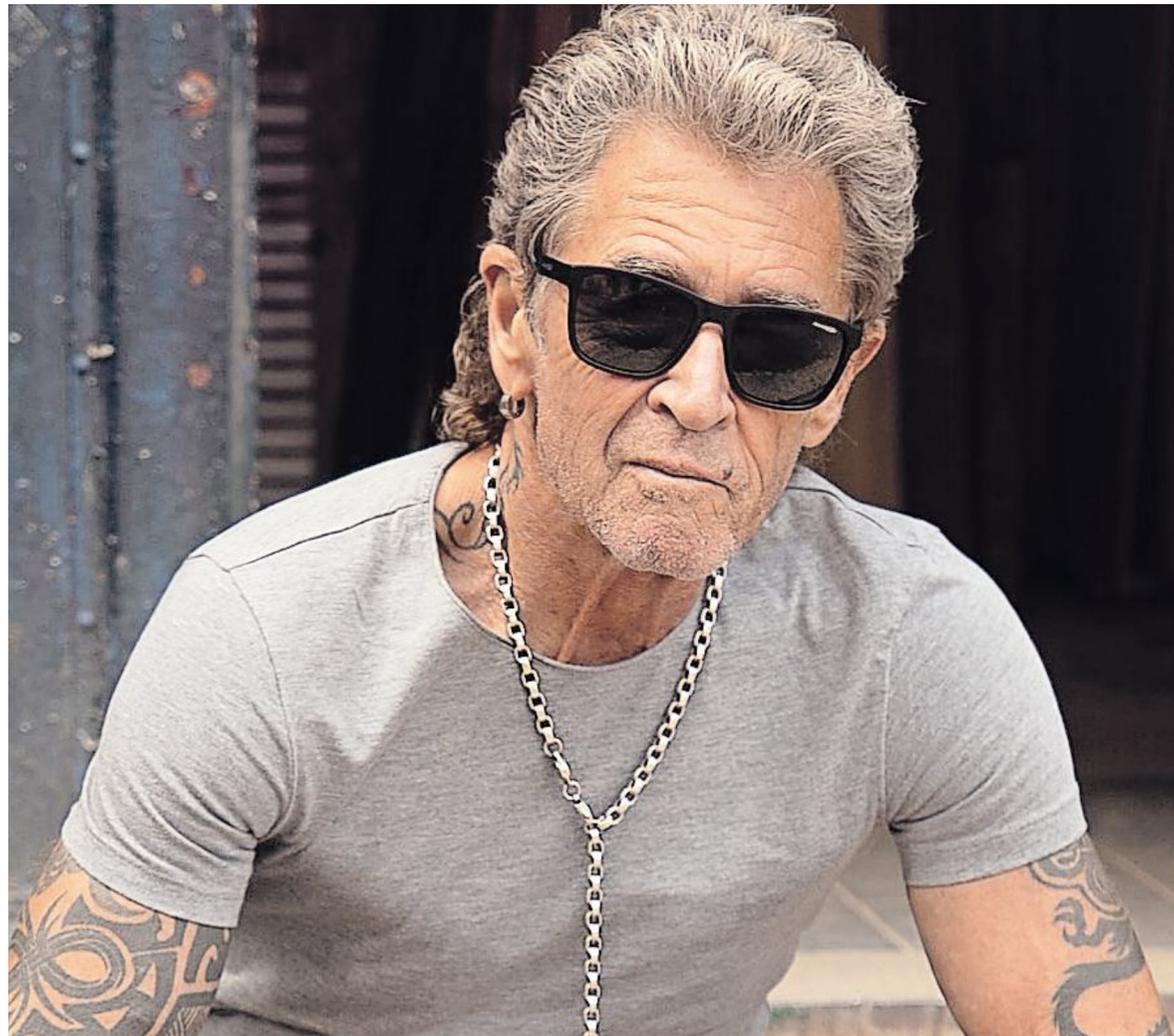
In Frankfurt werden zwei Frauen getötet. Die Kripo um Hauptkommissar Bernd Steiner hat keinen Schimmer, wer dahinterstecken könnte. Ein Kronzeuge des BND taucht in der Mainmetropole unter. Privatdetektiv Thomas Martini erhält den Auftrag, ihn aufzuspüren. Ist der mysteriöse Mann für die Bluttaten verantwortlich? Steiner und Martini müssen ermitteln. Die beiden Krimi-Autoren Schaub und Olden lesen aus ihrem gemeinsamen Krimi „Kill Run Die“.

Alexander Schaub und Martin Olden, Frankfurt, Gemeindezentrum Mutter vom Guten Rat, Donnerstag, 18. Juli, 19.30 Uhr

Franz Kafka

Sein 100. Todestag wird zum Anlass genommen, um an Franz Kafka zu erinnern, der Werke schuf, in denen er durch seine genaue Beobachtungsgabe das Wesentliche zum Ausdruck bringt und teilweise unergründliche, bedrohliche, absurde Situationen schildert. Der Schauspieler und Sprecher Günther Henne liest einige seiner kurzen Erzählungen und einen Auszug aus dem „Brief an den Vater“. Begleitet wird Henne von Theodor Köhler, der eigens für die Lesung Musik zu den Texten Kafkas komponiert hat und am Klavier interpretiert.

Franz Kafka, Frankfurt, Nebbisches Gartenhaus, Sonntag, 14. Juli, 11 Uhr



Peter Maffay

Foto Jennifer Toebben

POP/JAZZ

Peter Maffay

Der erfolgreiche Sänger steht seit 55 Jahren auf der Bühne. Anlässlich dieses Jubiläums und seines 75. Geburtstags geht er auf große Deutschlandtournee. Die „We love Rock 'n' Roll - Farewell Tour“ wird Peter Maffays letzte große zusammenhängende Tournee sein. „Es ist kein Abschied von der Musik. Es ist der Abschied von der großen Tourneebühne“, sagt der Musiker. Das Repertoire besteht aus Songs, „die den Konzertbesuchern in 55 Jahren Spaß gemacht haben“, verspricht er. Special Guest ist die amerikanische Sängerin Anastacia.

Peter Maffay, Frankfurt, Deutsche Bank Park, Donnerstag, 18. Juli, 20 Uhr

Ronan Keating

Seine erfolgreiche Musikkarriere begann 1994 mit der Band Boyzone. 1999 landete Ronan Keating mit „When You Say Nothing At All“ aus dem Soundtrack von „Notting Hill“ seinen ersten Nummer-eins-Single-Hit. Es folgten viele erfolgreiche Alben, für die er am Songwriting beteiligt war. Neben seiner Liebe zur Musik hat Keating auch seine Leidenschaft als Moderator entdeckt. Das Publikum darf sich auf eine einzigartige Live-Performance freuen.

Ronan Keating, Mainz, Zitadelle, Dienstag, 16. Juli, 19 Uhr

Shaba

Die Band um den Pianisten Andrey Shabashev bewegt sich im Spannungsfeld von melodischem Jazz und moderner Produktion mit elektronischen Sound-Vignetten. Shabas Debütalbum offenbart viele Facetten, die Shabashevs russische Biografie widerspiegeln und den Charakter seiner Musik ausmachen. In „Pictures of the White North“ reflektiert er über seine alte Heimat.

Shaba, Frankfurt, Palmengarten, Donnerstag, 18. Juli, 19.30 Uhr

KLASSIK/OPER

Trio E. T. A.

Aus gutem Grund verneigt sich das 2019 in Hamburg gegründete Trio E. T. A. mit seinem Namen vor dem Schriftsteller, Komponisten und Kritiker E. T. A. Hoffmann: Das Ensemble hat sein Triospiel mit romantischer Musik begonnen, liebt künstlerische Querverbindungen und beschäftigt sich mit dem kammermusikalischen Repertoire von der Klassik bis hin zur zeitgenössischen Musik. Schnell machten die drei Mitglieder auf sich aufmerksam und erspielten sich nicht nur den Preis des Deutschen Musikwettbewerbs, sondern wurden im Jahr 2023 auch für das Förderprogramm „New Talent“ von SWR2 ausgewählt.

Trio E. T. A., Geisenheim, Schloss Johannisberg, Freitag, 19. Juli, 19 Uhr

City Light Symphony Orchestra

Die weitläufige Anlage des Kurparks Wiesbaden ist nicht nur ein Ort, um die Seele baumeln zu lassen, sondern bietet auch die perfekte Bühne für legere Sommerlaune. Das City Light Symphony Orchestra unter der Leitung von Kevin Griffiths zelebriert unter freiem Himmel den großen Klang Hollywoods. Seit der Gründung des Ensembles im Jahr 2018

liegt der Schwerpunkt der Darbietung auf der Filmmusik. So erklingen unter anderem die berühmten Soundtracks aus „Ben Hur“, „Robin Hood“ und „Star Wars“.

City Light Symphony Orchestra, Wiesbaden, Kurpark, Freitag, 19. Juli, 19.30 Uhr

Grigory Sokolov

Der Pianist ist bekannt dafür, dass er sein Programm mit großem künstlerischem Feingefühl auswählt. Er veröffentlicht sein Programm traditionell erst spät und bereitet die ausgesuchten Werke mit großer Akribie vor. Sein Spiel lässt alles andere unwichtig erscheinen und schafft ein unvergleichliches Konzerterlebnis. Zudem bereichert er seine Auftritte regelmäßig mit zahlreichen Zugaben. Im Rahmen des Rheingau Musik Festivals spielt er in Wiesbaden Werke von Bach, Chopin und Schumann.

Grigory Sokolov, Wiesbaden, Kurhaus Wiesbaden, Mittwoch, 17. Juli, 20 Uhr



Trio E. T. A.

Foto Susanna Veronika Pinachyan

RÖMERWOCHESENDE

Spannende Einblicke und Vorführungen über das 1. Jahrhundert nach Christus. Neben einem römischen Zeltlager wird römisches Handwerk präsentiert – vom Feldschmied über Wollverarbeitung bis zum Steinmetz.

Römerwochenende, Mainz, Landesmuseum Mainz, Samstag, 13. und Sonntag, 14. Juli, jeweils 10–17 Uhr

AUSSTELLUNGEN

Verspielt? – Roulette mit der Insekten- und Pflanzenwelt

Insekten sind unersetzlich. Doch ihre Zahl und Vielfalt nimmt rapide ab. Der Palmengarten widmet sich in dieser Ausstellung bis zum 6. Oktober der ökologischen Bedeutung von Blüten und Bestäubern. Entlang eines vielseitigen Parcours durch das Freiland, das historische Palmengartenhaus und die Galerien veranschaulichen einunddreißig Künstler mit Metallskulpturen, Videoanimationen, Klangkunst, Fotografie und Malerei unsere Abhängigkeit von Insekten und Pflanzen sowie deren unvergleichliche Schönheit.

Verspielt? – Roulette mit der Insekten- und Pflanzenwelt, Frankfurt, Palmengarten, Mo–So 9–19 Uhr, 18. Juli bis 6. Oktober 2024

Katharina Gierlach

Wie sieht unberührte Natur aus? In der DavisKlemmGallery erschafft Katharina Gierlach über den Sommer eine grüne Oase. Diese bietet unter dem Titel „Green Deal“ Malerei in Ölfarben, die im pastosen Auftrag die Opulenz der Natur spiegelt. Gierlach, 1983 in Würzburg geboren, hat an der

Akademie der Bildenden Künste in Nürnberg und an der École supérieure d'Art in Aix-en-Provence studiert. Diverse Stipendien haben sie nach Italien, Frankreich, in die USA und in die Tschechische Republik geführt.

Katharina Gierlach, Wiesbaden, DavisKlemmGallery, Fr/Sa 12–18 Uhr, 7. Juli bis 21. September 2024

A Day Off

Freizeitgestaltung ist ein Thema, das uns alle permanent beschäftigt. Einfach einmal nichts tun? Unmöglich! Überall sind wir mit immer aufregenderen, abenteuerlicheren und exotischeren Freizeitaktivitäten konfrontiert. Die Ausstellung mit Fotografien aus der Sammlung der Stiftung F.C. Gundlach visualisiert mit einem Augenzwinkern unsere Freizeitkultur der letzten einhundert Jahre: Es wird geschlemmt, gebrutzelt, geraucht, geschwitzt und gepowert, was das Zeug hält. Durch die Linse einiger der weltweit renommiertesten Fotografen erhalten wir einen Einblick in den Wandel unseres Freizeitverhaltens der vergangenen hundert Jahre.

A Day Off, Hofheim, Stadtmuseum, Di 10–13 Uhr, Di–Fr 14–17 Uhr, Sa/So 11–18 Uhr, 12. Juli bis 8. September 2024



Dana Meyer, „Südpazifikexpedition“

Foto Dana Meyer

SCHIERSTEINER HAFENFEST

Bereits zum 76. Mal wird das beliebte Hafenfest gefeiert. Live-Musik, Stände, Bootsausflüge und gute Laune. Den feierlichen Abschluss bildet das Feuerwerk am Montag von 22.30 Uhr an.

Schiersteiner Hafenfest, Wiesbaden, Schiersteiner Hafen, Samstag, 13. Juli und Sonntag 14. Juli, jeweils 10–11 Uhr und Montag, 15. Juli, 11–1 Uhr



„Was Ihr wollt“

Foto Uwe Dettmar

THEATER

Was Ihr wollt

Die unsterbliche Komödie um Schein und Sein als bunter Traum zwischen Melancholie und Leichtigkeit. Die bittersüße Romanze zwischen dem liebeskranken Fürsten Orsino und der als Mann verkleideten Viola als Parabel über Selbstbetrug und Liebesrausch. In Shakespeares kleinem Welttheater wird der ganze Kosmos von Liebe, Lust und Leidenschaft durchschritten, voller Musik und Slapstick, voller Tief- und traurigen Narreteien.

Was Ihr wollt, Frankfurt, Die Dramatische Bühne im Grüneburgpark, Dienstag, 16. Juli, 20.15 Uhr

Moving Shadows

Das Artisten-Ensemble „Die Mobilés“ lässt seine Zuschauer in die geheimnisvolle Welt des Schattentheaters eintauchen. Als wahre Meister der Illusion erzeugen die Darsteller allein mit den Silhouetten ihrer Körper Landschaften, Tiere, Pflanzen und Gebäude. Nun sind sie mit ihrem aktuellem Programm „Our World“ unterwegs. Es visualisiert sowohl die Sonnen- als auch die Schattenseite unserer Welt in einer Kombination aus Leichtigkeit, Präzision, Poesie, Comedy, Tanz, Artistik, Kunst und Bewegung.

Moving Shadows, Hanau, Staatspark Wilhelmshof, Mittwoch, 17. Juli, 20 Uhr



„Der Zauberer von Oz“

Foto Eugen Sommer

FAMILIE

Der Zauberer von Oz

Dorothy wird von einem heftigen Wirbelsturm weggefegt. Auf ihrer Suche nach dem Weg nach Hause findet sie in der Vogelscheuche ohne Verstand, dem Blechmann ohne Herz und dem feigen Löwen neue Freunde. Gemeinsam lernen sie gute und böse Hexen kennen, besuchen die rätselhafte Smaragdstadt, wo der Zauberer von Oz ihnen helfen soll, ihre Wünsche zu erfüllen, um endlich wieder heimkehren zu können.

Der Zauberer von Oz, Bad Vilbel, Wasserburg, Samstag, 13. Juli, 14 Uhr und Sonntag, 14. Juli, 12 Uhr

Sommer unter Sauriern

Lange vor dem Menschen beherrschten riesige Dinosaurier die Erde, in den Meeren tummelten sich Fische und Flugsaurier glitten durch die Lüfte. Die versteinerten Überreste dieser längst vergangenen Zeit erzählen beeindruckende Geschichten und lassen die Urzeit wieder lebendig werden. In dieser Führung beant-

worten die Mitarbeiter des Museums Dino-Fragen und freuen sich auf die großen und kleinen Besucher. Es ist keine Anmeldung erforderlich. Die Teilnahme ist im Eintrittspreis inbegriffen. Treffpunkt ist der T. rex im Sauriersaal.

Sommer unter Sauriern, Frankfurt, Senckenberg, Forschungsinstitut und Naturmuseum, Montag, 15. Juli, 15 Uhr

Töpferwoche

In den Sommerferien bietet das Freilichtmuseum ein abwechslungsreiches Ferienprogramm an. In der ersten Woche wird den jungen Besuchern das Töpferhandwerk nahegebracht. Die Kinder können unter fachkundiger Anleitung erfahrener Töpfer Figuren in Aufbaurkeramik herstellen oder kleine Schälchen an der Töpferscheibe drehen. Wer schon immer mal in einem alten Handwerk kreativ werden wollte, ist hier richtig.

Töpferwoche, Neu-Anspach, Freilichtmuseum Hessenpark, Montag, 15. Juli bis Sonntag 21. Juli, jeweils 11–17 Uhr



AUSBLICK

Scorpions

Vor 40 Jahren erschien das Album „Love At First Sting“ der Hardrock-Legenden aus Hannover. Um das zu feiern gehen die Scorpions im September auf Deutschland-Tour.

Scorpions, Frankfurt, Festhalle, Freitag, 20. September 2024, 20 Uhr

This is The Greatest Show

Die Show präsentiert die größten Musicals wie „Tanz der Vampire“, „Elisabeth“, „Les Misérables“, „Wicked“ oder „König der Löwen“ und bietet dem Publikum mitreißende Musik und Choreografien.

This is The Greatest Show, Frankfurt, Alte Oper, Dienstag, 8. April 2025, 20 Uhr

Michelle

Die Schlagersängerin veröffentlichte am 5. Juli ihr Abschiedsalbum „Flutlicht“ und geht damit 2026 zum letzten Mal auf große Tournee.

Michelle, Frankfurt, Jahrhunderthalle, Mittwoch, 2. Februar 2026, 20 Uhr



Alle Termine finden Sie online unter faz.net/vk

Terminhinweise bitte an: Rhein-Main-Kalender-Redaktion
Tel.: 069/97 46 03 00
E-Mail: termine@mmg.de



UNSERE HIGHLIGHTS DER FORD KUGA & PUMA

Ford Kuga Titanium 5-Türer, Motor 2,5 l Duratec FHEV 132 kW (180 PS), Automatik, Frontantrieb.

LED-Scheinwerfer, Ford Key Free-System, Rückfahrkamera, Blendfreier Fernlicht-Assistent, Park-Pilot-System, vorn und hinten, u. v. m.

36 monatl. Leasingraten von € 259,90^{1,4}

Anschaffungspreis (Zzgl. 1.290,00 € Überführungskosten ⁹)	34.918,00 €
Leasing-Sonderzahlung	0,00 €
Nettodarlehensbetrag	30.362,00 €
Ford Flatrate ³	527,00 €
Laufzeit	36 Monate
Gesamtleistung	15.000 km
Sollzinssatz p.a. (fest)	6,55 %
Effektiver Jahreszins	6,75 %
Voraussichtlicher Gesamtbetrag ²	9.356,40 €
Leasingrate	259,90 €

Ford Puma Titanium 5-Türer, Motor 1,0 l EcoBoost Hybrid 92 kW (125 PS), 6-Gang-Schaltgetriebe, Frontantrieb.

Fahrspur-Assistent, Ford SYNC 4 inkl. Navigation, Müdigkeitswarner, Rückfahrkamera, digital, Ford Power-Startfunktion, u. v. m.

48 monatl. Leasingraten von € 194,00^{1,3}

Anschaffungspreis (Zzgl. 1.290,00 € Überführungskosten ⁹)	23.987,00 €
Leasing-Sonderzahlung	0,00 €
Nettodarlehensbetrag	20.490,10 €
Laufzeit	48 Monate
Gesamtleistung	20.000 km
Sollzinssatz p.a. (fest)	6,55 %
Effektiver Jahreszins	6,75 %
Voraussichtlicher Gesamtbetrag ²	9.312,00 €
Leasingrate	194,00 €

Verbrauchswerte nach WLTP*: Ford Kuga Titanium, 132 kW (180 PS); Kraftstoffverbrauch (kombiniert): 5,3 l Benzin/100 km; CO₂-Emissionen (kombiniert): 122 g/km; CO₂-Klasse: F. Ford Puma Titanium 92 kW (125 PS); Kraftstoffverbrauch (kombiniert): 5,4 l Vollelektrisch/100 km; CO₂-Emissionen (kombiniert): 121 g/km; CO₂-Klasse: D. elektrische Reichweite (bei voller Batterie): bis zu 65 km**



EMIL FREY HESSENGARAGE
Autohaus Hessengarage GmbH

www.hessengarage.de

Am Riederbruch 8 · 60386 Frankfurt
Tel: 069 / 420987-412

Frankfurterstr. 150 · 63303 Dreieich
Tel: 06103 / 5060-23

An der Brückengrube 16 · 63452 Hanau
Tel: 06181 / 901199

Wir sind für mehrere bestimmte Darlehensgeber tätig und handeln nicht als unabhängiger Darlehensvermittler. Beispielfoto eines Fahrzeuges der Baureihe. Die Ausstattungsmuster sind abgeblendet. Fahrzeuges sind nicht Bestandteil des Angebotes. * Seit dem 1. September 2017 werden bestimmte Neuwagen nach dem weltweit harmonisierten Prüfverfahren für Personenkraftwagen und leichte Nutzfahrzeuge (Worldwide Harmonised Light Vehicles Test Procedure, WLTP), einem neuen, realistischeren Prüfverfahren zur Messung des Kraftstoffverbrauchs und der CO₂-Emissionen, typ genehmigt. Seit dem 1. September 2018 hat das WLTP den neuen europäischen Fahrzyklus (NEZ), das bisherige Prüfverfahren, ersetzt. Wägen der realistischen Prüfbedingungen sind die nach dem WLTP gemessenen Kraftstoffverbrauchs- und CO₂-Emissionswerte in vielen Fällen höher als die nach dem NEZ gemessenen. Die angegebenen Werte dieses Fahrzeugtyps wurden anhand des neuen WLTP-Testzyklus ermittelt. ** Gemäß Worldwide Harmonised Light Vehicles Test Procedure (WLTP) ist bei voll aufgeladener Batterie eine Reichweite bis zu den genannten, zertifizierten elektrischen Reichweite - je nach vorhandener Serien- und Batterie-Konfiguration - möglich. Die tatsächliche Reichweite kann aufgrund unterschiedlicher Faktoren (z.B. Wetterbedingungen, Fahrverhalten, Streckenprofil, Fahrzeugzustand, Alter und Zustand der Lithium-Ionen-Batterie) variieren. ¹ Ein km-Leasing-Angebot für Privatkunden der Ford Bank GmbH, Henry-Ford-Str. 1, 50735 Köln. Das Angebot gilt für noch nicht zugelassene, berechnete Ford Neufahrzeuge und stellt das repräsentative Beispiel nach § 17 Preisangabenverordnung dar. Ist der Leasingnehmer Verbraucher, besteht nach Vertragsschluss ein Widerrufsrecht. ² Summe aus Leasing-Sonderzahlung und mtl. Leasingrate. Zzgl. bei Vertragsabschluss ggf. Mehr- oder Minderkilometer sowie ggf. Ausgleichsbeträge für etwaigen übermäßigen FzB-Verschleiß. für den Ford Puma Titanium: Mehrkilometer 0,061 €/pro km berechnet, Minderkilometer 0,037 €/pro km weggez. (5.000 Mehr- oder Minderkilometer bleiben unberücksichtigt). für den Ford Kuga Titanium: Mehrkilometer 0,088 €/pro km berechnet, Minderkilometer 0,053 €/pro km weggez. (inkl. MwSt.). ³ Gilt für einen Ford Puma Titanium 5-Türer, Motor 1,0 l EcoBoost Hybrid 92 kW (125 PS). ⁴ Gilt für einen Ford Kuga Titanium 5-Türer, Motor 2,5 l Duratec FHEV 132 kW (180 PS). Der Fahrzeugpreis ist inkl. 19% MwSt. ⁵ Detaillierte Informationen über die Leistungen und Ausschüsse der Ford Flatrate³ entnehmen Sie bitte den gültigen Garantiebedingungen der Ford Flatrate³. ⁶ Die Zulassungs- und/oder Überführungskosten werden separat in Rechnung gestellt.

„Die ersten Eindrücke sind positiv“: Toppmöller beim Trainingsauftakt
Foto Huebner



Zweiter Anlauf, neuer Punch?

Dino Toppmöller hat wieder „Bock am Fußball“: Was bei der Eintracht in der neuen Saison anders laufen soll, damit der Trainer Krösches Vertrauen rechtfertigt

Von Marc Heinrich

Die Anziehungskraft ist nach wie vor groß. Nach sieben Wochen, in denen die Eintracht in der öffentlichen Wahrnehmung keine herausragende Rolle gespielt hat, startete der Klub seine Vorbereitungen auf die nächste Saison, in der nicht alles anders, aber vieles besser laufen soll als zuletzt. Auch das Publikum ist gespannt auf den Auftakt der mannschaftlichen Einstimmung auf kommende Aufgaben.

Die Veranstalter von der Turn- und Sportvereinigung 1873 Heusenstamm haben in Anbetracht der Wettervorhersage, die ein wenig mehr Sommeratmosphäre verspricht, und den bisherigen

Vorverkaufszahlen die Zahl der Getränkestände und Würstbuden erhöht, um dem prognostizierten Andrang am 20. Juli gerecht zu werden, der rund um die Stippvisite der Frankfurter Profis im Sportzentrum Martinsee erwartet wird.

Für die Amateure ist es der Höhepunkt ihrer Feierlichkeiten aus Anlass des 175-jährigen Bestehens. Für die Eintracht bietet es die Gelegenheit, sich in der Rhein-Main-Region von der nahbaren Seite zu zeigen, ehe ihr Team kurz danach in den Flieger steigt, um in Kentucky die Heranführung an eine Fülle von Projekten zu intensivieren. Die Lust auf das, was kommt, ist Dino Toppmöller anzusehen. Sie hat auch da-

mit zu tun, dass er froh ist, hinter sich zu haben, was sich an Problemen angehäuft hatte, die das zurückliegende Frühjahr aus Frankfurter Fußball-Perspektive zu einer vielfach trübseligen Angelegenheit werden ließen. „Ich freue mich, wieder hier zu sein“ lautete sein Einstiegssatz, als sich nach dem Eröffnungstraining die TV-Kameras am Eintracht-Campus auf ihn richteten. „Die ersten Eindrücke sind positiv.“ Toppmöller sah nach Urlaub und manchen Sonnenstunden im Kreise der Familie erholt aus. Nicht alles in seinem ersten Jahr als Chefcoach bei der Eintracht war zuvor satisfaktionsfähig. Nun betonte er seinen Tatendrang und sprach davon, dass „jeder wieder Bock am Fußball“ verspüre.

Mitte Mai, als die Mikrofone letztmals in ähnlicher Gesellschaft vor dem 43-Jährigen aufgebaut waren, wirkte er erschöpft – und ein Stück weit verblüfft über den Lauf der Dinge. Mit dem 2:2 gegen Leipzig hatte die Eintracht letzte Zweifel an der abermaligen Qualifikation für die Europa League beseitigt und den sechsten Platz behauptet. Freudenstimmung mochte aber so recht keine aufkommen. Vielmehr überwog allenthalben die Erleichterung über das Ende einer sich über Monate dahinziehenden Mühsal – die trotz der letztlich respektablen Abschlussplatzierung manchen Wegbegleiter (vorübergehend) das Interesse am Fußball nach Frankfurter Schema verlieren ließ, das viel weniger mitreißend als in jüngerer Vergangenheit, mitunter gar einfalllos daherkam.

Toppmöller wurde dafür, zum Teil heftig, kritisiert. Und obwohl es selbst in Klub-Kreisen missbilligende Stimmen gab, denen die fehlende Konstanz bei Führungsspielern und die ins Stocken geratene Entwicklung der Talente zu denken gab, änderte er nicht an der (maßgeblichen) Meinung der handelnden Herrschaften. Mit Markus Krösche, dem Sportvorstand, traf sich Toppmöller Ende Mai dreimal zum Gespräch. Von Rapport, so stellte es der Vorgesetzte im Nachhinein dar, habe keine Rede sein können. Vielmehr bezeichnete er es als „normale“ Analyse-Aussprache. Und der Chef und sein wichtigster Angestellter kamen dabei zur Feststellung, dass für die Arbeitsbeziehung aufgrund „vieler Gemeinsamkeiten“ weiterhin eine solide Grundlage existiere. Eine vorzeitige Trennung war demnach kein Thema, stattdessen folgte die Übereinkunft, an ein „paar Stellschrauben“ zu drehen, wie es Krösche nannte. Die „Art und Weise“, wie sich die Eintracht präsentierte und dabei unter anderem dem Novizen, der bis Mitte 2026 vertraglich gebunden ist, die Chance auf ein besseres Abschneiden in den Pokal-Wettbewerben vergab, habe wichtige Erkenntnisse geliefert, aus denen Lehren gezogen werden könnten.

Vor allem offensiv soll die Mannschaft mehr Variabilität und Zielstrebigkeit im letzten Drittel des Platzes zeigen. „Ballbesitz darf bei uns kein Selbstzweck sein“, sondern müsse als „Werkzeug“ genutzt werden, formulierte Krösche seine Erwartung, die er mit dem Vertrauensbeweis an Toppmöller verband. „Wir haben viel Arbeit vor uns“, fügte er an. Zur Unterstützung bei ihren Vorhaben verpflichtete die Eintracht zu Beginn der Woche mit Xaver Zembrod und Jan Fießler zwei neue Ko-Trainer. Vom erfahrenen Zembrod, der mit Toppmöller bereits in Leipzig und München kooperierte, versprechen sie sich unter anderem einen abgeklärten Umgang mit Stressmomenten, die bei der Teilnahme an drei Wettbewerben garantiert kommen werden, und Impulse für eine konsistente Angriffsstrategie; Fießler, der bis April beim VfL Bochum beschäftigt war, soll sich verstärkt ums Einstudieren von Abläufen bei Standardsituationen, offensiv wie defensiv, kümmern. Dafür musste sich Toppmöller von seinem Spezi Erwin Bradasch verabschieden, mit dem er seit seinen Anfangstagen an der Seitenlinie in Luxemburg verbunden war.

Ein Zugeständnis, das dem Trainer nicht schmeckte, von ihm aber als alternativlos akzeptiert wurde. Er verspricht sich eine „andere Power“ und „einen anderen Punch“ durch das Stühlerücken im Stab seiner engsten Mitstreiter.

Die Eintracht, so sagte es Krösche, sei zu „1000 Prozent“ von Toppmöllers Knowhow „überzeugt“. Er könne sich mit dem Vertrauen ans Werk machen, dass er zu „100 Prozent“ der richtige Mann sei, „auch wenn es mal schlechtere Spiele geben wird“. Toppmöller, der im Sommer den Berater wechselte und seine Interessen künftig von der gleichen Agentur vertreten lässt, die auch Julian Nagelsmann betreut, weiß um die Bedeutung der zweiten Chance, die er trotz eines schwierigen Auftaktprogramms am besten gleich zu nutzen versteht – sonst steigt die Gefahr, dass es schnell seine erste und letzte gewesen sein könnte, sich in der Bundesliga zu etablieren. Dazu gehört auch der Anspruch, im zweiten Anlauf für ein Betriebsklima zu sorgen, in dem mehr Reibung entstehen soll, weil auch so Energie frei werden kann: „Ich will meine Spieler mehr fordern und fördern“, sagte Toppmöller und verband es mit der Feststellung, dass jeder, der für sich in Anspruch nimmt, eine führende Rolle zu übernehmen, sich „der Verantwortung stellen und gerecht werden muss“.

Gemünzt war der Satz nach dem Trainingsauftakt eigentlich auf seine Spieler. Sie brachte im gleichen Atemzug aber auch seine Ausgangsposition im Juli 2024 in Frankfurt ziemlich gut auf den Punkt.

Lust auf Qualen

Wie Darmstadt 98 die Fans nach dem Abstieg wieder begeistern will.

Am Mittwochabend gab es die erste Enttäuschung in der Vorbereitung von Darmstadt 98 auf die Saison 2024/25. Nach drei deutlichen Siegen gegen Amateur-Gegner verloren die „Lilien“ im Testspiel gegen den Regionalligaverband FSV Frankfurt o.1. Sieben Spieler fehlten, Trainer Torsten Lieberknecht improvisierte und war dann vor allem mit dem Ergebnis unzufrieden. Solche Niederlagen würden eine Mannschaft aber auch formen, sagte er, sie ließen sie zusammenwachsen.

Am Donnerstagmittag gab es dann eine gute Nachricht: Klaus Gjasula, der 34 Jahre alte Routinier, bleibt. Auch er soll helfen, dass die Mannschaft zusammenwächst. Über die Länge des Vertrags schweigt der Verein. Über die Kaderplanung des Sportdirektors Paul Fernie sagt die Verlängerung aber einiges. „Klaus verschafft uns zum einen Flexibilität im Defensivverbund, da er mehrere Positionen bekleiden kann. Zum anderen geht er auf und neben dem Platz voran und identifiziert sich total mit dem Verein“, so Fernie.

Flexibilität und Identifikation, das sind neben dem fußballerischen Vermögen für die zweite Liga die beiden Kernkompetenzen, nach denen Fernie bei der Spielersuche in diesem Sommer Ausschau hält. Acht Neue hat er bislang verpflichtet, ein, zwei Spieler werden noch dazustoßen.

Gjasula kann als defensiver Mittelfeldspieler und als Innenverteidiger spielen. Sergio López, der aus Basel kam, ist als rechter Verteidiger und als rechter Flügelspieler einsetzbar, und wenn Not am Mann ist, macht er seinen Job eben auf der linken Seite. Die Innenverteidiger können alle auch auf Außen spielen. Dass Spieler mehrere Positionen spielen können, ermöglichte Fernie, den Kader von 31 Spielern zum Saisonende auf aktuell 24 Spieler zu schrumpfen. Ein kleiner Kader sei wichtig, sagt Fernie der F.A.S., weil „es schwierig ist, das Gefühl zu vermitteln, dass jeder gebraucht wird, wenn der Kader zu groß ist. Wenn man eine Euphorie und Energie aufbauen möchte, hilft es, wenn der Kader kleiner ist.“ Seit dem Trainingsauftakt vor drei Wochen wird das Gefühl beschworen, dass nach dem Bundesligaabstieg wieder glückliche Tage bevorstehen.

Womit man bei der Identifikation ist, die Fernie ebenso wichtig ist. Die mit dem Verein oder – etwas weniger gefühlig – mit der Aufgabe zweite Liga. Da sind drei neue Spieler, die Fernie bewusst aus der dritten Liga verpflichtete. Für die Stürmer Luca Marseiler (vorher Viktoria Köln), Fynn Lakenmacher (1860 Mün-



Gut drauf: „Lilien“-Trainer Torsten Lieberknecht Foto Huebner

chen) und den Sechser Paul Will (Dynamo Dresden) bedeutet Darmstadt 98 einen Karrieresprung.

Diejenigen, die letzte Saison abgestiegen sind, haben dagegen etwas gutzumachen. Lieberknecht macht ihnen das Angebot, die Erinnerungen an die eigene Unterlegenheit auszuschwitzen. Das ist wörtlich gemeint. Mehr körperliche Kraft und geistige Widerständigkeit aufzubauen ist eine zentrale Ableitung aus der vergangenen Saison. Deshalb fährt Darmstadt 98 in diesem Sommer nicht nur in ein Trainingslager, wie in den vergangenen Jahren, sondern in zwei.

Das erste haben die Spieler schon hinter sich, und es hat Eindruck hinterlassen. Lieberknecht ließ dreimal am Tag trainieren, häufiger und härter als je zuvor. Christoph Zimmermann, Abwehrspieler in seinem dritten Jahr in Darmstadt, sagt: „Was Intensität und Umfang angeht, weht ein anderer Wind. Die erste oder zweite Einheit war auch nicht zum Reinkommen, um mal wieder den Ball am Fuß zu haben. Wir sind sofort in die Vollen gegangen.“

Typen wie Zimmermann sagt die neue Lust an der Schinderei zu. „Wir haben sicherlich viele Leute in unserer Fanszene enttäuscht“, sagt er. Wegen der Art, wie die Darmstädter zuletzt verloren. Kraftlos, mutlos, widerstandslos. Und wie gewinnt man Menschen zurück? „Indem man zeigt, man ist bereit, zu arbeiten.“
JOHANNES MÜLLER

RHEIN-MAIN

Das Geschehen in Ihrer Region für Sie im Blick.

F.A.Z. Metropol: das Wirtschaftsmagazin für Entscheider in der Region Rhein-Main.

Titelthema

Wohin steuert Opel?
Seit 125 Jahren werden in Rüsselsheim Autos gebaut. Aber nicht allen ist nach Feiern zumute.

Wirtschaft und Politik

Urlaub vor der Haustür
Der Tourismus ist ein wichtiger Wirtschaftsfaktor im Taunus. Jetzt soll das Mittelgebirge zur Marke werden.



Unternehmen

Es geht um die Wurst
Seit 130 Jahren produziert Gref-Völsing seine Kult-Rindswurst. Das Unternehmen steht zwischen Tradition und Moderne.

Stadtlust

Riesling-Tankstellen am Rhein
Die Weinprobiertände im Rheingau sind nicht nur ein Absatzkanal. Sie sind auch ein Treffpunkt für alle Generationen.

Hier mehr erfahren: faz-metropol.de